Erwin Rosen

Allen Gewalten zum Trotz

Memoiren Bibliothek

Sechste Reihe / Vierter Band

Verlag Robert Lutz - Stuttgart

Copyright 1922
by Robert Lutz, Stuttgart.
Printed in Germany
Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart

Allen Gewalten zum Trotz

Lebenskämpfe, Niederlagen, Arbeitssiege eines deutschen Schreibersmannes

von

Erwin Rosen

*

Zweite Auflage

Verlag Robert Lutz-Stuttgart

Nicht so vieles Federlesen!
Laßt mich immer nur herein:
Denn ich bin ein Mensch gewesen,
Und das heißt ein Kämpfer sein.

Goethe, West-östlicher Divan. Buch des Paradieses.

RBR
Junk
#573
c.2

Meinem Sohn Peter gewidmet

Dies ist ein Brief an meinen Sohn Peter, der jetzt gerade ein Jahr alt ist. Ich selbst bin auch noch sehr jung, gerade fünfundvierzig Jahre alt. Dem kleinen Mann einen offenen Brief zu schreiben, ist eine sonderbare Idee, aber der Brief ist sehr ernst gemeint. Der Mitleser wird mir das glauben, wenn er dieses Buch gelesen hat.

Hamburg, im März 1922.

Erwin Carlé
genannt Erwin Rosen.

Lieber Peter!

Du wirst den Brief und das daranhängende Buch schon als Junge gelesen haben, aber ich stelle mir vor, daß du Brief und Buch einmal richtig und wirklich liest, wenn du so ungefähr zwanzig Jahre alt bist und bewußt nach deinem eigenen Willen lebst und mit deinen eigenen Nöten kämpfst. Zeiten und Dinge werden sich unterdessen geändert haben. Ich weiß nicht, wie es dann aussehen wird in unserem Haus, in unserem Volk, in unserem Land; aber ich weiß, daß alle schweren Kampf gekämpft haben werden. Ich glaube, daß dieser Kampf siegreich sein wird. Solange in Menschen und Völkern die Lust am Leben und Schaffen nicht untergegangen ist, solange kann keine Niederlage das Bleibende sein: vielleicht sind Katastrophen oft nur dazu da, um Kräfte auszulösen. Es scheint mir, als hätte ich das am eigenen Leib und in der eigenen Seele erlebt. So habe ich es in höllischer Zeit fertig gebracht, mich mit meiner Vergangenheit zu beschäftigen und anderen Men-

schen von dieser Vergangenheit zu erzählen; besonders dir, Sohn Peter. Es sind ein Dutzend Jahre meines Lebens, von denen ich berichte, vom Jahre 1900 an etwa. Die Wesenheit des Erlebens ist die sich wiederholende Niederlage, aus eigener Schwäche entstanden, und die nicht minder sich wiederholende Kraftanstrengung, sich wieder aufzurichten. Mein Lebensweg dieser Jahre ist schier unbegreiflich krumm gewesen, und doch wieder sonderbar gerade. Die Torheiten waren dumm; die Kraft ist schön gewesen; das Geschenk an Erleben war wertvoll.

Es kommt in allem nur auf den Menschen selbst an. Gar wenig nur vermögen Verhältnisse und Zeiten ein Menschenleben zu führen und zu bestimmen. In der eigenen Seele ist die rettende Kraft verborgen.

Die Kraft kann, so fühle ich es im Rückblicken, mit vielen Namen benannt werden, mögen sie nun Begeisterung heißen, oder Arbeitsfreude, oder trotziger Lebenswille, oder roher Selbsterhaltungstrieb. Sie ist geheimnisvoll. Am schönsten aber ist neben der Begeisterung, das weiß ich mit untrüglicher Gewißheit, das verspüre ich heute mehr als je in allen Fasern meines Seins, die Freude an der Arbeit; jener Arbeit und jener Leistung, die nicht mit Heller und Pfennig rechnet wie ansammelnder Wucherer, sondern aus dem Menschen herauswächst, weil Wachsen und Werden der große Lebenstrieb sind.

Die Kräfte sind der Witz, Peter; die Katastrophen sind die Nebensächlichkeiten. Doch das wirst du erleben; ich wünsche dir alle die Freuden des Lebenskampfes und des Arbeitssiegs. Schaff' sie dir!

Dein Vater

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Die Flucht aus dem Lande Gottes.

Das Land Gottes und des Teufels. — Warum die Amerikaner verrückt sind . . . — Was ist echt und was ist Bluff? — Ein Kerl, sieben Kilometer lang und drei Kilometer breit. — Briefe aus München. — Ich bin amerikanisch verrückt. — Das Ochsenschiff. — Die sympathischen Männer der blutigen Verdammtheit. — Allerlei Luftschlösser. — Auf deutschem Boden . . . 13

Der Ochse vor dem Berge.

Daheim in München. — Wieder der Winerle. — Das Dimissionszeugnis von Burghausen. — Ich komme gleich hinter Bismarck. — Ich beschließe, die deutsche Zeitung zu reformieren. — Die drei Stadien des amerikanischen Reporters. — Bei den Münchener Neuesten Nachrichten. — Wer ist nun das Kamel? — Die deutsche Zeitung wünscht meine Reformen nicht. — Was nun? — Was tun? 26

Wär' ich bloß wieder in Amerika!

Die erfolglose Jagd nach der Sensationsidee. — Auf der Arbeitssuche. — Sprachlehrer. — Stadtreisender in Fachwerken. — Der unmögliche Empfangsherr. — Yes-Oui-Si. — Die Sehnsucht nach dem Zaubertuch. — Auch die Wiener Zeitungen brauchen mich nicht. — Das glückhafte Betrunkensein 40

Der Marsch an der Donau.

Der Rausch des Wanderns. — Die Erlösung aus der Unklarheit. — Ich will Zeitungshumoresken schreiben. — Von Linz nach München. — Unterwegs nach Ulm. — Der Mann mit der Setzmaschine 52

Seite

Das Glück von Ulm.

Der Großvater Döbele und die versunkene Insel Mainau. — Im Goldenen Ochsen. — Mein Zimmerle in der Walfischgasse. — Wie die erste Geschichte zu mir kam. — Von nächtlichen Gestalten. — Das erste Honorar. — König im Märchenland. — Das Geld war dumm, der Tag war reich. — Von Ulmer Bürgern, Rettichen und Kräuterkäse. — Mein Freund der Pudel. — Du liebes altes Ulm. — Wenn die Lebenswage still steht . . . — Das Telegramm aus Berlin. — Abschied vom Glück in Ulm 63

Zeitungsmann in Berlin.

Ich bin Experiment. — Die drei Fehler, die ich machte. — Eine knifflige Aufgabe. — Die drei Reporter Berlins. — Von journalistischer Findigkeit. — Der Diplomat in Hemdsärmeln. — Bei Isadora Duncan. — Die Frau Minister, das Blocksystem und der Kaiser. — So allerhand Reibungen und Menschlichkeiten. — Die Zeitungskneipe am Dönhoffplatz. — Der Haken im Fleisch. — Was sind Schulden? — Weshalb ich Erwin Rosen heiße. — Im Reich des Hintertreppenromans. — Der große Krach. — Meine private Meinung über Berlin. — Weshalb ich nach London fuhr 84

Zwischenspiel in England.

Die Londoner Backsteinwüste. — Straßeneindrücke. — Die fünfundzwanzig Schilling-Pension. — In der weltberühmten Zeitungsstraße. — Das englische Imperium und die Zeitung. — Bei der Daily Mail. — Der Berliner Korrespondent. — Sergeant McCormack aus Amerika. — Bei den Jungens von Buffalo Bill. — Ich komme zur Galoppkanone. — Wie ich des Zirkus müde wurde. — Zurück nach Deutschland 116

Von Kämpfen mit der Arbeit und mit mir selber.

Im Hamburger Hafen. — Der Sang der Arbeit. — Ich habe nicht die Arbeit, sondern die Arbeit hat mich. — Ein Rekord im Maschinenschreiben. — Die lebendigen Buchstaben. — Zur Hamburger Zeitung 143

Seite

Zeitungsmann in Hamburg.

Mit vollen Segeln! — Wie eine Zeitung entsteht. — Die Setzmaschine, der Metteur. — Der Plattenguß, die Rotationsmaschine. — In toten Dingen kann sich die Seele spiegeln. — Der sausende Arbeitstag des Redakteurs. — Die Stellung des deutschen Zeitungsmannes. — Fehler und Vorzüge der deutschen Presse. — Die Notwendigkeit des Nachrichtendienstes. — Die nationale Zeitung meines Traumes. — Vom zu vielen Müssen 155

Vom lieben Geld und den Wucherern.

Die gefälligen Männer. — Von Versicherungen und Wechseln. — Der Redaktionskrach. — Die Gründung des Hanseatischen Presse-Büros. — Fuchs vor der Meute. — Vom Gaul, mit dem ich zusammenbrach. — Wie Nerven versagen. — Von Zürich über Belfort nach der Fremdenlegion 173

Von einer Todschande der Franzosen.

Was ich in der Legion suchte und was ich fand. — Auch hier das Geld! — Ich werde Steinzeitmensch. — Ich brauche keine schwarze Schmach; mir genügt die Fremdenlegion. — Mein Kampf gegen die Legionsschmach. — Die Gegenwart und die Fremdenlegion. — Die geglückte Flucht. — Durch Italien nach Innsbruck . . 183

Die Geschichten von Innsbruck.

Der Herr Schriftgelehrte. — Von Erst- und Zweitdrucken. — Bessere Zeiten fangen an. — Der schwarze Kasten. — Der Gelderfolg. — Die geduldige deutsche Zeitung. — Meine monatlichen siebenhundert Mark und die unangenehmen Postanweisungen. — Von unheiligen Gefühlen 200

Vom Lokomotivführer, den Schwammerln und der Lebenskunst.

Die große Kunst der Freude. — Von Renaissancemenschen, Bismarck, Bleichröder und anderen gescheiten Leuten. —

Seite

Die Wechselwirkung von Arbeit und Spiel. — Die Innsbrucker Hausleute. — Im Reich der Pilze. — Von der Weisheit des k. k. pensionierten Lokomotivführers. — Wie man am angenehmsten für den Staat arbeitet. — Das Glück der Genügsamkeit. — Nach München. — „Alsdann — das ist eine Gemeinheit!“ 219

Geschichten in München.

Meine explosive Mischung. — Stärke contra Schwäche. — Dienstlich und außerdienstlich im Faschingstrubel. — Wie mir der rote Teufel in den Cliquot sprang. — Bierabend bei den Münchener Neuesten Nachrichten. — Der Banause auf der literarischen Soirée. — Wie ich Schwabing erlebte. — „Die Kunst in Ehren, Himmelherrgottsackerment!“ — Von Schlawinern, Stoffdurchgeistigung, und letzter Loslösung. — Die revolutionären Köpfe. — Meine unanständige Vitalität. — Mein Freund der Zahnarzt. — Große Honorare. — Großes Schuldenzahlen in Hamburg 237

Meine Erinnerungsbücher.

Wie ich mein Buch über die Fremdenlegion schreiben mußte. — Vom Verleger und vom Burgundertrinken. — Das Geheimnis der Schöpfungsstunde. — Das Problem: Schriftsteller und Verleger. — Meine anderen Erinnerungsbücher. — Schreibersmann bleibt Schreibersmann 255

Vom Rausch des Erlebens und der Arbeit.

Die Apparate in der Zelle im Kopf des Menschen. — Von komischen Vorstellungen über Schriftsteller und von kannibalischen Literaten. — Mein Erleben im Theater. — Vom Fliegen. — Wie ich das Flugzeug kaput machte. — Geschichten und Erleben. — Was die Arbeit mir war und ist. — Die königliche Narrheit, die zu den Stufen des Himmels führt 268

Die Flucht aus dem Lande Gottes

Das Land Gottes und des Teufels. — Warum die Amerikaner verrückt sind . . . — Was ist echt und was ist Bluff? — Ein Kerl, sieben Kilometer lang und drei Kilometer breit. — Briefe aus München. — Ich bin amerikanisch verrückt. — Das Ochsenschiff. — Die sympathischen Männer der blutigen Verdammtheit. — Allerlei Luftschlösser. — Auf deutschem Boden.

Ich habe Amerika sehr geliebt. Und ich liebte in Amerika nicht nur mein eigenes junges Erleben vergangener Zeit, sondern Land und Menschen; das Land, weil es gesegnet ist mit Größe und Schönheit, die Menschen, weil sie mir eitel Kraft, Wagemut, Begeisterung schienen. Diese Liebe ist elend in Scherben gegangen durch den Großen Krieg. Im Felde hat mich der Zufall nicht gegen Amerikaner geführt, aber ich hätte mit Wonne gegen Amerikaner gekämpft; ich, der ich auf amerikanischer Seite kämpfte in Kuba. Nach dem Kriege trug ich alles in meiner Kraft dazu bei, Amerikas falsches Spiel im Weltkrieg zu schildern und vor Amerika zu warnen. Selber hätte ich am allerliebsten vergessen, was Amerika mir einmal war. Das ist mir jedoch nicht gelungen. Mag es mich wie Eiseskälte anwehen in Haß über die amerikanische Kriegsheuchelei, mag Ekel mich überkommen vor großen Worten, die mir hohl klingen, mag brutale Geldgewalt schreien, die mich empört — immer wieder ertappe ich mich auf dem Bemühen, nach gutem Klang zu horchen aus dem Riesenlande über den Wassern, nach Menschheitstat, nach begeisternder Leistung. Zer-

brochener Glaube ist sogar noch in den wertlosen Stücken lebendig geblieben.

Ich empfand das so recht an irgend einem Tag im Anfang des Jahres 1920.

Ich sprach da mit einem Mann von der Wasserkante, einem alten Amerikakenner, der gerade so knallvoll mit Haß gegen Amerika geladen war wie ich selbst:

„Die Amerikaner sind ja immer verrückt gewesen!" sagte er. „Sie sind hysterisch. Sie nennen sich das Land Gottes? Das Land des Teufels, sage ich. Solch ein Amerikaner kam mir immer vor, als stürze er in rasendem Rennen dahin, aber nicht, weil er rennen wollte, sondern weil er rennen mußte, vorwärtsgetrieben von einem anderen Amerikaner, der mit der Peitsche hinter ihm herlief!"

„Hoh!" meinte ich. „Glauben Sie das wirklich?"

Der Wasserkantenmann betonte, daß er das allerdings sehr glaube. Er kenne die Amerikaner doch seit Jahrzehnten, und er kenne vor allem ihre rasende Hetzjagd und ihre verzweifelte Angst vor dem Mißerfolg. Sie stünden immer unter Druck, seien geladen wie ein Explosionsgeschoß: der Mann, das Weib, der Kaufmann, der Angestellte, ja sogar der Pfarrer. Wahre Kraft aber bedeute Ruhe. Da seien zum Beispiel diese berühmten Kraftmenschen von amerikanischen Reportern! Die seien aber nach seiner Erfahrung arme hysterische Luder; aus dem Leim gegangen, verprügelt, verrückt gemacht!

„Na, erlauben Sie mal —" regte sich in mir schon die Erinnerung . . .

„Sie können mir gar nichts erzählen!" sagte der

Mann von der Wasserkante. „Ich habe diese amerikanischen Reporter mehr als einmal erlebt. Sie sind zum Kotzen. Sie haben gewinselt wie die jungen Hunde. Sie haben geheult wie die alten Weiber. Sie haben mir vorgejammert, daß sie erschlagen wären, und ruiniert, und vernichtet, wenn ich ihnen nicht das Interview für ihre Zeitungen gäbe. Sie haben vor mir Ströme von Tränen vergossen, um mich zu bewegen, auf ihre dummen Fragen eine sensationelle Antwort zu geben. Sonst seien sie erschossen! Sonst würden sie zum Teufel gejagt — und so weiter — die pure Hysterie!"

„Aber da sind Sie ja hereingefallen!" lachte ich entzückt. „Das war Theater. Ein Trick war das. Die Tränen waren Krokodilstränen. Der Kummer war geheuchelt. Ich kenne das."

„Nein! Die Tränen waren echt! Das Gewinsele war unerträglich. Ich kenne Menschen. Ich habe das erlebt. Und glauben Sie mir, diese Amerikaner sind überhaupt alle verrückt! Die Männer sind hysterisch, die Weiber sind hysterisch, die Politik ist es, die Wirtschaft, das Gesellschaftsleben, die Arbeit, die Erholung . . . Die heulende Reporterbande war einfach typisch!"

Dann sprachen wir von etwas anderem.

Doch die Geschichte ging mir im Kopfe herum. Es fiel mir ein, am gleichen Abend noch, daß da einmal irgend ein merkwürdiger amerikanischer Wissenschaftler die Behauptung aufgestellt hatte, die amerikanische Luft enthalte das Nervensystem schwer irritierende Bestandteile. Die Luft über den Vereinigten Staaten von Nordamerika sei eine völlig andere Luft als irgendwo anders auf der Welt. Es handle sich da um eine

Art Golfstrom der Luft, der seinen Ursprung wahrscheinlich in einer Vermengung der feindlichen Strömungen über den nördlichen Felsengebirgen und den südlichen Sonnenwüsten habe. Der Professor behauptete dabei allerlei über verschiedenartige elektrische Spannungen und patentiert-amerikanische Teufeleien von Molekülen, aber er kam jedenfalls zu dem Schluß, daß die Besonderheit der amerikanischen Luft den Menschen eben ein wenig verrückt mache. Sie bewirke zwar Steigerung wertvoller Energien, aber sie steigere auch den menschlichen Hang zur Unrast, zur sinnlosen Übertreibung, zum Vordrängen der brutalsten Instinkte. Die Veröffentlichung des Professors hatte ich damals selbst für die Bedürfnisse der Leserschaft einer sensationellen Zeitung zurechtgeschneidert ... Hm, hatte sie nicht wirklich immer etwas Verrücktes an sich gehabt, die amerikanische Luft? Hieß nicht das Wort, das der Amerikaner in jedem zweiten Satz gebrauchte, crazy?

Mir war, als stünde ich wieder inmitten wüster Steinmassen, von Donnergelärme umtost, von hastender, gierig stürzender Menschenflut umbrandet, kämpfend um Luft, Brot, Leben. Ich verspürte wieder den amerikanischen Kampfdrang im Blut, der wild und rücksichtslos um sich schlug; die furchtbare amerikanische Rastlosigkeit, die den Menschen ruhelos von Stadt zu Stadt trieb, von Tun zu Tun, von gieriger Hast zu neuer Hetzjagd. Ich roch hitzegeschwängerten Asphalt, sah unstet wimmelnde Menschenmassen, blickte in harte Gesichter. Sternenbanner flatterten geräuschvoll, brüllende Redner schrien die Göttlichkeit des Landes Gottes in die Welt hinaus, große Worte ertönten durch

Megaphone wie schrille Trompeten in wahnwitziger Übertreibung. Da war alles glorreich, unbegrenzt, herrlich, gigantisch, wunderbar; am besten, am edelsten, am freiesten. Da hatten die Maße keine Grenzen. Da wuchsen die Häuser in den Himmel. Da erraffte die Gier Milliarden. Da war auch nichts groß genug, nichts durfte feststehend sein, nichts sollte als unverrückbar gelten; es gab keine Ehrfurcht im Lande Gottes. Die Menschen gingen nicht, sondern sie sprangen. Sie stürmten, polterten, rasten. Ein geheimnisvoller Drang mußte in diesen Seelen wühlen, kraftvoll treibend, aber mit Gier erfüllend, mit Unrast vergiftend; nun göttlich stärkend, jetzt teuflisch schwächend, jetzt mächtig erbrausend wie herrlicher Orgelklang, nun schrill gellend wie das Geheule aller Dampfpfeifen eines Erdteils.

Lärm hörte ich; Lärm, Lärm.

Wirrwarr sah ich; Wirrwarr, Wirrwarr.

Aber erwuchsen da nicht Kräfte riesenhaft aus dem Lärm, dem Wirrwarr, dem Brodeln: Arbeit, Leistung, Tat? Wo war nun das Göttliche? Was war teuflisch?

Was war das Wesentliche?

Bestand das wirkliche Ergebnis aus einer imponierenden, ja fast beispiellosen Steigerung der Kräfte, der Leistungen, des Arbeitens, der Taten — oder wurde das Ergebnis nur vorgetäuscht, durch unverschämt schamloses Reklamegebrüll, durch eine noch nie dagewesene Heuchelei, durch eine absolut groteske Selbstbeschwindelung?

Was war echt, was war Bluff, was war Humbug?

Es überlief einen ja siedendheiß, wenn man an Wilson dachte und an seine 14 Punkte, die zusammen immer-

dar das prächtigste Beispiel der Vermengung von Göttlichem mit Teuflischem darstellen werden — an den mit Explosivstoffen vollgeladenen Raum der Lusitania — an das Geschrei von Humanität und die gleichzeitige Erraffung des gesamten Goldreichtums der Welt. Man mußte lächeln, wenn man an das Antialkoholgesetz dachte und sich seiner Wirkung erinnerte, die ungeheuerlichste Schiebergeschichte in Alkoholeinfuhr, gegen die die Schiebungen des Europas nach dem Kriege harmlose Waisenkinder sind. Gewiß, die Kräfte steckten auch in dem Gebrüll, im Alkoholschwindel, in der Heuchelei sogar. Aber war vielleicht diese amerikanische Kraft nur um des Erfolges willen da, des Erfolges um jeden Preis, und zwar aus den gewöhnlichst triebhaften, ichsüchtigen Motiven? Ich muß reich werden! Ich muß schneller laufen als der andere! Ich muß recht behalten! Ich muß das Rennen machen!

War diese Art von Kraft gut und nützlich im hohen Sinn?

Aber auf einmal gab ich es auf, nach Lösungen von Rätseln zu suchen, die nicht zu errechnen waren. Ich verspürte nur, daß aus irgend einem geheimnisvollen Grunde in diesem sonderbaren Amerika Kräfte stärker wirkten und Schwächen klarer zutage traten als in irgend einem anderen Lande der Welt. Ich fühlte nur, daß trotz Krieg und Haß ich immer wieder würde horchen müssen auf die Stimme aus Amerika. Ich wußte nur, daß ich das Erinnern an meine amerikanischen Jahre nicht wegfegen konnte, weil ihr Erleben mich beeinflußt hatte weit in die Zeiten hinein; im Guten und im Bösen.

* * *

Im Guten und im Bösen war ich amerikanisch geworden.

Als ich an einem schwülen Sommertag in einem Hotelzimmer in New Orleans stand und auf die heiße, wimmelnde, lärmende Straße hinabschaute, war ich ein sehr starker Mann.

Hätte man mich nach meinen Größenverhältnissen gefragt, so würde ich dreist und überzeugt geantwortet haben: Ich bin sieben Kilometer lang und drei Kilometer breit!

Ich kannte keine Angst. Ich fürchtete nichts. Die ganze Welt gehörte mir. Wenn ich das Meinige noch nicht eingeheimst hatte, so war das nur deshalb nicht geschehen, weil es mir gerade an Zeit fehlte. Oder weil ich etwas anderes, viel Schöneres zu tun hatte. Denn so oder so: Die ganze Welt gehörte mir! Wer sich herumgeschlagen hatte wie ich, auf der Farm, auf der Straße, auf der Eisenbahn, im Kriege, im Fabriksaal, im Geschäft, im Zeitungsgebäude, sich das Leben ertrotzend, der wußte, was die Fäuste wert waren, das Hirn vermochte, der Wille bedeutete. Stark war ich!

Meine Post kam.

Unter den Briefen waren zwei deutsche. Von meiner Mutter in München. Meine Mutter schrieb von Sorgen und veränderten Verhältnissen daheim. Wie mit einem schweren Seufzer schloß der eine Brief: „Hätten wir dich nur hier!“ Es klang wie ein ganz hoffnungsloser Wunsch, wie das traurige Erwähnen einer Unmöglichkeit . . .

Was? Unmöglichkeit?

Grell und blitzschnell schoß mir der Gedanke durch den Kopf:

Ich will heim!

Ich sah ein altes liebes Gesicht. Ich vernahm die Stimme. Ich gehörte nach München hin. Hoffnungslosigkeit? Unmöglichkeit? Das gab es nicht. Ich hatte genügend Geld, nichts hinderte mich, ich war ja stark. Ich fuhr jetzt sofort nach Deutschland.

— — — — — — — — — —

Und nun wurde ich amerikanisch verrückt.

Ein Fieber schüttelte mich. Ich hätte schreien können vor Ungeduld. Es war Unerträglichkeit, daß sich Meere anmaßten, zwischen mir und meinem Ziel zu liegen. Es war eine Feindseligkeit, daß Zeit vergehen mußte, ehe mein Wunsch erfüllt war. Nur schnell! Keine Zeit verlieren! Ich rannte zur Telegraphenstelle an der Ecke, gab das Telegramm auf, das mir einen Kajütenplatz in New York bestellte, lief zurück zum Hotel, und stellte hastig fest, wann der nächste Zug nach New York abfuhr. In zwei Stunden. Ich packte den Koffer. Es war nicht schwierig; man schleppte nicht viel mit sich herum: Einen zweiten Anzug, die Wäsche, das Bündel Zeitungsausschnitte, ein paar Briefe, Waschzeug ... Man war nicht an Ort oder Menschen gebunden, wodurch denn? Die Plötzlichkeit von Entschluß und Ausführung war nichts Neues. So hatte man es schon hundertmal gemacht.

Auf dem Bahnhof, mitten im Gewühl am Schalter, fiel es mir ein, daß auch von New Orleans aus Dampfer nach Europa fuhren. Halt, das war die Idee! Da schwamm man vielleicht morgen schon auf dem Wasser!

Ich stürzte zum Hafen —

„Nächster Dampfer nach Europa?" antwortete einer.

„Wilson-Linie, schätze ich. Schneller Ochsendampfer nach England. Abfahrt heute, glaube ich."

„Englanddampfer?" sagte der Mann auf dem Wilson-Büro. „Jawohl. Fährt morgen abend sechs Uhr. Auf den Schlag. Ochsendampfer, aber schnell. Sie wünschen?"

„Passage!"

„Passagiere nehmen wir nur in besonderen Fällen —"

„Dies ist ein besonderer Fall!"

In drei Minuten war die Angelegenheit erledigt.

— — — — — — — — — —

„Ochsenmann?" fragte der Matrose am Steg.

„Passagier!" sagte ich. „Wo ist meine Kajüte?"

Und da war ich wieder sieben Kilometer lang und drei Kilometer breit. Als eine Riesengestalt von Ochsenmann mich grob anfuhr, ich sollte mich gefälligst aus dem Wege scheren, antwortete ich ihm prompt und süß in so gepfeffertem Texasamerikanisch, daß er erstaunt den Mund aufriß und dann beifällig nickte. Man zeigte mir die Kajüte. Aber bald war ich wieder oben auf Deck. Es wimmelte von Ochsen. Der alte Kasten, es will mir nicht mehr einfallen, wie er hieß, war von oben bis unten vollgepfropft mit Hornvieh für den englischen Markt. Immer noch kamen Ochsenscharen über eine breite Brücke hinaufgetrampelt, um von wilden Männern mit gräßlichem Gefluche in Verschläge hineinbugsiert zu werden. Ich fluchte mit; man konnte doch nicht einfach dastehen und zugucken. Dann pfiff eine Dampfpfeife, Maschinen dröhnten, und der schwimmende Stall dampfte los. Ich setzte mich oben auf der Brücke in einem Winkel hin und saß stundenlang da,

bis es anfing, zu dämmern, und der helle Landstreifen dunkel wurde, neblig zerfließend.

— — — — — — — — — —

Meine fünf Mitpassagiere in der Kajüte waren Amerikaner und Engländer; Vertreter des amerikanischen Verkäufers und des englischen Käufers des Ochsentransports; sehr nette Leute. Wenn wir bei den Mahlzeiten und zu den Trinkzeiten in der engen Kajüte saßen, pflegte es laut und deutlich zuzugehen. Diese überaus sympathischen Männer nannten sich gegenseitig Söhne einer Kanone, rothaarige Pferdediebe, ungehängte Kälberstehler. Wenn sie sich ihre Zuneigung zeigen wollten, verdammten sie gegenseitig ihre Augen oder wünschten ihre Seelen in die Hölle. Die Engländer brachten in diese liebenswürdige Offenheit noch einen feinen Reiz hinein, indem sie bei allen unpassenden Gelegenheiten ihr nationales „blutig" verwendeten. Während der Amerikaner schlicht sagte: „Verdamme deine Augen!" verzierte der Engländer: „Verdamme deine blutigen Augen!" Das Schiff war blutig, der Kapitän war blutig, die Ochsen waren blutig, das Essen war blutig.

Aber es waren sehr ordentliche Leute.

Mir gefielen sie ausgezeichnet. Wenn einer da anfing —

„Well, ich will verdammt sein. Gleich morgen will ich in der Hölle braten, wenn's nicht christlich wahr ist! Trieben die Strich-Quadrat-Strich-Herde des alten Jenkins. Nach Kansas City. Fühlten uns verdammt wohl. Verwette meine Augen, daß der Koch schuld war, denn der Kanonensohn gab uns höllisch gutes Futter. Da kam es uns auf einmal verdammt so vor, als ob uns so an die hundert Stück fehlten. Da steckten wir natür-

lich die blödsinnigen Köpfe zusammen! Und ich will verdammt sein, wenn wir nicht schon am nächsten Tag die verfluchten Halunken erwischten. Reit' ich da so aufs Geratewohl in eine Senkung hinein, und da seh' ich die gentlemen! Sind eben dabei, ein Prachtstück von einem Ochsen neu zu branden. Machten die Kerle einfach aus unserem Brand Strich-Quadrat-Strich ein Kreuz-Netzquadrat-Kreuz. Ich also 'raus mit dem Schießeisen —"

— dann schwelgte ich in Seligkeit.

Oh, wir tranken so ein bißchen Whisky. Wir pokerten. Desgleichen biederten wir uns an. Ich fühlte mich geschmeichelt, als der rothaarige Pferdedieb mir einmal, als er nicht mehr nüchtern war, freundschaftlich zugestand, daß er mich unter Umständen vielleicht als dritten Gehilfen des Kochs ganz gut verwenden könnte. Es war herrlich. Die verschiedenen Seelen, die in meinem Gemütsbetrieb ständig Hokuspokus trieben, kamen glänzend auf ihre Rechnung. Denn ich verschwand einfach in meine Koje, wenn ich der Verdammtheit müde wurde, und schmökerte wundervoll in englischen Schundromanen, die ich dem zweiten Maschinisten abgeluchst hatte. Den hatte ich kennen gelernt, als er gerade in ein schwirrendes Wespennest von sausenden Stahlstangen und Stahlzylindern hineinspuckte, weil das nach altem Maschinistenglauben reelles Glück brachte. Da er grundsätzlich auf großer Fahrt nur Wasser trank, schätzte er es besonders, daß ich ihn zu einem Schnaps einlud. Und darauf gab er mir die Schmöker. — Dann wieder schlich ich mich aus der Kajüte, wenn es spät nachts war, und die Sterne glitzerten, und das Golfwasser schimmerte. Dann hockte ich in einem dunklen Deckwin-

kel, und guckte in die Sterne, und betrachtete den Mond. Meine Frau im Mond lächelte mich holdselig an. Es entstanden viele Luftschlösser. Da fuhr ich hin, in mir die neue Zeitung für das alte Deutschland tragend, und wurde machtvoll und reich. Ich warf mit schleudernder Hand das Gold unter die Menschen. Alle sollten sie glücklich sein! Alle sollten sie haben, was sie sich wünschten! — In einer solchen Stunde fiel mir auch einmal die Legende ein vom verlorenen Sohn. Es war doch erstaunlich, daß dieser merkwürdige Kerl Träber gefressen hatte! Doch das war wohl bildlich? Da lachte ich zu meiner Frau im Mond empor. Hörst du? Ich bin kein verlorener Sohn! Ich habe keine Träber gefressen. Ich bin ein Kerl! Stark bin ich! Was ich will, geschieht! Verstehst du?

— — — — — — — — — —

Die vierzehn Tage auf dem Meer waren sehr schön. Breit stand ich da und stark; jung und froh. Zum letztenmal erlebte ich eine Zeitspanne, in der es keinen Zweifel und keine Unsicherheit gab. Das Leben brachte später unendlich Größeres und unbeschreiblich Schöneres; aber so herrlich töricht jung bin ich nie wieder gewesen und kann es nimmer sein. Nur einmal noch, im schwäbischen Ulm, war ich wirklich ganz jung. Doch da hatte mir schon manches weh getan. Ich will mich immerdar hüten, zu lächeln, wenn Kraftprotzentum der Jugend meinen kühlen Verstand herausfordert, denn nie ist der Mensch gottähnlicher als in dem winzigen Zeitraum, in dem er sich ohne Fehl und sonder Makel erscheint und auch nicht leisester Zweifel ihn überschleicht.

— — — — — — — — — —

Es war sehr schön!

Verstimmend und ärgerlich wirkte es nur, wenn tote Ochsen, die die Meerfahrt nicht vertragen hatten, über Bord geworfen werden mußten; aber da tröstete immerhin der geringe Prozentsatz dieser Verluste, und überdies waren Ochsen damals weder politisch noch wirtschaftlich so wertvoll wie heutzutage. Und so kamen wir, in glänzender, blutiger, verdammter Laune, in den Kanal, dampften ehrbar nach Hull, wurmten uns durch Hafenschleusen, legten an, gingen mit blutigen, verdammten, herzlichen Segenswünschen auseinander.

Und da war das Ochsenschiff schon vergessen.

Heimwärts ging es jetzt.

Eile hatte ich. Ich raste los. Ein Argodampfer fuhr am gleichen Tag nach Bremen. Und da war ich in Bremen. Als da so irgendwo beim Einfahren in Bremerhaven auf irgend einem Hafengebäude eine mächtige deutsche Flagge straff und stolz dastand im frischen Wind, drückte etwas auf meine Kehle, und es wurde mir ganz merkwürdig zumute. Das war meine Flagge! Und da lag mein Land! Eine große Freude kam über mich. Aber ich hatte furchtbare Eile! Die Tat war erst vollendet, der Wille geschehen, wenn ich im alten München war. Da wechselte ich hastig Geld, merkwürdig klein erscheinende Goldstücke eintauschend für meine Dollarscheine, und eilte zum Bahnhof.

Der Ochse vor dem Berge

Daheim in München. — Wieder der Winerle. — Das Dimissionszeugnis von Burghausen. — Ich komme gleich hinter Bismarck. — Ich beschließe, die deutsche Zeitung zu reformieren. — Die drei Stadien des amerikanischen Reporters. — Bei den Münchener Neuesten Nachrichten. — Wer ist nun das Kamel? — Die deutsche Zeitung wünscht meine Reformen nicht. — Was nun? Was tun?

Ich war in München.

Durchgesetzt hatte ich meinen Willen. Nun mochten sie sich hüten, die Sorgen und die Verhältnisse; jetzt fuhr ich dazwischen . . .

Und, bei Gott, ich war wieder der Winerle!

In aller Herrgottsfrühe wachte ich auf am ersten Morgen. Die Sonne lachte so lustig durch die gelben Vorhänge, daß ich nicht mehr schlafen konnte. Als ich auf die Uhr sah, stellte ich erstaunt fest, daß es erst five forty, nein, ich war ja in Deutschland, daß es erst zwanzig Minuten vor sechs Uhr war. Aber es litt mich nicht mehr im Bett! Ich war daheim! In München war ich! Ein Sonnenmorgen war es auch noch! Ich mußte schnell aufstehen und mich freuen! Doch da hieß es leise sein, und auf Zehen schleichen, um die Mammy nicht zu wecken, die sicher sehr müde sein mußte, weil wir so spät zu Bett gegangen waren. Ein Gedanke kam mir: Jetzt wollen wir ein bißchen zaubern! Ich schlich mich in die Küche, suchte, und fand alles, was ich brauchte. Dann machte ich ein Höllenfeuer im Herd an, setzte Wasser auf, kochte Haferflocken, holte Backpulver herbei, knetete Teig, fing an zu backen, stellte die Eier handgerecht hin, schnitt den Speck in

dünne Scheiben. Nichts rührte und regte sich. Endlich kam das Dienstmädchen und schlug die Hände über dem Kopf zusammen:

„Jesses, was macht denn der gnä' Herr?"

„Don't make such a noise!" sagte ich ärgerlich. „Don't you see that this is on the quiet? Now just be a good girl —"

„Jesses!" rief das Mädel entsetzt . . .

„San S' still!" begütigte ich. Dieses Münchener Mädel auf amerikanisch angeredet zu haben, war ein starkes Stück! „Ich koch' ein Frühstück! Das soll nämlich eine Überraschung geben! — Also san S' still, Lina, und verderben S' mir die G'schicht' net!"

„Ja, ja!" machte die Lina zweifelnd.

Ich freute mich, daß ich noch bayrisch konnte, und hantierte weiter. Die Überraschung gelang glänzend. Als meine Mutter in die Küche kam, dampfte der Kaffee, der Haferbrei war schön von weißem Rahm umrandet, die Speckscheiben leuchteten golden, die Eier standen Parade in den Eierbechern, und meine amerikanischen Morgenbrötchen waren knusperig —

„Winerle! Aber Winerle! Was machst denn, Winerle?"

— — — — — — — — — —

Der Winerle war ich wieder! Da stand das alte Schülerpult, auf das ich einmal eine Kerze so nahe an den Fenstervorhang gestellt hatte, daß der Vorhang in Flammen aufging und die Ohrfeigen nur so flogen. Ich fand noch Hefte, in denen ich unter anderem den pythagoreischen Lehrsatz so mit Ach und Krach bewiesen hatte, und andere Hefte, in denen ich unter anderem die Jungfrau von Orleans auf ihre weiblichen, kriegerischen,

zeitpolitischen, übersinnlichen und allgemein menschlichen Eigenschaften in geradezu erstaunlicher Weise würdigte. Da war das alte Tintenfaß noch. Dort hing die lange Pfeife, die ich als geheimer Mitraucher meines Vaters zur Glorie eines wohlangerauchten Pfeifenkopfes miterhoben hatte. Es war da auch das alte Jungensbett, und hier stand der kleine Schreibtisch aus gebeiztem Tannenholz mit der tintenverschmierten, bekritzelten, von Messerschnitten mißhandelten Platte.

Auch fand ich das Dimissionszeugnis, das mir bei meinem Hinauswurf aus dem Gymnasium von Burghausen mitgegeben worden war. Es lautete:

in der Religion gut
in der deutschen Sprache gut
in der lateinischen Sprache noch gut
in der griechischen Sprache genügend
in der französischen Sprache genügend
in der Mathematik gut
in der Geschichte gut
im Turnen noch sehr gut.

„Bei seiner guten geistigen Befähigung hätte er weit Besseres leisten können, wenn er mehr Eifer für das Studium besäße und wenn sein Fleiß verlässiger und weniger oberflächlich wäre. Im deutschen Aufsatz zeigte er eine gewisse Gewandtheit."

— — — — — — — — — —

„Weil du nur wieder da bist, Winerle!"

Das war wie ein Streicheln.

Ich hätte am liebsten geheult wie ein Schloßhund. Um diese unmännliche Regung zu verbergen, erzählte ich groß und breit, laut und dreist darauf los. Ich war immer im Recht gewesen, immer stark, immer tüchtig.

Ich war in der scheußlichsten Weise sieben Kilometer lang und drei Kilometer breit; aus lauter Gerührtsein, und Verlegenheit über dieses Gerührtsein. Die tollsten Reportergeschichten tischte ich auf, laute Farben noch greller schreien lassend, gebärdete mich wie ergrauter alter Krieger, tat zum Kugeln lebensweise, polterte tollpatschig:

„Das Glück ist angebunden an mich! Das Glück und ich sind Zwillingsbrüder! Also — wir werden das alles schon kriegen!"

„Ach Winerle! Bub'!"

Und der Winerle war glücklich. Auch ging der Winerle ins Hofbräuhaus, Bier trinkend und ein Mordsstück Tellerfleisch dazu essend, für vierzig Pfennige; lächerlich billig für amerikanische Begriffe. Ich hätte am liebsten ganz München umarmt; das lustige Münchner Mädel, den schnauzbärtigen Droschkenkutscher mit seinem weißlackierten Steifhut, das knochige Trambahnweib, das brummig die Schienen säuberte, den feisten Bierbürger sogar. Jedem Menschen hätte ich es eigentlich in die Ohren schreien müssen, so war mir zumute, daß ich, ich, jetzt wieder da sei; zu meiner unbeschreiblichen Freude und zum großen Vorteil für München und das Bayernland. Ich klimperte mit dem Geld in meinen Hosentaschen; was kostet's? In diesem gesegneten Land war alles so billig. Ich ging ins alte Maxgymnasium. Es war gerade große Pause. Auf dem Hof wimmelte es von lärmenden Lateinschülern, die Spiele spielten wie wir Lausbuben damals sie gespielt hatten. Beinahe hätte ich einen Professor angeredet — den da, mit dem großen Vollbart — und ihm gesagt: „Sie! Herr Professor! Ich bin auch einer

von den Maxeln! Wie geht's denn, wie steht's? Ich komm' nämlich direkt aus Amerika!" Auch ging ich auf den Viktualienmarkt. Ich aß dort die alten Weißwürste, in der alten Bude, von wohlbekannter alter Frau verkauft, von denen ich so manches Mal geträumt hatte, da drüben in Amerika, wenn der Hunger im Magen zwickte. Ich hatte viel zu tun. Ich mußte in die alte Pinakothek, in die mein Vater mich so oft geschleppt hatte, um mich zur Ehrfurcht vor der Kunst zu erziehen. Auch kaufte ich emsig Brezeln, schleppte Gänse nach Hause vom Viktualienmarkt, erstand gebratene Täubchen im Franziskaner als Mitbringsel für die Mammy, wurde guter Kunde von alten Weibern, die junge Blumen verkauften. Des weiteren mußte ich wissen, und das war mühselig herauszubekommen, was jetzt eigentlich der Castell trieb, wo der Zirmgiebel war, was aus dem Schumacher geworden war, und dem Wolfskehl, und vielen anderen. Der eine war Leutnant, der andere Referendar, ein dritter Beamter; irgend so etwas. Ich fand sie und redete, Gott verzeihe es mir, gar laut und deutlich. Ich mußte doch diesen kümmerlichen Schulbankfreunden klar machen, daß ich ein amerikanischer Reporter war!

Das war etwas! Das war kolossal! Das kam gleich hinter Bismarck!

— — — — — — — — — —

Diese deutschen Zeitungen hatten keine Ahnung...

Ich las so an den Abenden die Münchener Neuesten Nachrichten und begleitete das Lesen mit Hohngelächter. Bei Gott, der ganze Fetzen war nicht umfangreich genug, um mir auch nur genügend Zeilenraum zur Beschreibung eines einzigen großen Feuers zu

geben! Ich stellte mit Verachtung fest, wie spärlich die Inserate waren! Es war mir unbegreiflich, daß in diesen kümmerlichen Spalten so wenig an geschilderter, lebendiger, berichteter Wirklichkeit sich vorfand! Es kam mir vor, als lebten diese Zeitungsverleger, diese Schriftleiter, auf einer einsamen Insel; in einem Land von vorgestern, in dem es noch keinen einzigen guten Reporter gab! Und es überkam mich ein Frohlocken: Ich bin ja da! Ich will euch die Zeitung bringen! Ich will euch den Tag schildern! Ich kann euch die Geheimnisse lehren! Ich will euch weisen, wie man totes Papier lebendig macht!

Ich komme schon!

Und eines schönen Tages — ich hatte mich gar nicht damit beeilt; es gab zu viel zu tun mit lauter Freuen — eines schönen Tages also kam ich . . .

* * *

Die ungeheure Frechheit, mit der ich Hopplahopp-Menschenkind mich vermaß, der deutschen Zeitung die journalistischen Anfangsbegriffe beizubringen, ist mir eine entzückende Erinnerung. Das war die richtige Reporterfrechheit!

Es war die Frechheit des amerikanischen Zeitungsmannes, die in aller Welt immer wieder die Vorstellung auslöst, dieser amerikanische Reporter sei schließlich nichts mehr und nichts weniger als letzte, größte, aufdringlichste Frechheit. Frechheit schlankweg!! Die menschgewordene Frechheit, die alles über den Haufen rennt, die Leute unverschämt ausfragt, brüllende Überschriften ersinnt, spaltenlang lügt, die unglaublichsten Gerüchte aus immer vollem Lügenbeutel flattern

läßt; frech aber auch bereit ist, heute den Nordpol zu entdecken, morgen das innerste Afrika zu erforschen, übermorgen den Präsidenten von Frankreich zu interviewen, und dazwischen über eine Predigt zu berichten, gegen die Spielhöllen einer Großstadt den Zeitungsfeldzug zu inszenieren, die Tuberkulose zu bekämpfen, einen Raubmord aufzuklären, und vielleicht sogar in eigener Person den Raubmörder zu verhaften . . . Frech! Sensationell! Amerikanischer Reporter!

— — — — — — — — — —

In Wirklichkeit ist diese Frechheit ein Entwicklungsstadium.

Im ersten Stadium wird dem jungen Journalisten mit empfindlichen Hammerschlägen eingehämmert, daß er, der Herr Reporter, ein Dreck ist, eine Gleichgültigkeit, eine belanglose Nebenerscheinung, und daß es seine Pflicht ist, immerdar zum lieben Gott zu flehen, daß er würdig werden möge, einem so wundervollen, aussichtsreichen, herrlichen, begeisternden Beruf als winzig kleiner Schmierfink dienen zu dürfen! Er wird erbarmungslos geplagt. Er muß immer da sein. Er muß immer zur Verfügung stehen. Er hat seine Zeitung, nur seine Zeitung als Lebensinhalt zu betrachten. Es ist eine kaum begreifliche Liebenswürdigkeit dieser Zeitung, daß sie ihm gestattet, anderweitig zu schlafen; denn von Gottes und Rechts wegen müßte das Männchen sein Bett in irgend einem Winkel des Drukkersaales aufschlagen, und in den Schlaf singen müßte ihn das Donnergetöse der Rotationsmaschine. So wird Begeisterung gezüchtet! So wird das Männchen disziplinierl! Es erlebt eine scheußliche Zeit. Was es schreibt, ist Mist. Was es denkt, hat der Stadtredak-

teur schon längst vor ihm gedacht. Was es bringt, wird widerwärtig und mit ekelhafter Geringschätzung beschnuppert. Aber dann und wann bekommt es Zukkerbrot. Dann und wann ist dieser unnahbare Redakteur erfreut über irgend eine Leistung, eine Schilderung, das schnelle Erfassen einer Idee, und er sagt dann wohl: „Das ist nicht ganz so schlecht, wie ich das eigentlich erwartet hatte!"

So nach und nach kommt dann der Reporter in das zweite Stadium. Dieses Stadium ist das Frechheitsstadium, nach dem wir das amerikanische Reportertum einzuschätzen pflegen.

Jetzt hat der junge Zeitungsmann auf einmal gemerkt, daß er etwas kann. Er hat begriffen, daß es nur an ihm liegt, schleunigst hoch und höherzukommen. Er hat vor allem gemerkt, daß man sich bei der furchtbaren Zeitung ganz entsetzlich rühren und regen muß, wenn man es zu etwas bringen will. Er steht auf eigenen Füßen jetzt. Er ist noch keineswegs belastet mit Programmen, erzieherischen Absichten, politischen Überzeugungen, wohlüberlegten Zukunftsplänen. Er hat nur gemerkt, daß er fabelhaft lebendig sein muß! Jetzt macht er die gräßlichen Überschriften. Jetzt hat er solche Eile, daß er die Leute über den Haufen rennt. Jetzt ist er in der Geistesverfassung, ehrlich überzeugt zu sein, daß die Welt untergehen wird und er selber unter den Trümmern begraben, wenn seine Schilderung von dem brennenden Wolkenkratzer, die natürlich die beste, schnellste, und ausführlichste ist, nicht noch heute in der Abendnummer erscheint. Dieses Stadium schließt die Laufbahn der meisten amerikanischen Reporter endgültig ab. Sie kleben an dem Errungenen, ver-

mögen nicht, weiter zu sehen, und werden sehr bald weggeworfen.

Der wirkliche Zeitungsmann tritt nun in das dritte Stadium ein. Er begreift, daß dieses Gehetze, dieses Geschildere, dieses Wettrennen mit anderer Zeitung, zwar sehr wichtig sind — daß solche Arbeit aber nur Schnellphotographie ist, Wegweisermalerei, gedankenlose Filmaufnahme. Er setzt sich hin und denkt. Er wird nun etwas wollen! Er will etwas bewirken! Er fühlt die Verantwortung, daß er bei Hunderttausenden eine Meinung bilden, einen Schaden erzeugen oder einen Nutzen bewirken kann! Jetzt wirft er sich auf soziale und politische Erscheinungen; Mißstände ausspürend, Wert bewertend, Unwert verdammend. Er ist fähig, nicht nur das Gesehene, Gehörte, Erlebte lebendig zu beschreiben, sondern aus dem Sehen, Hören, Erleben die Konsequenzen zu ziehen; zu loben oder zu tadeln, Vorschläge zu machen, Verbesserungen zu ersinnen, Falsches zu entdecken: kurz, zu kämpfen! Er greift mit seiner Feder ein in das öffentliche Leben. Bleibt er stehen, so ist er zwar brauchbar und wertvoll, wird sich aber langsam abrackern und müde und schäbig werden wie ein Droschkengaul. Kann er schreiten, so wird er bald Schriftleiter werden, oder die eigene Zeitung begründen, oder in das kaufmännische Leben großen Stils abschwenken, um dann fast immer in die große politische Laufbahn einzubiegen. Die Privatsekretäre der amerikanischen Präsidenten, Männer von ungeheurem Einfluß, sind seit einem halben Jahrhundert ohne Ausnahme aus dem Journalismus hervorgegangen. Der jetzige Präsident Harding begann sein Arbeitsleben als kleines Reportermännchen und ist noch

jetzt als Präsident Besitzer seiner Zeitung. Roosevelt begann in New York mit Reportage seinen Weg. Staatssekretär Lansing war Zeitungsmann. In allen wichtigen politischen Stellungen ist in Amerika immer wieder der ehemalige Zeitungsmann zu finden. Auch an die gigantischen Zeitungsschöpfungen des Reporters Hearst sei erinnert und des Reporters Pulitzer. Gordon Bennett war zuerst Reporter. Unvergeßlich aber ist jedem Zeitungsmann der Name Stanley, des Reporters, den der New York Herald nach Afrika schickte, um Emin Pascha zu suchen. Diese berühmte afrikanische Expedition, die für alle Zeiten der Geschichte angehören wird, war — ein Reporterstück!

Sie alle hatten gelernt, Führung an sich zu reißen, diese früheren Reporter . . .

Mir scheint, das ist gar kein übler Entwicklungsgang. Man könnte ihn, mit geringen Abänderungen, auf jeden anderen Beruf übertragen.

— — — — — — — — — —

Ich war also, im bayrischen München, amerikanischer Reporter so ungefähr in den ersten Anfängen des zweiten Stadiums! Ich muß zum Brüllen komisch gewesen sein! Es ist eine Lebensgemeinheit, daß ich die Komik meiner damaligen Lage gar nicht ausschöpfen kann, weil ich unterdessen mir einige Lebenserfahrung und eine gewisse Beurteilungsfähigkeit angeeignet habe, und weil diese schönen Errungenschaften mich zwingen, das Erinnern mit allerlei überaus gescheiten Erkenntnissen zu verhunzen.

Wie traurig das ist!

Wie herrlich wäre es, könnte man noch so richtig

dumm sein, so — begeistert, so süß frech, so — — unbelastet!

* * *

Und ich kam zur deutschen Zeitung . . .

Ich kam, voll des Glaubens an mich selbst. Es ist etwas Schönes um diesen Glauben. Er funktioniert aber manchmal nicht nach außen; das hat dann immer seine ganz bestimmten Gründe . . . Als ich da so dem Schriftleiter der Münchener Neuesten Nachrichten gegenübersaß, redete ich sicher sozusagen mit Engelszunge. Mein Ton war warm, meine Augen leuchteten, meine Begeisterung sprudelte —

„Sehr interessant!" sagte der Schriftleiter der Münchener Neuesten Nachrichten. „Wann fahren Sie wieder hinüber? Bleiben Sie längere Zeit in München?"

„Immer!" erwiderte ich. „Ich fahre gar nicht wieder hinüber! Ich will hier Journalist werden! Ich bin doch Deutscher! Ich will Journalist werden bei den Münchener Neuesten Nachrichten! Ich werde Ihrem Blatte beweisen, was ich kann!"

Hierauf erklärte der Schriftleiter mit der wohlberechneten Trockenheit, die man in solchen Fällen anzuwenden pflegt und die mit schöner Unverbindlichkeit die Interessen beider Teile berücksichtigt, daß die Münchener Neuesten Nachrichten meine Einsendungen nicht nur mit Vergnügen, sondern auch mit dem altüberlieferten Wohlwollen den so wünschenswerten jungen Kräften gegenüber gern prüfen würden. Als sich der Schriftleiter dieser stereotypen Erklärung entbunden hatte, wurde er wärmer, setzte mir auseinander, ein wie merkwürdiges Gebilde die deutsche Zeitung sei, entwickelte Kenntnisse des amerikanischen Zeitungsbetriebs,

die mich entsetzten, weil ich auf diese Kenntnisse das alleinige Monopol zu besitzen glaubte, deutete leise an, was ich von der deutschen Zeitung alles nicht wüßte — wurde noch wärmer, riet mir einige Juristerei zu betreiben und etwas Nationalökonomie und verschiedene wünschenswerte allgemeine Studien. Im übrigen war er jedoch der Meinung, und er verhehlte diese Meinung nicht, daß jemand, der das Amerikanische so betonte, von Gottes und Rechts wegen eben — nach Amerika gehörte . . . Auf gar keinen Fall aber sei auch nur daran zu denken, daß die Münchener Neuesten Nachrichten jemals auf den Einfall kommen könnten, jemand nur deshalb in ihren Stab aufzunehmen, weil er ein bißchen amerikanisch reportert hatte! Dagegen sprächen nämlich Gründe. Erhebliche Gründe!

„Sehr interessant!" sagte er endlich. „Also wir werden Ihre Einsendungen mit Vergnügen prüfen! Jawohl! — Jawohl, ebenfalls! — Es hat mich sehr gefreut —"

Und da war ich also gekommen!

Und da war ich nun also gegangen!

Und da lief ich irgendwo unten im Färbergraben herum, dann hinüber zur Kaufingerstraße, hierauf zweimal um den Karlsplatz sausend, und erlebte dabei in gebührender Reihenfolge und Abstufung die in solchen Fällen üblichen Gemütsbewegungen. Zuerst schimpfte ich glatt und einfach. Dann kam ich zu der Erkenntnis — das war in der Kaufingerstraße — daß der Schriftleiter der Münchener Neuesten Nachrichten ein Kamel war. Hierauf — das war auf dem Karlsplatz — dämmerte mir eine Ahnung auf, daß vielleicht die Möglichkeit vorlag, daß das Kamel ich war!

Diese Ahnung, die mich überkam, bei diesem Herumlaufen, auf diesem Karlsplatz, bedeutete den Anfang einer überaus bösen Zeit . . .

— — — — — — — — — — —

Was nun beginnen?

Du lieber Gott, ich klammerte mich zunächst natürlich an die Hoffnung an; gar laut dabei die deutsche Zeitung beschimpfend, noch lauter mir immer wieder selber vorerzählend, was für ein Mordskerl ich doch in Wirklichkeit sei. Denn es war ein gar langsames Verfahren, das allerlei Wandlungen in mancherlei Hirnretorten und Reagenzgläsern bedurfte, bis sich endlich die Erkenntnis aus mir herausdestillierte, daß der Marktwert meines amerikanischen Könnens im deutschen Zeitungsland auf dem Nullpunkt stand. Zuerst bemühte ich mich emsig, allen Schriftleitern aller Münchener Zeitungen durch persönliche Beharrlichkeit unangenehm aufzufallen. Dann bombardierte ich die Schriftleiter mit Briefen und bekam Antworten, die der Einfachheit halber gleich als Formular gedruckt waren. Hierauf setzte ich mich hin und schrieb krampfhaft Zeug. Dieses Zeug taugte gar nichts. Es konnte nichts taugen, weil ich Idiot über Dinge schrieb, von denen ich nichts verstand, und weil ich das Wesen der Zeitungen nicht kannte, für die ich schreiben wollte. Das Zeug sandte ich ein. Es kam flugs zurück. Wer das Prinzip des australischen Bumerangs begreifen will, braucht nur an Zeitungen schlechte Manuskripte zu senden, aber mit Rückporto. Dann schrieb ich zur Abwechslung Briefe an auswärtige Schriftleiter und auswärtige Zeitungsverleger; oh, nach Berlin, Köln, Stuttgart, und so weiter. Die Formulare häuften sich.

Das war doch sonderbar!

Ich schrieb noch mehr Briefe, quälte mir mehr Zeug heraus . . . Und dann kaufte ich mir eines Abends alle möglichen Zeitungen im Kiosk auf dem Karlsplatz und saß eine Nacht hindurch da; lesend, mit dem Erinnern vergleichend, zu begreifen suchend. Das Ergebnis war fürchterliches Verstehen! Zwar verstand ich nicht alles, erkannte Gründe kaum, aber ich begriff wenigstens die Hauptsache:

Das war eine ganz andere Zeitungswelt! Diese Zeitungen konnten freilich einen Mann nicht gebrauchen, der es verstand, die Schilderung eines großen Feuers zu malen. Das kostete Zeilenraum, und den hatten sie nicht! Und wenn sie ihn gehabt hätten, so würden sie ihn für ganz andere Dinge verwendet haben als für eine Feuerschilderung! Sie würden vielleicht über den Kulturstand der Eskimos berichtet haben, oder über die inneren Widersprüche zwischen der Persönlichkeit Bebels und der altbayrischen Überlieferung, oder über die Gründe und Gegengründe des Sozialistengesetzes, oder über den neuesten Roman von Sudermann. Diese Zeitungen waren einfach merkwürdig! Sie legten keinen Wert auf das Malen des Tagesbildes. Ihr Depeschenteil war von einer kläglichen Dürftigkeit. Ihr lokaler Teil war klein und verkroch sich schamhaft auf die dritte Seite. Aber ihre Leitartikel waren groß und ihr Feuilleton überaus geistvoll —

Einen Reporter aus Amerika konnten die Zeitungen wahrlich nicht gebrauchen!

Was nun? Was tun?

Ich stand da wie der Ochse vor dem Berge!

Wär' ich bloß wieder in Amerika!

Die erfolglose Jagd nach der Sensationsidee. — Auf der Arbeitssuche. — Sprachlehrer. — Stadtreisender in Fachwerken. — Der unmögliche Empfangsherr. — Yes-Oui-Si. — Die Sehnsucht nach dem Zaubertuch. — Auch die Wiener Zeitungen brauchen mich nicht. — Das glückhafte Betrunkensein.

Ich stand da und starrte der deutschen Zeitung nach, wie der Lohgerber, dem die Felle davongeschwommen sind. Nein; nicht wie der Lohgerber. Denn der Lohgerber, der Pechvogel, soll nur ein mittelmäßig dummes und milde betrübtes Gesicht gemacht haben; ich aber schimpfte mörderisch.

Doch mußte es nicht irgend einen Weg geben, auf dem man dieser dummen Zeitung Vernunft beibringen konnte? Dazu gehörte die Idee. Ich wollte Ideen fabrizieren. Nächtelang hockte ich da, die Ellbogen auf dem Tisch, die Fäuste am brennenden Schädel, und stierte in eine Ecke. Dann sauste mir in wüstem Durcheinander im Kopf herum, was ich so alles wußte, aus Erleben, Hören, Lesen, von amerikanischen Reporterkunststückchen. Die waren alle sehr einfach. Man machte eine Sensation. Man mußte einen Raubmord aufklären, der für die Polizei noch in geheimnisvolles Dunkel gehüllt war, und womöglich den Raubmörder selber fangen. Man konnte ungeheure Unterschlagungen im städtischen Haushalt aufdecken. Ausgezeichnet würde es auch sein, einen Plan zur Vereinfachung der Müllabfuhr auszuarbeiten. Immer gezogen hatte fernerhin die entrüstete Schilderung der Stätten des

Lasters. Ausgezeichnet waren hochstehende Diebinnen, die Warenhäuser bestahlen . . . Aber es gab ja gerade keinen Raubmord, und der brave erste Bürgermeister von München war bestimmt kein Schuft, und zur Müllabfuhr gehörten Spezialkenntnisse. Aber die Warenhausdiebinnen?

Voll froher Hoffnung begab ich mich zu Tietz. Es war nicht ganz einfach, durch eine Sperre von verwunderten Angestellten zu einem halbwegs maßgebenden Tietzmann durchzudringen. Ich ärgerte mich. Mein Gott, in Amerika hätten die Leute die Reklame doch sofort kapiert. Der maßgebende Tietzmann kapierte auch nicht. Er machte ein überaus verwundertes Gesicht. Er erklärte, die Diebstahlsfälle seien verhältnismäßig selten, denn es würde gut aufgepaßt. Sensationelle Vorkommnisse? — Kleptomanie? — Damen aus erster Gesellschaft mit gestohlenen Spitzen im Muff? Aber nein! Nein, nein! Schließlich fing der phantasielose Mensch auch noch zu lachen an — und brachte es wahrhaftig fertig, aus mir herauszupumpen, was ich in Amerika alles erlebt und getrieben hatte; aus mir, der ich gekommen war, aus ihm etwas herauszupumpen.

Man mußte die Sache anders anfangen.

Das Beste war, das uralte Rezept zu benützen: mit peinlicher Genauigkeit die Zeitungen zu lesen und festzustellen, was eigentlich das „Ereignis des Tages" bedeutete. Dieses Ereignis mußte man packen. Neue Tatsachen mußten herbeigeschafft, grelle Lichter beleuchtend aufgesetzt, die „große Sache" aus der Kleinigkeit herausgearbeitet werden. Ich las die Münchener Zeitungen jeden Tag dreimal hintereinander durch, vom

Leitartikel bis zur letzten Anzeige. Es war kein Ereignis da! Es passierte überhaupt nichts! Wenn ich mich vor dem Todesurteil hätte retten können durch das Finden einer wirklichen Tagessensation in diesen Zeitungen — dann wäre ich dem Scharfrichter ausgeliefert gewesen — —

Und Tag um Tag und Nacht um Nacht suchte ich nach der Idee . . .

Mir ist, als könnte ich es noch heute hören mit meinen Ohren, mit welchen mißtönenden, knarrenden, ächzenden Geräuschen meine arme Menschenmaschine damals in gestörtem Gang lief! Es war etwas in Unordnung. Ich erinnere mich genau daran, daß ich in diesen Nächten des Stierens in eine Ecke einmal den verrückten Gedanken hatte, in einer wirklich großen Zeitungssache den Einfluß des Münchener Biers auf die Entwicklung der Vereinigten Staaten endgültig festzustellen. Es ist jammerschade, daß das menschliche Gehirn im Laufe der Zeiten doch so allerlei vergißt; ich würde etwas darum geben, wenn ich diese wahnsinnige Ideenjagd so Gedanke um Gedanke und Qual um Qual in meinem Schädel wiederauferstehen lassen könnte. Ich weiß nur noch, daß ich wirklich verzweifelt war und daß ich kämpfte mit aller Kraft wie einer, dem das Wasser schon in den Mund hinein läuft.

Ich gab's auf. So sehr ich mir auch das Gehirn zermarterte, so sah ich doch keinen Weg. Denn es gibt Zeiten, da dem Menschen, und das gilt gewiß nicht nur für den ganz jungen Menschen, die Welt mit Brettern vernagelt ist. Es handelt sich dann immer um irgend eine, fast stets leicht zu erklärende, Störung der menschlichen Maschine. So nach und nach wurde ich

ganz verbiestert. Die Zeitung war weg. Die Luftschlösser stürzten zusammen —

Ich verbummelte.

Ich hatte keine rechte Freude an irgend etwas. Ich schwindelte den guten Menschen um mich vor, daß ich trotz allem ein Mordskerl sei und nur die Ungunst der Verhältnisse mich hindere.

Vor mir selber wurde ich kleiner und kleiner.

So kam es mir vor:

Du bist ein Bluff in diesem Land. Du bist nichts — du kannst nichts — du hast nichts!

Ich wurde ganz klein.

Aber das durfte um Gotteswillen niemand merken. Niemand durfte wissen, daß ich — nur sieben Zentimeter lang und drei Zentimeter breit war.

— — — — — — — — — —

Elend war mir zumute.

Ich sah keinen Ausweg. Es gab überhaupt keinen Weg für mich in Deutschland. Mochte der Kuckuck alles holen; den verdammten streng geregelten Werdegang, die verfluchte Ordnung, den scheußlichen vorgeschriebenen Ochsentrott. Nichts für mich! Verdorben war ich dafür. Ach wär' ich nur wieder in Amerika! Da ginge die Sache wie geschmiert — da weiß ich Bescheid — da pfeife ich darauf, wenn in irgend einer Stadt die Zeitungen nichts von mir wissen wollen. Dann wandere ich einfach irgendwo anders hin und ernähre mich auf dem Wege durch Steineklopfen oder sonst etwas Schönes. Das kann man hier ja nicht; das geht nicht; in diesem ordentlichen Lande hat man hübsch deutlich abgestempelt zu sein und muß sich vorsichtig in

den Grenzen halten, die die Umrisse des Stempels vorschreiben.

Praktisch hatte ich nichts auszustehen; die Suppe stand immer auf dem Tisch, das liebe Wort wurde immer gesprochen, das Taschengeld floß immer reichlich, als das amerikanische Geld weg war.

Aber das war auf die Dauer nicht zum Aushalten. Kein äußerer Zwang trieb mich; aber ich mußte irgend etwas tun, und wenn das Tun mir auch noch so widerwärtig vorkam.

— — — — — — — — — —

Englische Stunden gab ich, das Geheimnis streng hütend. Ich ging zu den Schülern hin, die ich durch eine Anzeige in der Zeitung bekam und murkste herum ohne besondere Freude. Der erste war ein Handlungsbeflissener, der sich amerikanisch aufpolieren wollte, weil er von seiner Firma die amerikanische Vertretung zu bekommen hoffte. Der Mensch war widerwärtig. Wenn ich in die Begeisterung hineinkam und ihm erzählte von dem rohen Kampf da drüben, dann wurde ihm beinahe schlecht, und er fragte bänglich, ob mein Amerikanisch auch das richtige sei, denn er gedenke in ganz anderen Kreisen zu verkehren. Auch hatte ich als Schüler einige Jungens. Nette Burschen. Denen erzählte ich auch die Räubergeschichten aus Amerika, weil ich gar nicht anders konnte, und natürlich erzählten sie das Zeug den Eltern wieder, worauf die Eltern die Hände über dem Kopf zusammenschlugen und mich zu einem Gespräch unter vier Augen baten, das mit dem Aufhören meiner Lehrtätigkeit endete. Dazwischen schrieb ich Briefe voll des entsetzlichsten Kaufmannsdeutsch, das ich so irgendwie aus irgend welchen Vorlagen erlernte. In

den Briefen schilderte ich meine hervorragende Eignung als Stenograph und Maschinenschreiber und bat in vorzüglicher Ergebenheit um persönliche Vorstellung. Die persönliche Vorstellung kam auch. In mir steckte noch der amerikanische Glaubenssatz, daß man mit warmem Herzen zu dem sprechen muß und voller Aufrichtigkeit, von dem man etwas haben will. Ach, ich sprach so warm und so aufrichtig, und die beabsichtigten Prinzipale machten große Augen. Unbegreiflicherweise schienen sie mein Erleben in Amerika nicht als so glänzende Empfehlung zu empfinden, wie ich mir das vorgestellt hatte. Sie schnappten prompt ab, wenn die Rede auf die Zeugnisse kam. Ich hatte gut erklären, daß es im Lande Amerika Zeugnisse eigentlich nicht gab. Ich hatte gut sagen, sie sollten es nur probieren und sie würden sich wundern über meine Fabelhaftigkeit; die Proposition schien ihnen offenbar nicht lockend genug. Aber irgend etwas mußte sich doch finden! Ich verblödete. Ich hatte einfach das Gefühl, daß ich mich aufhängen mußte, wenn es mir nicht gelang, etwas Nützliches anzufangen. —

— — — — — — — — — —

Ich wurde wandernder Kunstbuchhändler.

Ich betrieb das Geschäft klammheimlich. Es stand immer eine Anzeige in der Zeitung von Herren mit gewandtem Auftreten, vornehmer Beschäftigungsart, festem Gehalt und höchster Provision. Ich ging hin. Da erfuhr ich, daß es sich darum handelte, allerlei Fachwerke an Münchener Künstler zu vertreiben; Reproduktionen der großen Gemälde der Weltgalerien, und derartiges. Es wurde mir auseinandergesetzt, daß ich doch ohne Zweifel die Begabung in mir trüge, den Mün-

chener Künstler davon zu überzeugen, er sei ohne dieses Studienmaterial fürchterlichen Hemmungen in seinem Werden ausgesetzt. Auch wäre Gewicht darauf zu legen, ausschlaggebendes Gewicht, daß die Bezahlung in Raten erfolgen könne. In ganz billigen Raten, die eine Tilgung des Kaufpreises, das unentbehrliche Material war nämlich sehr teuer, auf die bequemste Weise ermöglichte. Ich segelte los. Meine Begeisterung für die Arbeit mußte ich mir mit einiger Mühe zusammenklauben, aber ich redete, glaube ich, im großen und ganzen doch in genügender Menge und Güte; ich bekam auch Aufträge. Nicht um alles in der Welt hätte ich freilich zuhause erzählt, was ich da so machte, wenn ich früh morgens aus dem Hause ging, zum Mittagessen zurückkam, gleich nach dem Mittagessen wieder los zog: Ich wußte ganz genau, daß sogar in Amerika die Leute, die anderen Leuten Prachtwerke auf Ratenzahlung andrehen, nicht zu den höchstgeschätzten Erscheinungen des kaufmännischen Lebens gehören. Die Künstler machten mir auch wenig Spaß. Sie hatten so etwas komisch Abweisendes in ihrer Art, wenn man mit seinem Geschäftsvorschlag herausrückte, daß einem ganz sonderbar zumute wurde, so ein wenig schmierig. Es war saure Arbeit. Ich bin noch heute leichte Beute für jeden Versicherungsmenschen, der mich plagt, für jeden hausierenden Mann mit Subskriptionswerken, für jeden viel sprechenden Agenten mit der Angst um seine kümmerliche Provision in den Augen; nur weil ich mich an meine kurze Bücherhausiererei erinnere.

Witzig war das Nebengeschäft. Die Hauptsache blieb der Vertrieb der großen und teuren Werke an Künstler. Daneben hatte ich aber auch ein Heft mit

allerlei Ornamenten im Jugendstil, der damals das Erfordernis des Tages war. Kostenpunkt zwanzig Mark. Dieses Heft sollte verkauft werden an ehrsame Handwerksmeister; Graveure, Tischler, denen vorher die Notwendigkeit des Mitgehens mit der Zeit beizubringen war. Und da hatte mein Brotgeber eine wahrhaft geniale Idee gehabt. Das Heft enthielt schablonenmäßige Ornamente. Zu dem Heft aber lieferte mein Brotherr zwei Spiegel. Diese Spiegel waren mit Leinwand zusammengeleimt. Stellte man die Spiegel auf die Ornamentsvorlage hin, so wurden die Ornamente je nach der Winkelstellung der beiden Spiegel natürlich verzerrt und verändert — und der ehrsame Handwerksmeister durfte die Überzeugung haben, daß sein Ornament, nach diesem Spiegel abgezeichnet, ganz anders aussehen würde als dasjenige des Konkurrenten. Denn es wäre doch ein blödsinniger Zufall gewesen, wenn der Konkurrent das schöpferische Spieglein nun zufällig auf genau den gleichen Winkel eingestellt hätte: Davon war der Herr Graveur und Tischler zu überzeugen. Ich muß gestehen, daß dieser Trick mir Freude machte und daß ich die Idee heute noch für merkwürdig gut halte. Doch ich beschäftigte mich nicht lange mit diesen dringenden Bedürfnissen der Künstler und der Handwerksmeister, denn eines schönen Tages wurde mir ein Münchener Künstler furchtbar grob. Ich weiß wahrhaftig nicht mehr, ob es Thomas Theodor Heine war oder Olaf Gulbranssson; aber einer von den beiden war es bestimmt. Der Mann erklärte mir, ich sollte schleunigst machen, daß ich hinauskäme, sonst würde er mir dabei behilflich sein. Da schmiß ich den ganzen Krempel hin, von gewaltiger Wut gepackt.

Dann kamen wieder englische Stunden. Es kam erneute Briefschreiberei an alle möglichen Münchener Firmen. Einmal schien mir wahrlich das Glück zu lächeln. Da hatte ich eine Anzeige des Konfektionshauses Rosipal beantwortet. Diese Anzeige suchte einen Herrn aus bester Familie mit englischen Sprachkenntnissen. Ich ging mit bedrückten Gefühlen hin; aber immerhin, Herr Rosipal war spanischer Konsul und märchenumwoben in München als Lebenskünstler großen Stils; davon erzählten einem die Leutnants und Referendare, mit denen man das Glas Bier trank. Ich kam hin. Es wurde mir auseinander gesetzt, daß es sich hauptsächlich um den Verkehr mit der amerikanischen Kundschaft handle. Wir sprachen Englisch. Der Konsul Rosipal aber erstarrte, nachdem ich so einiges erzählt hatte von meinem amerikanischen Leben. Ich kann mir lebhaft vorstellen, wie der kluge Weltmann sich ein Bild von dem Empfang anspruchsvoller amerikanischer Käuferinnen durch diesen amerikanisch sprechenden Empfangsherrn machte! Cowboys hätte er empfangen können, der Empfangsherr, oder einem Reporter Zigarren anbieten, oder einem amerikanischen Geschäftsmann einen guten Witz erzählen — aber — Damen — seidene Kleider — kostbare Pelze ... Da war der Anwärter glatt komisch!

Der Konsul Rosipal muß sehr gelacht haben, als ich draußen war ...

Und dann gab ich wieder englischen Unterricht. Bei Gott, ich leistete sogar halbwegs vernünftige Arbeit. Es kam da ein Italiener nach München, der das deutsche

Bildungsbedürfnis in seinem Geschäftswert richtig eingeschätzt hatte. Seine Idee war, auf dem Briefwege, billig, Massenauflage, mit simpelster Methode das Geheimnis der fremden Sprachen zu enthüllen. Er gab Lehrbriefe in Form einer Wochenschrift heraus. Die Wochenschrift hieß, das war die gescheite Propagandaidee, Yes-Oui-Si. Das Italienische machte er selber, für das Französische hatte er sich einen hungernden französischen Künstler aufgegabelt, der in München studierte, und der englische Professor wurde ich. Die Bezahlung war außerordentlich mäßig, aber die Zukunftshoffnungen wurden in bestrickenden Farben gemalt. Also, ich dokterte die englischen Lektionen zusammen, auf dem sogenannten natürlichen Wege, mit Worten beginnend, die in der deutschen Sprache fast gleichlautend waren, und wurstelte weiter. Da aber der Italiener bald anfing, mir in meine Aussprachebezeichnungen dreinzureden, von denen er wirklich nichts verstand, so wurde ich nach einigen Monaten ärgerlich — und schmiß auch diesen Krempel weg. Das Unternehmen war übrigens erfolgreich. Yes-Oui-Si ist in vielen Hunderttausenden von Exemplaren im sprachhungrigen Deutschland verbreitet worden.

Wieder englischen Professor spielen — Briefe schreiben an Firmen — es wurde unerträglich. Ich glaubte schon lange nicht mehr an mich selber. Ich lebte in ständiger Angst vor den Fragezeichen in den Augen der Menschen um mich.

— — — — — — — — — —

Wäre ich doch nur in Amerika!

Hätte ich mich nur auf ein Zaubertuch setzen dürfen und entführt werden können durch die Lüfte nach dem

Lande, in dem sich herumzuschlagen mit richtiger Männerfaust und dickem Schädel ich nun einmal gelernt hatte. Ich war ein Fremder im eigenen Vaterland. Da schlug ich auf den Tisch, mitten in der Nacht. Das war ja alles nicht zum Aushalten; das war einfach nicht zum Ertragen. Verdummt kam ich mir vor, verrückt, und obendrein gemein. Ich war im Begriff, zum Teufel zu gehen. Ich war wie ein Haufen von altem Eisen ...

In diesen Tagen geschah es von ungefähr, daß ich mir viele österreichische Zeitungen kaufte. Der größere Umfang, die ausführlichere Schilderung, die grellere Farbe erweckten in mir neue Hoffnung. Die Wiener Zeitungen — in denen schien etwas von der amerikanischen Zeitung drin zu stecken ...

Ich fuhr nach Wien.

Ich lief Sturm auf die Wiener Redaktionen.

Sie waren liebenswürdig, die Herren. Sie boten Zigaretten an. Sie interessierten sich ungeheuer. Sie bedauerten unendlich.

„Ja, aber — daß sich das so schlecht trifft! — Ja, wissen S', der leitende Geschäftsdirektor ist abwesend; in Böhmen, auf drei Monate! Ja, sonst ging' das ja kinderleicht! Sie, Herr Kollege, in drei Monaten bestimmt — —. Gehen S' mit zur Jause ins Café-haus?"

Auf der Neuen Freien Presse notierte man sich meine Münchener Adresse, damit ich sofort telegraphisch benachrichtigt werden könnte, wenn ...

Ich lief von Redaktion zu Redaktion.

Das dauerte zwei Tage lang. Ich heimste einen ganzen Sack voll Liebenswürdigkeiten ein. Aber so dumm war ich denn doch nicht, zu glauben, daß dieses Reden

auch nur einen Blechwert hatte. Sie brauchten mich hier gerade so wenig wie in München. Es war alles Unsinn! Da schlich ich heim in das Gasthaus in der Mariahilferstraße. Es ging gegen Abend. Die Gaststube war ziemlich leer. Ich setzte mich in eine Ecke, und betrank mich mit österreichischem Landwein.

Es gibt Betrunkensein, das glückhaft ist.

Ich saß auf einmal auf dem Zaubertuch, und heidi war ich weggeflogen. Da stand ich im sonnenglitzernden Baumwollfeld und pflückte mehr Baumwolle, als zwei andere miteinander. Hoh! Ich wurde emporgeschleudert in einem Blitzlift zur Redaktion des San Franzisko Examiner. Ich hatte die Sensation! Ich war es, der die famose Geschichte vom Propellerbruch des Japandampfers in der Tasche hatte. So ein Kerl war ich! Prost! Ich sprang vorne auf die Lokomotive eines abfahrenden Zuges . . .

Ich trank.

Der Wein rauschte mir in den Ohren und die Erinnerungsbilder stürzten auf mich ein.

„Du bist aber nicht in Amerika!" schrie ich mir zu.

„Das ist wurst!" schrie ich zurück.

Und da faßte ich den Entschluß, für alle Zeiten ein so starker Kerl zu sein, wie ich es in Amerika gewesen war. Stumpfsinnig, wie die Menschen da herumhockten in der Gaststube! Widerwärtig, dieses liebenswürdige Wien —

„Ja, bitte sehr, bittschön — aber in drei Monaten ganz gewiß . . ."

Bäh!

Ihr könnt mir gewogen bleiben. Da draußen liegt die weite Welt. Auch hier gibt es Straßen, um dar-

auf zu wandern. In der Ecke hing eine vergilbte Karte von Österreich. In stumpfem Blau hob sich die Donau ab. Ich überlegte rasch. So, der Koffer wird auf die Post gegeben, dann marschierst du los und wanderst der Donau entlang nach Passau. Von Passau aus kannst du meinetwegen nach München fahren — Und es wurde mir wohl zumute und glücklich trank ich meinen Wein. Luft! Allein sein einmal! Die Straße wieder erleben! Wieder müde Beine haben und an gar nichts denken — an — gar — nichts . . . Ich spürte, wie es in mir rumorte und gärend trieb zu irgend etwas hin, zu irgend einem unbekannten Ziel. Denn es war Frühling.

— — — — — — — — — —

Am nächsten Morgen fragte ich mich zurecht nach der Donau. Als ich an der Donau war, wandte ich mich nach Westen und schritt fürbaß.

Das Schreiten führte ins Glück. Die Landstraße war der Weg zur deutschen Zeitung. Sei gesegnet, Frühling; sei bedankt, du roter Wein.

Der Marsch an der Donau

Der Rausch des Wanderns. — Die Erlösung aus der Unklarheit. — Ich will Zeitungshumoresken schreiben. — Von Linz nach München. — Unterwegs nach Ulm. — Der Mann mit der Setzmaschine.

Mit schwingendem Schritt ging es dahin. Die weiße, einsame, endlose Straße folgte der Donau; zwischen Wiesen, unter Linden, jetzt abbiegend in Wald. Das weite Wasser floß, rauschte, plapperte. Selten nur kam ein Mensch vorbei; seltener ein Wagen. Die Wiesen blühten blau und rot, und weiß und gelb.

In junger Saat stolzierten Krähen. Ich verspürte das Wohligsein in allen Gliedern. Schärfer schritt ich aus, vergnügt mir die schwarzen Ziffern auf den Kilometersteinen merkend, weil das alte Wandergewohnheit war; locker, gelöst, alles auf einmal eintrinkend mit Augen, Ohren, Nase; die Farben, das Klingen, den Duft. Denn ich war durstig gewesen. Ich verspürte, so, wie ein Durstiger nach langem Trunk sich größer, lebendiger, gewachsener vermeint, die Wonne der weißen Straße. Sie führte irgendwo hin, die Straße, aber das Schöne war, daß ich nicht wußte, wann nun ein Abbiegen kam oder wo die nächste Ortschaft lag. Es stand in meinem Belieben, den Sprung nach rechts zu machen oder das Seitwärts-in-die-Büschеschlagen nach links, so mir die einsame, weiße, endlose Straße nicht mehr gefiel. Es tat mir unsäglich wohl, zu wissen, daß ich, mit Zahnbürste und Kamm, Herr des Geschehens war. Man klebt sonst immer so an seinen Besitztümern. Die Straße gehörte mir. Der rauschende Strom schwätzte für mich. Die freche Krähe war mein Freund und Bruder. Für mich leuchteten am Rain die Farben. Ich konnte dem weißen Weg, dem geraden, verächtlich den Rücken kehren, wenn so der Sinn mir stand. Wahrhaft frei ist der Mensch nur, wenn er auf einsamer Straße schreitet, von Wind umweht, von Krähen umflattert, von fröhlicher Sonne beschienen. Da fallen sie ab, die Sorgen, und die Gewitztheiten, und die klüglichen Erwägungen, wie gelbe Blätter im Herbstwind. Wer ehrfürchtig auf endloser Straße marschiert, sich wohl bewußt, daß irgendwo der Weg ein Ende haben muß, doch dankbar zugleich die Endlosigkeit des Augenblicks genießend, der ist für Stunden wenigstens der Herr der Welt. Denn

ihm gehört die Sonne, und für ihn ist das Gras gewachsen, und ihm allein duften die Blumen, und nur für ihn weht der Wind.

Das ist das Herrengefühl, das der Weg beschert.

Der männliche Mensch berauscht sich gewohnheitsmäßig mit verschiedenen Giften, von der Zigarette bis zum Opium oder Kokain, vom dämpfenden Glase Bier über die Anregung edlen Weines hinweg bis zum konzentrierten Alkohol, von der Aufpeitschung raffiniertester Schnäpse bis zur Betäubung durch Morphium, und er berauscht sich immer und nur aus der Sehnsucht nach dem Herrengefühl heraus, das von der nüchternen Wirklichkeit behindert und verschleiert wird. Das künstliche Mittel soll die freundliche Hilfe in grau nüchterner Wirklichkeit sein. Es sind ganze Bücher geschrieben worden über diese eigentümliche Rauschsehnsucht und den noch viel merkwürdigeren Rausch. Aber in keinem dieser Bücher steht geschrieben, daß es kein Gift gibt, kein freundliches, kein bösartiges, das so dem Menschen den großen Glücksrausch zu geben vermag, wie die ungiftige weiße, einsame, endlose Straße. Der Mensch, der wandert, mag ein Niedriger sein, armselig in allem, was Menschen schätzen, ein Gequälter, ein Geschlagener; aber irgendwo auf weißem Weg neben grüner Wiese wird ihn der Rausch überkommen, daß er der König sei über rauschende Wälder und leuchtende Blumen und schwirrende Mücken. Dann wird das Herz sich ihm weiten, seine Augen werden glänzen, und seine Glieder werden sich straffen, im wunderbarsten aller Räusche, den nur Sonne, und Grün, und weißer Weg, und Alleinsein zu erzeugen vermögen. Solch ein Wanderer sieht keinen Zaun, denkt nicht an Eigentumsrecht,

wenn schwellende Saat rechts oder links am Wege frohlockt, fragt nicht geschäftsklug, was der edle Baum wohl wert sein möge an Holz, unter dessen Schatten er rastet —

Da war die weiße Straße, da erzählten fließende Wasser fröhliche Geschichten und traurige, da schwätzelten die Elstern.

Das Ohr hörte das geheimnisvolle Klingen und Rauschen der Einsamkeit, und helles Vogelgezwitscher dazwischen, und einen polternden Wagen in der Ferne. Das Hirn aber ging eigenen Wanderweg. Die Lippen murmelten im Takt des Schreitens, irgend ein Wort, einen Begriff, immer wieder, ständig wiederholend:

Amerika — Amerika — Amerika —

Aus dem Straßenweiß heraus wuchs ein ragendes Zeitungsgebäude mit donnernden Rotationsmaschinen und vielen Zimmern wie Zellen eines Bienenstockes und wimmelnden Menschen und wundervollem Gehaste in Arbeit und einem Mann, der an einem Riesenschreibtisch mit fliegender Feder Papierbogen auf Papierbogen beschrieb —

Paula — Paula — Paula —

Das Mädchen stand da, den Kopf zurückgeneigt, die Augen leuchtend, die Goldhaare glänzend, die Lippen leise geöffnet . . .

Krieg — Krieg — Krieg —

Geisterhaft leise rasselte Gewehrfeuer, in den Palmenhainen von Kuba, und winzige Menschenpunkte strömten auf weiter Fläche vorwärts, und zitterig fein klang Siegesjubel . . .

Gold — Gold — Gold —

Ein goldener Strom floß, und mit glücklichen Hän-

den warf man das Leuchten nach links und nach rechts und die Augen von Menschen waren froh . . .

Erwin — Erwin — Erwin —

Die eigene Gestalt stand da. Jetzt war es ein Schulbub'. Nun ein Reiter auf galoppierendem Pferd in Texas. Jetzt wieder ein amerikanischer Wanderer, der sich in den Arizonasand hinwarf und das heiße Gerieſel durch die Finger spielen ließ. Nun ein hastender Reporter in lärmtobender New Yorker Straße ...

Es war wie Losgelöstsein von Zeit und Raum.

Der Rausch war in mir.

— — — — — — — — — —

Und der Rausch machte stark.

Da lag der weiße Weg, des Lebens Sinnbild; da schritt der Mensch, des Lebens Herr. Man mußte nur schreiten, mit kräftigen Beinen. Ich verspürte in allen Knochen, daß mir frei zumute war. Ich merkte in allen Fasern, daß ich lebte. So freute ich mich königlich über Spatz und Krähe, über Sonne und Grün, über Duft und Klang. Berauscht; Herr von Gnaden der geheimnisvollen, zauberischen Straße. Es war wirklich ein Rausch. Ich weiß noch, wie ich trunken mich hinwarf auf grünen Wiesenfleck, und wie ich den Kopf in das weiche Gras drückte und mich hirnleer freute an Mückengesause und an schwirrenden Käfern. Ich sehe es noch, wie die Sonne blutrot wurde, und grüne Flächen in das Himmelsblau kamen, golden schimmernde Striche, violette Streifen. Ich erinnere mich an die blauen Schatten, und ich sehe es vor mir, wie der weiße Weg dunkelgelb wurde und ernst. Ich verspürte die geheimnisvolle Wandlung, die der Übergang von Tag in Nacht bedeutet. Das war wie Bewegung in der Luft, wie

Schreiten eines Ankömmlings, wie neues Werden. Überall war leises Summen, von Minute zu Minute stiller werdend, als erlösten sich diese Mücken, diese Käfer, alle diese kleinen Tiere, aus dem Wirrsal des Tages in kampflosen Frieden. Und am Himmel gespensterten die Farben; das Grün wurde zum Violett, das Blau zum Schwarz, so schien es, und der rote Glanz starb, wie ausglühendes Kohlenstückchen stirbt. Es wurde langsam dunkel.

Dort leuchtete ein Lichtlein. Ein kleines Wirtshaus lag freundlich da an der abendlichen Straße. Die Fensterchen glitzerten in roter Glut. Im niedrigen Zimmer stand ein blankgescheuerter Tisch. Ich setzte mich hin. Ein Mütterchen mit verrunzeltem Gesicht brachte das Viertele Wein und das derbe Butterbrot mit Speck, und nickte freundlich, als der Fremdling fragte, ob er nicht billig übernachten könne. Das zweite Viertele wurde getrunken. Ein winzig kleines Zimmerchen kam dann, in dem ein ungeheuerlich großes Bett mit den weißglänzendsten aller Bettücher und dem saubersten aller Kissenbezüge wartete. Ich kletterte ins Bett.

Als ich da so lag, wohlig müde, dachte ich gar nicht an Dinge, die getan werden sollten, sondern ich dachte an die Straße; die einsame, endlose, herrliche Straße, und an die Dinge links vom Weg und rechts vom Weg. Im Einschlafen verspannen sich die Bilder. Ich war auf vielen Straßen geschritten. Ich war dann glücklich gewesen. Es bestand doch kaum ein Unterschied zwischen den Krähen des Mississippi und den Krähen der Donau. Es war eigentlich nicht wesentlich, ob die weiße Straße der Donau entlang lief oder ob sie, als Fährtenweg kaum erkennbar, durch Arizonawüste führte, oder ob

sie ein Eisenbahnstrang war, auf dem man mit mühsamem Schritt von Schwelle zu Schwelle sprang, oder ob sie von Pfirsichhainen umgeben war im sonnigen Kalifornien. Immer war er schön gewesen, der Weg, immer hatte er irgendwo hingeführt. Herr bin ich meines Schicksals! Mein ist der Weg! So dachte ich schläfrig und ruhig in dem schönen Bett in dem kleinen Wirtshaus an der Donau. Es war töricht, sich so mühevoll an eingebildeten Wänden den Schädel einzurennen! Nun kamen Bilder der Erinnerung.

Und ich schlief ein.

— — — — — — — — — —

In meinem Gedächtnis ist von meinem Marsch an der Donau kein einziger Name haften geblieben. Ich erinnere mich nicht mehr, wie die Dörfchen hießen und die Marktflecken. Ich weiß weder Ortsbezeichnungen, noch Entfernungen in Kilometern. Ich will auch beileibe nicht eine Karte hervorholen und ordentlich den Weg verfolgen; denn das Bild soll so bleiben wie es ist. Ich will nur die weiße Straße sehen, die bunten Wiesen, den fließenden Strom. Himmel. Wälder. Blumen. Ein kleines Wirtshaus im abendlichen Schatten.

Ich weiß nicht einmal mehr recht, wie lange er dauerte, der Marsch an der Donau. Es können drei Tage gewesen sein oder fünf, vier oder sechs. Ich weiß es nicht mehr.

Ich weiß nur, daß die weiße Straße herrlich war und der Wanderrausch von großer Trunkenheit. Und irgendwo auf dem Weg kam ganz von selbst die Erlösung aus der Unklarheit. Ich überlegte gelassen, was ich so alles getan und geschafft hatte in Amerika; aus welchem Grunde, mit welchem Erfolge. Als Grund

stellte sich fast immer ein äußerer Zufall heraus, verbunden mit drängendem Muß. Als Erfolg war nur meine Zeitungsarbeit zu bezeichnen; und für diesen Erfolg sprach noch besonders, daß die Zeitungsarbeit mir wirkliches Glück gebracht hatte und daß diese Zeitungsarbeit heute noch meine Sehnsucht war. Es wäre närrisch gewesen, einen anderen Beruf zu erwählen.

Nur Zeitungsarbeit!

Es war nun zu erwägen, aus welchem Grunde es mir bis jetzt noch nicht gelungen war, Fuß zu fassen. Und da erkannte ich auf der weißen Straße recht gut, wo der Fehler lag. Es war Unsinn, Schreibebriefe an Verleger zu schreiben und Besuche auf Redaktionen zu machen. Ein Arbeitsfeld kann man sich nur erobern durch den Beweis der Eignung. Diesen Beweis hatte ich der deutschen Zeitung zu liefern. Wie machte man das? Und da kam auf einmal auf dem Wanderwege der Gedanke angeflogen. Feuerschilderungen brauchte die deutsche Zeitung nicht. Zu großen Sensationsgeschichten fehlte ihr der Raum und die Lust. Aber eins war ihr gemeinsam mit der amerikanischen Zeitung: Sie brauchte kleine, kurze, flotte Geschichten voller Handlung und Spannung, die nicht länger sein durften als hundertfünfzig Zeilen. Steckte in der kleinen Geschichte auch noch Humor, dann war sie einfach unbezahlbar. Es fiel mir ein, wie die amerikanischen Zeitungen immer gejammert hatten über die kummervolle Tatsache, daß es in den ganzen Vereinigten Staaten keine fünfzig Schriftsteller gäbe, nein, keine zwanzig, die eine ganz kurze Geschichte schreiben könnten. „Die Zeitungsromane kriegen wir waggonweise," hatten sie geklagt beim San Franzisko Examiner, „aber

nach kurzen Geschichten müssen wir mit der Lupe suchen — und Humor gibt's überhaupt keinen mehr!" Und diese kurzen Geschichten brauchte die deutsche Zeitung auch, und den Humor erst recht! Da konnte man einhaken, wenn es einem gelang, den Haken zu schmieden. War das schwer? Aber nein; man brauchte nur herunterzuerzählen, was man erlebt hatte. Jetzt schon fielen mir die Geschichten ein, zu Dutzenden; beim Wandern, auf der Straße. Das war die Idee —

Nur kurze Geschichten!

Des weiteren mußte überlegt werden, wo diese kurzen Geschichten geschrieben werden sollten. Es lag mir auf einmal im Gefühl, daß das sorgfältige Behütetsein im Mutterhaus nicht die richtige Umgebung war für die zum Kämpfen nötige Geistesverfassung. Es war ein Schlaraffenland, dieses München. Allein mußte ich sein. Selber mußte ich dafür sorgen, daß die Suppe auf den Tisch kam. Den Antrieb mußte ich verspüren. Tag und Nacht mußte ich ganz allein mit mir sein. Arbeiten mußte ich. An nichts durfte ich denken als an Arbeit.

Nur allein sein!

Und als ich so von ungefähr auf das rauschende Wasser sah, da kam mir die Erinnerung an ein Städtchen, das ich noch nie gesehen hatte und in dem ich noch niemals gewesen war. In diesem Städtchen aber war meine Mutter geboren, und von diesem Städtchen, seinen Gassen, seinen Winkeln, seinen heimlichen Sonnenwegen hatte meine Mutter uns Kindern so viel erzählt, daß es mir wohl vertraut erschien. Es mag auch die Donau gewesen sein, der Strom, der neben der weißen Straße floß, der Erinnerung in mir erweckte.

Denn das Städtchen hieß Ulm und lag an der Donau.

Nur in Ulm!

Erledigt, abgemacht, fertig! Und ich schritt schärfer aus. Ich hatte jetzt Eile!

— — — — — — — — — —

Die Straße endete da, wo die ersten Häuser des alten Städtchens Linz anfingen. Von der Linzer Landungsbrücke aus stieg ich auf einen kleinen Dampfer, der nach Passau fuhr. Ich suchte mir ein einsames Plätzchen und rauchte viele Zigaretten! Ja, Ulm war das Richtige!

Nur Zeitungsarbeit!

Von Passau fuhr ich nach München. In München packte ich den Koffer. Die Mammy half mir beim Packen. Man hat mich nie gehindert in dem Haus in München, zu dem ich gehöre, sondern mir immer nur geholfen.

— — — — — — — — — —

Im Abteil dritter Klasse war außer mir nur noch ein Mitfahrender. Es war ein dicker Herr, mit gerötetem Gesicht, beweglich wie eine Kegelkugel. Keine Minute lang konnte er es ruhig auf seinem Platz aushalten. Fortwährend rutschte er hin und her. Er stöhnte über die Hitze, knöpfte sich die Weste auf, holte Zigarren aus seiner Reisetasche, sah in eine Zeitung hinein und warf sie zerknüllt weg.

Aus goldberänderter Brille funkelten listige Äuglein.

„Det is' überhaupt jar keen Betrieb," schimpfte er. „Natürlich hat mir der olle Quatschkopp nich' rechtzeitig jeweckt — und der Schnellzug is' weg — futsch! Haste nich' jesehen! Eine Bummelei in diesem München — Skandal! Det können Sie mir wohl ansehen, dat ick sonst nich' im Bummelzug fahren würde. Und det Essen! Ich will Ihnen wat sagen: Setzt mich da

so 'n Kerl 'n großen Knochen vor mit 'n bißchen quabbeliger Haut dran und 'n paar Sehnen; zadderig, sage ich Ihnen, zadderig. Nischt dran! Und sagt, det sei die berühmte Münchner Kalbshaxe. Ich kann Ihnen flüstern, dat ick dem Mann einige Tönchen erzählt habe. Nee -- nee — Berlin bleibt Berlin. Die janze Jesellschaft sollte uff'n Jahr nach Berlin kommandiert werden, damit sie 'n bißchen Murr in die Knochen kriegen. Skandal — Schweinerei . . ."

Unverständliches Gemurmel.

„Det Bier — allabonnör — det will ick jern zujeben. Aber der Kümmel — nich' mal 'n ordentlichen Kümmel kennt die Jesellschaft. Det Bier — ja, det is' jut."

Er sprang auf und öffnete das Fenster.

„Nanu — nu könnte ja woll bald mal 'ne Station kommen!"

Die Station kam und der Dicke sauste zum Fenster.

„Kellner — Kellner!" brüllte er.

Und dann steckte er mit tiefer Befriedigung den Schnauzbart in den schönen weißen Schaum. Ich folgte gern seinem Beispiel. Heiß war es auch.

„Prost!" sagte er.

„Prost!" sagte ich.

So war die Bekanntschaft angebahnt.

„Na, denn man los!" sagte der Dicke befriedigt. „Hoffentlich kommt bald wieder 'ne Station — Dja, und hoffentlich jibt et in Ulm einen anjenehmeren Betrieb. Da montiere ick nämlich eine neue Setzmaschine auf; pikfein, det kann ick Ihnen sagen."

Setzmaschine? Ich horchte auf.

„Was für ein System?" fragte ich. „Die Linotype kenne ich genau."

„Ach nee — Setzer?"

„Nee — 'mal Reporter gewesen, drüben in Amerika."

„Ach nee —"

Auf der langen Fahrt nach Ulm sprachen wir über nichts anderes als über Setzmaschinen, Maschinensatz, Setzersaalbetrieb. Der dicke Mann wurde ein ganz anderer, wenn er über seine Maschine sprach, die er abgöttisch liebte. Er war Angestellter einer großen Firma, die den damals neuen Typographen in Deutschland einführte, und reiste herum, um neubestellte Maschinen zu montieren und Maschinensetzer anzulernen. Ja, die Maschine war für das Ulmer Tagblatt bestimmt. Die sollten sich wundern, wenn er erst einmal loslege —

„Det janze Blättchen setz' ick allein in eenem Tag!" erklärte er stolz. „Wissen Se, die Linotype is' ja auch jut, aber an den Typograph kann se nich' tippen."

Und dann kam wieder eine Station.

Das Glück von Ulm

Der Großvater Döbele und die vertrunkene Insel Mainau. — — Im Goldenen Ochsen. — Mein Zimmerle in der Walfischgasse. — Wie die erste Geschichte zu mir kam. — Von nächtlichen Gestalten. — Das erste Honorar. — König im Märchenland. — Das Geld war dumm, der Tag war reich. — Von Ulmer Bürgern, Rettichen und Kräuterkäse. — Mein Freund der Pudel. — Du liebes altes Ulm. — Wenn die Lebenswage still steht . . . — Das Telegramm aus Berlin. — Abschied vom Glück in Ulm.

Den Setzmaschinenmann aus Berlin verschlang unter dem mißtönenden Geräusch eines großen Krachs mit dem Gepäckträger der Ulmer Bahnhofsboden. Er war auf einmal weg.

Ich war allein. Den Weg wußte ich. Den kannte ich schon als Bub', soviel hatte die Mutter uns Kindern von Ulm erzählt. Der breite Weg vom Bahnhof führte in eine enge Gasse und die enge Gasse bog ein zum Münsterplatz. Dicht am Münsterplatz lag das alte Haus, das einmal meinem Großvater gehört hatte; dem Großvater Döbele. Der war ein großer Herr gewesen und hatte im Württembergischen Weinberge gehabt und Jagden. Ich mußte lachen. Ich hatte achtzig Mark. Hah, daran war eigentlich der Schandfleck von mütterlichem Ahn schuld, der elende Ritter, der in einer einzigen Woche die Insel Mainau verspielt und vertrunken hatte. Diesen Ahn konnte meine Mutter nicht leiden —

„Guck, Winerle, hätt' der Dreckkerl die schöne Insel net versoffe', dann wäre' wir arg reich!"

Wenn meiner Mutter etwas ans Herz ging, redete sie Schwäbisch . . . Aber Unsinn! Was scherten mich die Sünden des Ahns und was nützten mir die ehemaligen Weinberge. Arbeiten mußte ich. Dazu war ich in Ulm. Und arbeiten wollte ich. Dazu hatte ich meine Geschichten im Kopf. Gut sah die Gasse aus. Nett waren die schiefen Häuser, die Ecken, die Winkel, die alten Dächer. Aber ich sah sie kaum. Ich dachte an die Wolkenkratzer New Yorks und an Menschen, die im Lift ins zwölfte Stockwerk fuhren. Über die schrieb ich jetzt. Davon war mir der Kopf voll.

Von einer Hauswand baumelte ein Schild mit einem goldenen Ochsen.

Ich ging in den Goldenen Ochsen und bestellte Mittagessen.

Die nette Kellnerin zwinkerte vergnügt mit den Aug-

lein und erzählte gleich, daß sie Babett hieße. Dann brachte sie Bier herbei, Spätzle, brägelte Spätzle mit Eiern, und Salat, und Weck' mit Butter.

„Der Herr isch' net hiesig?" fragte die Babett neugierig.

„Nein!" sagte ich.

„Bleibt der Herr in Ulm?"

„Ja," sagte ich.

„Sie sind aber gar net g'sprächig," schmollte die Kellnerin.

„Jawohl, Babettle, der Herr bleibt in Ulm. Und so lang' der Herr in Ulm ist, trinkt er seinen Schoppen nirgends wo anders als im Goldenen Ochsen bei der Babett!"

„Das saget Sie jetzt nur so!" meinte sie. „Bleibet Sie länger in Ulm? Was isch denn der Herr, wenn ich frage' darf?"

„Schriftsteller!" sagte ich. Aber ich sagte es zögernd. Das Wort wollte nicht recht heraus. Doch, zum Donnerwetter, ich war nach Ulm gekommen, um Geschichten zu schreiben, und wer Geschichten schreibt, ist Schriftsteller . . .

— — — — — — — — — — —

Ich mußte mir eine Wohnung suchen. Ich kam in winkelige Gäßchen, und bog rechts ab, und wandte mich nach links, wie nun die Laune es eingab. Überall zweigten die Gassen ab. Dort stand in verträumtem Winkel frohblühender Holunderbaum. Hier führte Brücke über kleinen Bach. Das mußte die Blau sein, aus dem Blautopf in Blaubeuren. In den Gäßchen standen uralte Häuser, und da waren wieder andere Häuser,

ganz neue, splitternackte. Und da war holpriges Pflaster mit Gras dazwischen.

Da und dort an den Regenröhren der Dachrinnen klebten Zettel, die verkündeten, daß Zimmer zu vermieten seien. Einer gefiel mir endlich ganz besonders. „Nettes Zimmerle!“ versprach der Zettel. „Für einen besseren Herrn. Walfischgasse vierzehn.“

Das Haus Nummer vierzehn war schön gelb angestrichen. Die weißen Vorhänge an den Fenstern sahen appetitlich aus. Über die Pflastersteine des schmalen Hofes führte der Weg durch eine knarrende Haustüre eine enge steile Treppe hinauf. Im ersten Stock — stand auf dem Zettel. Ich zog am Glockenzug, und ein Glöckchen läutete. Eine alte Frau machte auf.

„Ich möchte gern das Zimmer —“

„'s Zimmerle? Kommet Sie nur 'rein!“

Das Zimmerle ging auf den Seitenhof hinaus. Durch das altmodische Fenster, an dem allerlei merkwürdige Klappen waren, sah man rote Dächer, spitze Giebel, winkelige sonnenbestrahlte Häuserchen. Vor dem Fenster stand ein großer Tisch mit weißgescheuerter Platte. Unter dem Fuß knirschten Sandkörnchen. An der einen Wand leuchtete ein richtiges schwäbisches schneeweißes Bett, so hoch aufgebaut mit Pfühlen und Unterpfühlen und Oberpfühlen, daß man sich wohl einen richtigen Schwung geben mußte, wenn man hineinklettern wollte. Die andere Wand nahm ein großer Kleiderschrank ein. Ein gelb lackiertes Ungetüm.

„Also 's Zimmerle kostet halt fünfzehn Mark im Monat, mit 'm Kaffee!“ sagte die alte Frau.

Sie stand so recht gemütlich da, die Hände über dem ansehnlichen Leib gefaltet auf einer Schürze, die so

weiß war, wie sicher keine andere Schürze auf der ganzen Welt. Aus silbergrauem Haar lachte ein vergnügtes pausbäckiges Gesicht mit frischen roten Wangen.

„Aber ich muß eine Lampe haben —"

„Wir habe' eine."

„Und gelegentlich muß mir etwas geholt werden —"

„Ha, i bin viel beim Wäsche und Bügle, aber wenn i net da bin, isch der Alte da. Eins isch immer da."

„Ich werde nämlich viel zu Hause sein und viel schreiben."

„Aha! Schreibe? 's isch immer eins da. So e Viertele Wein hole, gel', oder e Bierle?"

„Schön, dann —"

„Sie sind aber net hiesig?"

„Nein," sagte ich. „Ich will nur eine Zeitlang in Ulm bleiben. Ich will hier in Ulm etwas schreiben; ich bin — Schriftsteller. Aber meine Mutter war eine Ulmerin. Mein Großvater hieß Döbele."

„So? Der alte Döbele selig? Am Münschter? Fritz," — die Stimme gellte wie eine Signaltrompete — „Fritz — der Herr nimmt's Zimmerle — er isch verwandt mit dem alten Döbele selig —"

„'s isch guet," sagte der alte Mann, der hereingekommen war, eine klobige Holzpfeife zwischen den Zähnen. Er hatte ein schwarzseidenes Käpplein auf. An den Füßen trug er Schlappen. Er war klein und hager. Eine scharf gebogene Nase, schön rot an der Spitze, schob sich trotzig in die Welt hinein. Unter buschigen Augenbrauen funkelten jähzornige kleine Äuglein. Drei von dieser Gestalt hätte man gebraucht, um seine behäbige Frau zu machen.

„'s isch guet!"

„Dann will ich meinen Koffer holen —“

„Den kannscht du hole', Fritz!“

„'s isch guet! Wo ischt er?“

„Im Goldenen Ochsen.“

„Da kannscht glei' e Viertele Wei' trinke' im Goldene' Ochse' —“

„I trink kein' Wei' im Goldene' Ochse — im Goldene' Ochse' ischt er net so guet heuer.“

— — — — — — — — — — —

Ich packte meine sieben Sachen aus, räumte herum, und ließ mir von Frau Marie das erste von vielen Abendbroten holen, die ich im stillen Stübchen von Ulm essen sollte. Es bestand aus einem Herrenweck' für fünf Pfennige, einem Stück Wurst für zehn Pfennige und einem Glas Bier für achtzehn Pfennige. Es schmeckte überaus gut. Dann setzte ich mich fest hin; mit dem festen Vorsatz, meine erste Geschichte zu schreiben . . .

* * *

Es ging mir im Kopf herum zuerst, was ich da irgend einmal gelesen hatte über die große Kunst, eine kleine Geschichte zu schreiben. Die Handlung bedurfte schärfster Berechnung, das Geschehen mußte sich erst in den allerletzten Zeilen zuspitzen, sei die Geschichte nun ernst oder lustig, damit die rechte Wirkung erzielt wurde. Auf die Herausarbeitung des Wesentlichen in knappsten Strichen kam es ganz besonders an. Am besten war es, wenn man nur mit zwei Figuren arbeitete. — Also, das war eine schwierige Sache. Man mußte ganz klar denken:

Die Figuren — die knappen Striche — das Zuspitzen . . .

Und da war auf einmal das Stübchen angefüllt von Menschengestalten. Der Mann aus Cripple Creek in Colorado, der die eigentümliche Gewohnheit hatte, beim Whiskytrinken plötzlich ein paar Schüsse in den Boden zu feuern, weil es ihm großen Spaß machte, wenn die Mittrinkenden dann entsetzt hopsten — der Mann aus Cripple Creek zwinkerte gerade vergnügt und griff langsam, heimlich und vorsichtig nach dem Pistolenhalfter . . . Mein Freund, der Polizeileutnant O'Donovan, kam auf der Marketstreet in San Franzisko auf mich zu, und sagte im Vorbeigehen leise, den Mund kaum aufmachend: „Streife in der Chinesenstadt heute abend. Wenn Ihr wollt, könnt Ihr mitkommen. Üblicher Treffpunkt." Ein Mädel deutete mit spitzem Zeigefinger auf mich und lachte dabei wie nicht gescheit. Ein altes Weib stand da, die Arme in die Hüften gestemmt und sagte: „Meinetwegen könnt Ihr mit 'nem Papierkragen und 'ner Zahnbürste als Gepäck einziehen; die Hauptsache ist die Vorausbezahlung. Im voraus für 'ne Woche un' nächste Woche dieselbe Sache — klar?" Der Mann aus Philadelphia mit der furchtbar komischen Nase, die aussah wie drei aneinandergereihte große Erdbeeren, erzählte mir weinerlich: „Aber ich trink' doch gar nicht. Ich hab' nie getrunken. Und das glaubt mir kein Mensch!" Und ich selber war mitten drin unter den Leutchen. Es wimmelte nur so von Gestalten und Dingen. Ich sah sie greifbar vor mir, und kicherte vor mich hin, und lachte oft laut.

Und dann war auf einmal die Geschichte da. Die hatte ich in einem New Yorker Gerichtssaal erlebt. Ein Mann war grober Sachbeschädigung angeklagt. Er hatte sich nämlich gänzlich energielos gefühlt, war

auf die Suche nach Energie gegangen, und hatte einen Menschenfreund gefunden, der ihm für viele Dollars einen „Energisator" verkaufte: Eine elektrische Maschine, die der Energielose sich auf den Buckel schnallen mußte und dann den Strom einschalten. Hierauf drehte sich eine Metallbürste. Die Bürste machte energisch. Der energielose Mann zerkratzte sich den ganzen Rücken mit dem Apparat, fühlte sich aber keineswegs energischer. Darauf ging er hin zu dem Menschenfreund, verprügelte ihn fürchterlich, schlug ihm den halben Laden kaput samt den Fenstern, und zertrümmerte endlich ein volles Dutzend der kostbaren Energiemaschinen — der arme Energielose!

Ich schrieb drauf los, kichernd, hellauf lachend über jeden zweiten Satz; und ganz gewiß hab' ich dabei kein einzigesmal gedacht an schärfste Berechnung, Tempo, und Zuspitzen. Als ich fertig war, las ich das Zeug noch dreimal und, siehe da, es war sehr gut. Dann schrieb ich es ins Reine. Hierauf verfertigte ich einen Begleitbrief an das Ulmer Tagblatt. Und dann kletterte ich, es fing schon an, hell zu werden, ins Bett und freute mich beim Einschlafen auf die nächste Geschichte morgen.

Hoh! Es wimmelte ja nur so von Geschichten . . .

— — — — — — — — — — —

Es war mir überhaupt ganz unbegreiflich, wie ich ein so kümmerliches Leben hatte fristen können, in dem keine Geschichten geschrieben wurden. Die zweite Geschichte ging an die Münchener Neuesten Nachrichten, und die dritte an das Berliner Tageblatt. Am dritten Tag hatte ich noch keine Antwort vom Ulmer Tagblatt. Ich bekam es mit der Angst. War das wieder ein Miß-

erfolg? Kam abermals eins dieser höflichen ablehnenden Formulare? Ging es jetzt doch an 's Steineklopfen? Ich hielt es nicht mehr aus. Ich lief zum Ulmer Tagblatt.

Der Mann mit dem großen Bart an dem wüst unordentlichen Schreibtisch mit den vielen Zeitungen beguckte mich durch scharfe Brillengläser.

„Die Energiegeschichte? So, Sie sind das? Die ist ganz nett. Wir bringen sie heute. Honorar zwanzig Mark."

Mir war, als hätte ich einen Hieb auf den Schädel bekommen. Ich zuckte zusammen —

„Ho — norar — zwa —"

„Zwanzig Mark!" sagte der Redakteur. „Das ist unser Honorarsatz für kurze Humoresken!"

Es war wahr! Ich hätte am liebsten geschrien und gebrüllt! Ich wurde gedruckt in einer deutschen Zeitung. Den Mann da, die Zeitung, mich selber, die ganze Welt hätte ich umarmen mögen. Der Weg war gefunden! Der Anfang war da. Jetzt ging es vorwärts. Eine Last sank mir vom Herzen; die schwere langgetragene Last. Ich richtete mich straff auf —

Der Weg! Das Ziel!!

Es wurde noch einiges geredet. — Das war ein guter Mensch, der Mann mit dem großen Bart. Er hat mir nicht nur Bücher geliehen, und Simplizissimusse, Zeitungen, Jugenden geborgt, sondern mir viele Stunden seiner Zeit geschenkt, aus denen gute Ratschläge herauswuchsen. Wir haben sie zu Hunderten bei der deutschen Zeitung, diese guten Menschen. Wenn sie eine Begabung wittern, dann helfen sie aus schierer Freude am Körnchen in der Spreu mit Abdrucken

und Honoraren und Empfehlungen, und werden es nie müde, Wege zu zeigen. Ich möchte wohl wissen, wie viele berühmte Männer des deutschen Schrifttums ihr Brot in der Zeit des Ringens solch' einem abgerackerten guten Menschen verdanken, der anderen half, während er selbst stöhnte über zerfressende Kleinarbeit —

„Darf ich in den Setzersaal gehen?" fragte ich.

„Natürlich! Sehen Sie sich nur um bei uns!"

Der Berliner Reisegefährte saß in Hemdsärmeln und ohne Kragen schwitzend an seiner Setzmaschine und klapperte drauf los.

„'Morgen!" sagte ich. „Wie geht's?"

„Skandal!" sagte er. „Infam! Det Jestänge is verbogen. Un' ausjerechnet im Jestänge is der Typograph kitzlich. Wer'n ma aber schon kriegen. Dja. — Nächste Woche ist die Verhandlung!"

„Welche Verhandlung?"

„Wenn ich Ihnen das erzähle, lachen Sie sich tot. Der Kerl von Gepäckträger auf dem Bahnhof is frech geworden!"

„Hals- und Beinbruch!"

„Ach Jottchen," lächelte der Berliner, „wir sin' doch man bloß in Ulm! Wir haben doch die Erfahrung! In Berlin würden se mir vielleicht verknaxen — aber in Ulm — es is zum Piepen! Trinken wir mal jelejentlich 'n Glas Bier? Ja? — Im Goldenen Ochsen? — Kenn' ich! Heute abend? — Jut! — Det verflixte Jestänge! Ich hab's die Schafsköpfe immer jesagt, sie müßten beim Verpacken . . ."

Lachend ging ich fort. Bei Gott, jetzt hatte ich die deutsche Zeitung doch! Was die eine druckt, druckt auch die andere.

Und ich war auf einmal wieder sieben Kilometer lang und drei Kilometer breit . . .

* * *

Die Münchener Neuesten Nachrichten nahmen an. Das Berliner Tageblatt nahm an. Das begeisterte mich. Ich hatte sie; ich hatte sie!

Aber die Freude über den Erfolg lief doch eigentlich nur so nebenher, so schön sie war, denn jetzt war ich schon wieder so weit, daß ich den Erfolg als selbstverständlich in Empfang nahm und gar nicht auf den Gedanken kam, daß irgend etwas schief gehen konnte. Selbstverständlich werden sie meine Geschichten drukken! Selbstverständlich wird das genug Geld einbringen zum Leben! Selbstverständlich werde ich sogar berühmt werden und reich obendrein! Aber das war doch nebensächlich. Das wirklich Schöne war das Fabulieren an dem großen Tisch im gelben Schein der kleinen Petroleumlampe, denn ich arbeitete oft nachts. Das enge Zimmerchen mit dem Tisch und dem Bett und dem Schrank war mir zur großen weiten Welt geworden. Der winzige Raum enthielt alles Erleben und alle Menschen der Vergangenheit. Die Erinnerungen stürmten auf mich ein, die Gestalten drängten sich herbei, eingefangen zu werden in Worte. Wenn ich saß und schrieb und vor mich hin sprach, umhuschten mich Menschen und Bilder. Ich sah sie leibhaftig. Ich konnte in sie hineinsehen. Ich wußte, was sie dachten und fühlten. Dann wurde das Gehör überfein; auch äußerlich. Der Bohrwurm im alten Balken pochte dröhnend wie schwerer Hammer. Der Körper bestand nur aus dem irgend etwas im Kopf, das die Gestalten

zeigte, und der leicht schreibenden Hand; der Leib, die Glieder waren federleicht. Ich hörte das Blut in den Schläfen ticken. Wenn die Münsterglocken die Mitternachtsstunde schlugen, fuhr ich auf, erschrocken. Aber dann wuchs aus dem Schatten im Winkel neben dem Fenster eine Form heraus, nebelig. Zuerst war es eine Kirche in San Franzisko. Dann ein Zerfließen und eine Glocke schwang. Und wiederum ein Schleier und aus der Glockenform heraus wuchs das kleine Waldkirchlein in Texas. Noch aber hatten die Glocken nicht den letzten Schlag geschlagen . . . Ich vergaß die Zeit. Mir war, als hätte ich so sitzen können und schreiben, schreiben in alle Ewigkeit hinein. Ich war Herrscher im Märchenland. Ich selber schuf mir die Königreiche und die Untertanen. Immer neue. Mir gehörte alles. Wenn da die Zeilen herauswuchsen aus dem Nichts, und jedes Wort gut schien, jeder Satz ein Werk, kam ich mir vor wie Schöpfer und Herr; ich lebte in meinen Geschichten. Ich lachte mit ihnen und weinte mit ihnen; stand mit ihnen auf und ging mit ihnen ins Bett. Ich war glücklich.

Jeden Tag schrieb ich eine Geschichte.

Es kam auch Geld. Ich verdiente so etwa hundert Mark im Monat, vielleicht sogar einmal zweihundert. Das Geld war dumm. Der Tag war reich.

— — — — — — — — — — —

Morgens kam der Briefträger. Der brachte den wohlbekannten grünen Brief aus Berlin mit dem grellen Aufdruck der großen Zeitung, die kurz schrieb: „Ihre Humoreske haben wir angenommen — Honorar vierzig Mark.“ Oder schrieb, diesmal auf vorgedrucktem Formular — „bedauern wir, nicht verwenden zu kön-

nen. Die Ablehnung enthält kein absprechendes Urteil über den Wert der Arbeit, sondern ist durch Raumgründe und besondere Erfordernisse unseres Blattes bedingt." Gott segne den Mann, der dieses Ablehnungsformular erfand! Es ist so tröstend höflich!

Den Geldbriefträger sah ich schon von weitem kommen, denn ich stand wartend am Fenster. Und jetzt klingelte es.

„Unterschreibe', bitte —"

Oh Wonne! — Damit fing der Tag an. Frau Marie sagte vergnügt guten Morgen —.

„'s Kaffeele ischt im Wohnzimmer!"

Und dann las man im altväterischen Wohnzimmer die Zeitung, und wartete, bis Frau Marie das Zimmerle zurecht gemacht hatte. Der Mann im Seidenkäppchen bot einem wohl auch einmal einen Morgenschnaps an, obgleich er im allgemeinen Wert darauf legte, diesen Schnaps nur selber zu trinken. Dann ging's ans Schreiben, und die Zeit ging im Fluge vorbei. Wenn es so gegen ein Uhr wurde, und der Magen sich meldete, drehte man wohl dann und wann erwartend den Kopf, bis Frau Marie zur Türe hereinguckte.

„Gehen S' denn net zum Essen?"

„Ich hab' keine Zeit."

„Soll i Ihne' was hole'?"

„Ja, bitt' schön — Dreiquartel, und ein' Weck, und für zehn Pfennig Schwartenmagen. Legen Sie 's halt aus."

„Ja, gern. Aber Sie müsset net so fleißig sein. Gehen S' doch raus und schauen S' Ihnen die Mäderl' an und trinken S' a Schöpple —"

„Hab' kein Geld. Aber morgen kommt's — telegraphisch!"

„Aber dann sagen Sie's doch — immer am Tisch hocken — so e fünf Märkle hätt' i scho' — ja, da gibt's nix zum Danken . . ."

Und dann kam das köstliche Mittagessen. Ein Krug Bier, zu dreivierteln gefüllt, daher die Bezeichnung Dreiquartel, aber manchmal auch ganz gefüllt, denn die Ulmer haben ein gutes Herz, und ein frischer knuspriger Weck und das große Stück Schwartenmagen für zehn Pfennige. Wie das schmeckte! Das war ein Mittagessen! Nie im Leben wieder hat etwas so köstlich gemundet. Später hat man Kaviar haben müssen, Hummern, norwegische Schneehühner, Rehrücken mit Cumberland-Tunke, und es war unbedingt notwendig, daß man bei Töpfer in Berlin, oder Böttner in München, oder Schümann in Hamburg schlemmte. Der Mensch ist und bleibt doch fürchterlich dumm —

Rutsch, 'raus nun in die Luft!

Die junge schlanke Nudelfrau beugte sich dann wohl über das Treppengeländer. Ich nannte sie die Nudelfrau, weil ihr und ihrem Mann das winzige Arbeitshäuschen hinten im Hof gehörte, das sich stolz eine Nudelfabrik nannte. Die Nudelfrau las gern. Die dicken Bücher mit der vielen Liebe bekam sie von mir und die Jugend mit den herrlichen Bildern. Ich selber hatte sie vom Ulmer Tagblatt bekommen. Es war eine hübsche Kette. Die Kette führte über den Schreibersmann zum weinseligen Männchen mit der Seidenkappe, zur Nudelfrau, zur Babett', zum Maschinensetzer, und dann und wann sogar zu einem fremden Ulmer Mädle, das ganz vergaß, das Buch wiederzubringen,

dafür aber auch selber ganz vergessen wurde —

„Haben S' net wieder was zum Lesen?" sagte die Nudelfrau.

„Ja."

„Gehen S' schon wieder weg?"

„Schon wieder?" rief ich entrüstet. „Aber ich sitz' doch immer zuhaus —"

„Ja, ich mein' nur" — sie beugte sich weit über das Geländer. „I mein' halt nur. Aber so schön war die Geschicht' mit dem Grafen und der Försterstochter — wissen S' — i hätt' glei' heule könne . . ."

„Ja. Gehen S' nur rein zu mir. Auf dem Tisch liegen Bücher. Suchen Sie sich eins aus —"

Ich schwang den Stock. Es ging hinaus in die Sonne. Zuerst auf den winkeligen Platz am Wall, wo immer der Ochsenmarkt abgehalten wurde. Da stand ein kleines altes Wirtshaus. In dem wohnte der Maschinensetzer, der länger in Ulm blieb, als er beabsichtigt hatte. Der Maschinenmann war Herr über einen schwarzen Schnürenpudel. Dieser Pudel war mein Freund. Wenn ich unten auf dem Platz stand und pfiff, kläffte er so lange, bis er herausgelassen wurde.

Ich pfiff.

Der Pudel kam herangerast, machte närrische Sprünge, warf mich beinahe um. Dann gingen wir selbander in die Sonne; der Pudel und ich. Der Weg war vorgeschrieben. Zarte Rücksichtnahme auf heilige Pudelrechte zwang mich, zuerst zum nahen Schwemmplatz an der Donau zu gehen und dort mit ernsthaftem Bemühen ein Stück Holz immer wieder ins Wasser zu werfen, große Freude heuchelnd, wenn das wertvolle Gut wiedergebracht wurde. Dann ging's auf

die Felder beim Festungsgraben. In diesen Feldern wohnten fette Mäuschen. Die hatte mein Pudel gern. Wenn er so ein richtiges Mausloch gefunden hatte, scharrte und grub er so lange, bis er glücklich die ganze Mäusefamilie am Wickel hatte; Eltern und Großeltern und Kinder und Kindeskinder. Die fraß er beschaulich auf. Ich guckte zu und machte bei der Jagd kß — kßß . . . Nach einer Viertelstunde oder so verursachten die gefressenen Mäuschen dem Pudel gräßliches Mißbehagen im Leib. Er krümmte sich. Ich lachte ihn aus. Wenn wir nun an irgend einem verlockenden Mäuseloch vorbeikamen, war er moralisch. Er stellte sich so an, als ob er ungefähr sagen wollte, daß auch das fetteste Mäuslein ihn niemals wieder im Leben interessieren würde. Am nächsten Tag aber ging er auf das kleinste Mäuseloch darauflos wie der Teufel! Wir Menschen sind gerade so. — Dann ging's im Geschwindschritt durch die Sonnenwege, die sich in Ulm an der Donau ziehen. Ich dachte später noch oft an diesen Weg. „An der Mauer" heißt er. Er schlängelte sich heimelig auf Terrassen zwischen blütenumsponnenen hohen Mauern und hatte knorrige Bäume und lustigen Bach und heimliche Winkelchen und Ecken, und große violette Schatten, jäh und stark. Bald sah man friedliche kleine Häuserchen mit roten Dächern und grün schimmernden Läden und einen bunten Wirrwarr von Ecken und Kanten; bald im grünen Ausschnitt das gelbe Kiesgeröll und den reißenden Strom. Dann wieder tauchten am Wall winzig kleine Häuserchen auf, da droben auf der alten Mauer beim Zundeltörle, wie auf einer Brücke hoch über der Straße stehend. So winzig sahen sie aus, als hätten Zwergmenschen sich da

ein Puppenreich gegründet. Sie waren immer meine Sehnsucht, diese Häuschen. Putzig kleine Fensterchen hatten sie. Die Türen waren so niedrig, daß ich mich hätte bücken müssen, einzutreten. Aber alles funkelte blitzsauber. Winzige weiße Vorhänge. Uralte Messingtürschnallen, von seltsamen Formen, in der Sonne leuchtend. Von Häuschen zu Häuschen, von Fenster zu Fenster, von Türe zu Türe, schlang sich blühendes Gewirre rankender roter Röschen, die jubelten und jauchzten und das Grau der kleinen Häuschen mit holdem Märchenschimmer verkleideten. Auf schmalen weißen Bänken vor den Türen saßen alte Frauen mit weißen Schürzen und silbernem Haar, fleißig über den Strickstrumpf gebeugt. Auf der gelben Straße spielten frohe Kinder —

„Bärbele, sei net so wüscht!“ mahnte irgend eine Großmutter auf irgend einer Bank . . .

Oder es ging noch in die Au zum Vespern.

Da waren die Biergärten. Einer hieß die Hundskomödie. Da saß auf fester Bank an langem Tisch in majestätischer Ruhe der Ulmer Bürger. Andachtsvoll schnitt er auf der Tischkante den weißen Rettich in feine durchsichtige Scheiben. Wenn er das Salz dazwischen tat, so glich das einer sakralen Handlung. Es war wie eine Weihe. Man hätte die Hände falten mögen. Oder er hatte ein Messer in der Faust und mengte, mit Männerkraft drückend und knetend, den pulverigen Kräuterkäse mit der gelben Butter zusammen; ganz Hingabe. Die Frau und die blondbezopften Mädle daneben flüsterten nur noch; der Vater machte den Käse an. Leise sein! Wenn ich einmal alt und des bunten Treibens müde bin, dann möchte ich im

alten Ulm wohnen dürfen und in der Hundskomödie lernen, wie man den Rettich rädelt und den Kräuterkäse anmacht. Im Erinnern grüße ich euch, ihr stillen Ulmer Augärten! Eure Ruhe und Weltverlorenheit, euer Vesperkult trägt deutsche Kraft in sich.

Dann noch auf dem Heimweg die Mädle angeguckt, die lachten und kicherten beim zeitgeheiligten Spaziergehe'. Vielleicht noch zur Babett' zu einem Schöpple dann, und eine dunkelrote Rose gekauft für ein paar Pfennige, und zum Zigarettenmann gegangen, der sich freute über den alten Kunden und liebevoll die würzige Mischung abwog aus Türkischem und Latakia.

Der Pudel zog immer den Schwanz ein, wenn wir in die Stadtstraßen kamen, und trollte sich mißvergnügt nach Hause. Ich war bei ihm angestellter Spezialist für Wasserknüppel und Mäusefelder. Das Straßengetue gefiel ihm nicht —.

Und nun nach Hause; zum Schaffen im Stübchen —

Liebes altes Ulm! Deine Mädle kriegen ledige Kinder, weil's ihnen das Herz abstoßen würd', wenn sie Nein sagen sollten, und sie bleiben doch brav dabei; und deine Männer sind saugrob und sagen zehnmal im Tag, was Goethe den Götz von Berlichingen nur einmal hat sagen lassen, aber sie sind gut und stark. Molfenter heißen sie und Käßbohrer und Schmalzigaug; wo so die Menschen heißen, sind sie schlicht und gut. Auf gutem deutschem Boden stehst du, Ulm! Da soll man dir auch ruhig deine Schöpple lassen, in deinen vielen Weinstüble, und deine klassische Grobheit, und dein ehrliches Werkeln, bei dem du dich keineswegs überstürzt. Du bist guter Sauerteig. Ach, Ulm, vielleicht wär' ich ein Dichter geworden, würd' ich bei dir

geblieben sein. Aber ein Stückchen von meinem Herzen hast du behalten. Blühe und gedeihe, gutes altes Ulm! Hilf mit, daß andere Zeiten einziehen in unserem deutschen Land. Wir brauchen Dickschädel, wie du einer bist!

Bleib so! Wo sonst sind Menschen so ehrlich, zu bekennen: Gut leben und fett ausspucken! Wo wäre eine Stadt denkbar, die so wenig zimperlich ist, daß sie eine gute und vielbesuchte Gaststätte „Zum Blanken" nennt. Bleib so, wie du bist!

— — — — — — — — — — —

Achtzig Geschichten ungefähr hab' ich geschrieben in drei Monaten in Ulm. Ich schrieb sie hin, weil die Erinnerung drängte und weil ich glücklich war, daß ich etwas schaffen konnte. Sie haben mir viel Freude gemacht, die Geschichten, im Schreiben. Sie haben später auch ihre Schicksale gehabt. Ich brauchte in Berlin einmal arg nötig Geld und verkaufte die ganzen achtzig Geschichten zum Nachdruck an einen Mann, dessen Geschäft solche Käufe waren. Er gab mir eine Mark fünfzig für das Stück. Die Abdrucksbelege aus der Ulmer Zeit hob ich mir viele Jahre lang auf. Eines Tages plagte ich mich damit, diese alten Geschichten zu ordnen und zu sichten. Ich legte sie auf den Fußboden, weil auf dem Schreibtisch kein Platz war. Dann ging ich weg; ich glaube, ich war durstig geworden. Das fleißige Dienstmädchen benützte die Gelegenheit, Ordnung zu schaffen, packte den ganzen Kram, der auf dem Boden lag, in einen Papierkorb, und entleerte diesen Papierkorb in den Küchenherd. Weg waren die Geschichten!

Ich wütete damals. Heute weiß ich, daß es auf die

paar Geschichten gar nicht ankam. Sie waren nicht das Wichtige, die Geschichten, im Glück von Ulm. Das Wesentliche war, daß ich in Ulm wieder lernte, an mich selber zu glauben. Zwar hatte der Glaube nichts Gewaltiges. Es war ein stilles Glück. Es gibt Zeiten in unserem Leben, da die Wage in gleicher Schwebe steht. Die beiden Schalen schweben ruhig und gleichmäßig. Das Wollen steht so einigermaßen mit dem Können im Einklang. Das Böse kämpft nicht allzusehr gegen das Gute. Es gibt kein jähes Sinken und kein plötzliches Emporschnellen. Der Mensch ist zufrieden. Nie kann solche Wagschalenruhe lange dauern bei Männern, die ihr Blut zur Unruhe zwingt, und es wäre nicht gut, würde sie fortdauern; beharrend, zum ewigen Gleichmaß zwingend. Doch die kurze Zeit des Stillstehens der Lebenswage ist Glück — wenn die Wagschalen gar heftig auf und ab schnellten vorher, und mitten in der Wagruhe der Zeiger schon zittert, der neue Belastung und Entlastung der Schalen ahnt ...

Still standen die Schalen!

* * *

Das Telegramm kam aus Berlin.

Ich hatte einmal einer großen Zeitung in Berlin, die viele meiner Geschichten druckte, geschrieben, daß ich in Amerika Zeitungsmann gewesen sei und gern auch in Deutschland Zeitungsmann werden möchte. Den Brief hatte ich schon vergessen. Er war geschrieben worden aus augenblicklichem Fühlen heraus; nur für mich selbst eigentlich.

Jetzt kam Antwort, jäh niedersausend wie Blitz; erschreckend wie Donnerschlag. Die kurzen knappen Tele-

grammworte forderten mich auf, sofort nach Berlin zu kommen und in die Schriftleitung der großen Zeitung einzutreten.

— — — — — — — — — — —

Meine Welt veränderte sich wie mit einem Schlag.

Als der Telegraphenbote die Treppe hinabgepoltert war, stand ich stockstill im Zimmerle. Die blauen Wände schienen sich zu neigen und zu schwanken. Nach — Berlin — zur — Zeitung . . . Ein Riesengebäude ragte auf vor mir. Ungeheure Maschinen sausten. Gewirre von vielen Stimmen summte und surrte.

Ich zählte Goldstücke —

Ich riß den Kleiderschrank auf und betrachtete die Anzüge. Ich zerrte unter dem Bett den Koffer hervor. Ich riß die Türe des Stübchens auf und brüllte nach Frau Marie. Ich müsse weg, schrie ich, nach Berlin.

Nach Berlin — zur Zeitung —

Frau Marie schlug die Hände über dem Kopf zusammen. Das Männchen mit der schwarzseidenen Kappe brachte vor lauter Aufregung einen Schnaps herbei. Die Nudelfrau kam vom oberen Stockwerk getrippelt.

Und der Koffer wurde gepackt, und fleißige Hände halfen, und eine wirre Nacht kam, in der ich endlos lange in den lieben alten Gassen umherlief und beim Wein im Goldenen Ochsen saß, bis ich der letzte Gast war.

„'s ischt schad'," sagte die lustige Babett'. „Aber 's ischt einmal so auf der Welt. Schreibet Se!"

Früh am nächsten Morgen ging der Zug.

— — — — — — — — — — —

Frau Marie deckt schon lange der grüne Rasen. Sie ist ein braves deutsches Weib gewesen. Die Babett' hat wohl einen guten Mann und gesunde Schwaben-

kinder. Das Ulmer Tagblatt soll blühen und gedeihen, so weit etwas blühen und gedeihen kann in diesen traurigen Zeiten. Es tut mir leid, daß ich mich nie bekümmert habe um Frau Marie in den Jahren, die kamen; ich hatte gar zu viel mit mir selber zu tun. Wir Menschen sind häßlich im Vergessen.

Doch man vergißt nicht das Gesamtbild der Erinnerung. Ihr lieben Zeiten des Glücks, ich erzählte da nun von euch; doch das Erzählen ist matt. Ich wollte Edelsteine geben, und gab glitzerigen Flittertand, gläserne Perlen, farbige Kiesel. Ihr aber wart ein königlicher Schatz, ihr wart wie blutrote Rubine, meertiefe Smaragde, geheimnisvolle Opale . . .

Zeitungsmann in Berlin

Ich bin ein Experiment. — Die drei Fehler, die ich machte. — Eine kniffliche Aufgabe. — Die drei Reporter Berlins. — Von journalistischer Findigkeit. — Der Diplomat in Hemdsärmeln. — Bei Isadora Duncan. — Die Frau Minister, das Blocksystem und der Kaiser. — So allerhand Reibungen und Menschlichkeiten. — Die Zeitungskneipe am Dönhoffplatz. — Der Haken im Fleisch. — Was sind Schulden? — Weshalb ich Erwin Rosen heiße. — Im Reich des Hintertreppenromans. — Der große Krach. — Meine private Meinung über Berlin. — Weshalb ich nach London fuhr . . .

Um zwei Uhr nachmittags kam ich in Berlin an. Um zwei Uhr vierzig saß ich im Arbeitszimmer des Verlagsdirektors der großen Zeitung. Trotz der schwergepolsterten Doppeltüren drang von unten im Gebäude Stampfen und Dröhnen der Zeitungsmaschinen in den Raum; leise, wie fernes Zittern, in schwachen, bebenden Schallwellen. Ich mußte hinhorchen. Das

Geräusch war mir Singen, Klingen, Jubeln, Prophezeien, Erfüllung —

„Sie sind ein Experiment!“ sagte der Verlagsdirektor. „Das Experiment war meine Idee!“

Ich verbeugte mich. Mir fiel wahrhaftig nichts Gescheites ein zum sagen.

„Ihre amerikanischen Geschichten klingen echt,“ fuhr der Verlagsdirektor fort. „Nun sagen Sie einmal: Haben Sie das wirklich alles erlebt? Erzählen Sie doch ein bißchen!“

Ich erzählte.

„Dja,“ sagte der Verlagsdirektor nach einer Viertelstunde, „so ungefähr hatte ich mir das auch vorgestellt. — Ich halte meine Idee jetzt erst recht für sehr gut. Sehen Sie, in uns alten Praktikern der Zeitung steckt trotz allen nüchternen Benehmens so etwas wie die Sehnsucht des reinen Toren. Wir verspüren es immer wieder, daß in unserer Arbeit die Begeisterung wichtiger ist als die klügliche Überlegung; das eine muß natürlich das andere ergänzen. Die Begeisterung haben Sie. Arbeiten Sie darauf los! Sie müssen mir den Beweis liefern, daß meine Idee wirklich gut war. Ich kann Sie nicht einreihen in bestimmte Aufgaben; das würde nicht zu meiner Idee passen. Nehmen Sie einfach an, Sie seien dazu da, einer deutschen Zeitung zu zeigen, wie ein Mann aus Amerika das alles ganz anders macht. Bringen Sie etwas vom amerikanischen Schmiß in unsere Zeitung! Vorläufig ist es am besten, wenn Sie Ihr Zelt in der Lokalredaktion aufschlagen; dort müssen Sie anfangen. Sie sind jedoch selbständig. Ihr Chef bin nur ich. Wenn es Schwierigkeiten gibt — das Zeitungs-

leben besteht ja aus Schwierigkeiten — dann kommen Sie zu mir. — Ihr Gehalt wird sich nach Ihren Leistungen richten; vorläufig, sagen wir, hundertfünfzig. Möchten Sie jetzt etwas Geld haben? Sagen wir, zweihundert? Diese zweihundert werden Ihnen nach und nach abgezogen werden."

Ich machte eine Verbeugung.

„Ich werde mein Bestes tun!" sagte ich.

Der Mann gefiel mir. In Klingen, Jubeln und Prophezeien lockte die Zeitung.

— — — — — — — — — — —

An diesem ersten Tag schon machte ich drei Fehler:

Der erste Fehler war, daß ich bei Erwähnung der Gehaltsfrage keine Meinung und keinen Wunsch äußerte. Wer in Berlin nicht fordert, dem wird nicht gegeben —

Der zweite Fehler war, daß ich in glühender Begeisterung aus dem Zeitungsgebäude stürzte und mir in Holtergepoltereile das nächste beste Zimmer in der nächsten Querstraße mietete, weil mir die Wohnerei sehr nebensächlich schien. Ganz nahe bei der Zeitung mußte ich hausen. In Berlin aber wohnt ein ordentlicher Zeitungsmann zum mindesten in Charlottenburg. Wer etwas kann und ist oder es wenigstens darstellen möchte, wohnt in Berlin im vornehmen Westen. Wer in Berlin nicht den glitzernden Schein wahrt, der stellt wahrlich sein Licht unter verhüllenden Scheffel —

Der dritte Fehler war, daß ich beim Rundgang durch die Abteilungen mich sozusagen bei den einzelnen Redakteuren entschuldigte. Ich verstünde gar nichts von der deutschen Zeitung! Ich hätte aber amerikanisch reportert! Darauf beguckten mich die Redakteure verwun-

dert. Wer in Berlin das Herz auf der Zunge trägt, über den lachen die Hühner —

Ich war nicht frech genug.

Ich verstand es nicht, zu schweigen.

Später machte ich in diesem Berliner Zeitungsgebäude noch andere Fehler. Aber die drei ersten waren die schönsten . . .

— — — — — — — — — — —

Ich stürzte mich in die Arbeit. Merkwürdigerweise ging ich dabei ganz planmäßig vor. Tagelang las ich in der Bibliothek die Nummern der großen Zeitung auf Monate zurück durch, versuchte herauszubekommen, was mir gut erschien, was schlecht, verglichen mit dem Inhalt der anderen Berliner Zeitungen an den gleichen Tagen. Dann wanderte ich herum in den verschiedenen Abteilungen der Zeitung und plagte die Redakteure mit Fragen, bis sie mich in mehr oder weniger höflicher Weise darauf aufmerksam machten, daß sie auch noch einige andere Dinge zu tun hätten. Aber ich bekam dabei doch so allerlei heraus. Auf der Zeitung lastete Druck. Der Verleger war unzufrieden, die Schriftleiter waren unzufrieden: Denn in einer Querstraße wenige hundert Meter weit weg hatte sich eine neue Zeitung aufgetan, die springlebendig war und die Abonnenten wegfing. Sie berichtete schneller und ausführlicher. Die Abonnentenzahl aber unserer Zeitung wollte gar nicht vorwärtskommen. Der Verleger behauptete, das läge an der Schriftleitung; die verschiedenen Schriftleiter aber waren der Meinung, der Verleger sei daran schuld. Ein stark ausgeprägtes Sparsamkeitssystem nämlich machte die Ausführung mancher guten Pläne unmöglich. Vor allem aber fuhr die Zeitung, das

setzte mir der sehr gescheite Lokalredakteur auseinander, auf ausgefahrenem Geleise. Sie war in langer Vergangenheit erfolgreich gewesen; was früher gut war, mußte also auch heute noch richtig sein.

Die Zeitung war gegliedert, wie jede deutsche Zeitung, in innere Politik, äußere Politik, Volkswirtschaft, Feuilleton, lokalen Teil. Jede Abteilung leiteten mehrere Redakteure, und jede Abteilung hatte natürlich auch ihre innere Eigenart und ihre besonderen Gepflogenheiten. Um die Eigenart und die Sorgen der politischen Abteilungen kümmerte ich mich wenig; da mußte ich vorher noch sehr viel lernen. Das Feuilleton war ganz ausgezeichnet; das begriff ich sofort. Große Leistung steckte in ihm. Es hielt engste Fühlung mit dem ganzen künstlerischen Geschehen der Zeit. Seine Romane waren ersten Ranges, seine Novellen und Feuilletons kleine literarische Ereignisse.

Am meisten interessierte mich der lokale Teil. Er war das Stiefkind der Zeitung. Ein gar kluger aber schwerfälliger Mann, der eigentlich ein Dichter war, aber kein Schriftleiter, leitete ihn und arbeitete mit lachendem Darüberstehen sein Tagespensum herunter. Ihn unterstützte ein spritziger Berliner Herr, sehr gescheit und sehr lebensklug, der sich mit besonderer Wonne auf die Sprache des Pferdesports warf und eine witzig spitze Feder führte. Der Fehler lag, so schien es mir, im lokalen Außendienst. Das ist nun so an die zwanzig Jahre her und alles ist anders geworden. Damals aber begnügte sich die gesamte Berliner Presse eigentlich mit drei Reportern, die gleichzeitig für sämtliche Zeitungen Berlins arbeiteten; für Zeilenhonorar und zwar recht mäßiges Zeilenhonorar. Der

eine machte die Feuersbrünste. Er war ein ziemlich kleiner Mann, vom Zeitungsstandpunkt aus. Der Zweite war wichtig; ein kleines Männchen, immer in Eile; er machte die Polizei. Jeden Morgen und jeden Abend prompt zur richtigen Zeit erschien er mit seinen Zetteln, in denen die verschiedenen Einbrüche, Diebstähle, Mordtaten und sonstige schöne Sachen mit spitzem Bleistift mit Blaupapier durchgeschrieben waren. Man mußte höllisch aufpassen, damit man eine halbwegs leserliche Durchschrift bekam. Passierte etwas wirklich Schönes, ein schwerer Raubmord zum Beispiel, so konnte das kleine Männchen aber auch sehr gute Arbeit leisten. Das besondere Kennzeichen des Männchens war eine sonderbare Geldmaschine, nämlich eine Blechröhre, die im verborgenen Innern eine starke Feder hatte. In der Röhre hatten für fünf Mark Zehnpfennigstücke Platz. Fuhr der Reporter auf der Straßenbahn oder im Omnibus, dann drückte er unten auf die Röhre, und ein Zehnpfennigstück flog heraus, dem Schaffner in die bereite Hand. Die Röhre enthielt sein Betriebskapital; Droschke zu fahren wäre ihm als Sünde erschienen. Seine Berichte waren sachlich und vernünftig; die Sprachschnitzer korrigierte man eben weg. Der Dritte machte die Gerichtsverhandlungen. Er war ein Genius. Er brachte es fertig, ganz allein, nur mit Hilfe eines Mädchens, die seine Hektographenabzüge machte, und eines Boten, über die gesamten Berliner Strafprozesse zu berichten und dabei häufig auch noch über wichtige Zivilprozesse. An seinen Arbeiten wurde nie ein Wort geändert. Es war alles knapp, klar, mit starkem Sinn für Wesentliches und Wirkung geschrieben, oft mit köstlichem Humor gewürzt. Er arbeitete

eigentlich Tag und Nacht; tagsüber in den Gerichtssälen, bis in die späte Nacht hinein sich vorbereitend durch Lesen der Prozeßakten, die ihm Richter und Anwälte gern überließen. Wenn die Gerichtsferien kamen, verschwand er aus Berlin. Dann fuhr er nach Ägypten oder reiste nach dem Nordkap. Sein Einkommen war sehr groß. Seine humoristischen Berichte in unverfälschtem Berlinerisch über lustige Gerichtsverhandlungen wurden von der gesamten deutschen Presse gern genommen. Von ihm stammte zum Beispiel die schöne Geschichte vom Fatzke. Ein Berliner hatte einen anderen Berliner verklagt, weil er ihn einen Fatzke geschimpft hatte. Der junge Richter stellte fest, daß der Begriff Fatzke dem Sinne nach nicht gut zu erklären sei und brachte es nicht fertig, in einem Wort eine Beleidigung zu erblicken, dessen Sinn ganz unklar war. Der Beklagte wurde freigesprochen. Der Kläger aber trat an den Richtertisch heran und fragte eindringlich:

„Herr Richter, ist Fatzke wirklich keine Beleidigung?"

„Nein, wie ich schon ausgeführt habe!"

„Na denn adjüs, Sie Fatzke!" sagte der Kläger höflich. —

Alle drei Reporter belieferten, wie gesagt, sämtliche Berliner Zeitungen, deren verschiedene lokale Teile nun natürlich einander glichen wie ein Ei dem anderen. Aber die Einrichtung war bequem und billig. Ich schlug die Hände über dem Kopf zusammen über diese Anspruchslosigkeit. Aber es wurde mir bedeutet, daß weder der Feuermann noch der Polizeimann behelligt werden dürften; der Gerichtsmann schon gar nicht. So sei es nun einmal gehalten worden und dabei müßte es bleiben. Bei ganz großen Anlässen natürlich wäre

gegen besondere eigene Berichterstattung großen Stils nichts einzuwenden, aber nur dann und am besten wohl erst nach vorheriger Besprechung mit dem Chefredakteur.

— — — — — — — — — — —

Das verbaute mir die einfacheren Wege. Auf den alten Reporterpfaden konnte ich hier nicht schreiten. Ich war aber nicht sehr unglücklich darüber, denn das Suchen nach Arbeit und Aufgaben wurde von Tag zu Tag reizvoller. Man lernte auch ungeheuer viel dabei, denn man war gezwungen, sich immer wieder neu zu informieren und sich ständig in wechselnde Aufgaben hineinzuarbeiten. Das Schönste war, daß ich ganz auf eigenen Füßen stand. Aufträge bekam ich fast nie. Ich mußte meine Ideen selber haben. Ich begriff sofort, daß mit schrillen Überschriften und lärmender Darstellung im amerikanischen Stil nichts zu machen war. Die Zeitung wollte und brauchte nicht weniger und nicht mehr als eine Ergänzung ihres Nachrichtendienstes, soweit eine solche Ergänzung durch einen findigen Kopf in Berlin aufzutreiben war. In erster Linie kam es auf die Findigkeit an; man mußte Ideen und Einfälle haben. In zweiter Linie wesentlich war knappe und flotte Beschreibung.

So begann denn meine Suche nach der Idee. Ich suchte noch, wenn ich spät abends zu Bett ging, und ich stand mit dem Gedanken an die Idee auf. Fand ich etwas, und ich wäre geplatzt vor Wut, wenn ich nicht jeden Tag etwas gefunden hätte, dann war das für mich eine rasende Wichtigkeit. —

Es geschah, daß Venezuela deutsche Kaufleute ungebührlich plagte. Darauf erschien ein deutsches Kriegsschiff vor Caracas. Nach vierundzwanzig Stunden aber

lag ein amerikanischer Kreuzer neben dem deutschen; die Monroedoktrin der Vereinigten Staaten trat in Tätigkeit: Kein Kriegsschiff einer europäischen Macht dürfte in den Gewässern des amerikanischen Erdteils drohend auftreten, ohne die Geschütze amerikanischer Kriegsschiffe auf sich gerichtet zu sehen. Und wenn es sich zehnmal nur um den Operettenpräsidenten Castro handelte. Die Kabelnachrichten rochen sengerig. Da ging ich zum amerikanischen Botschafter in Berlin, es war Reginald Tower, denn der mußte doch irgend etwas Gescheites sagen können über den venezolanischen Zwischenfall. Die Idee war eine Frechheit. Botschafter pflegten sich damals nicht gerade gewohnheitsmäßig interviewen zu lassen; namentlich von ganz jungen Leuten. Aber ich wurde tatsächlich empfangen. Der Botschafter saß nach echt amerikanischer Art in Hemdsärmeln da. Seine erste Frage war, ob er denn einen Rock anziehen müsse; in Amerika betreibe man auch die Diplomatie in Hemdsärmeln. Über Venezuela hätte er nicht viel zu sagen. Die ganze Geschichte sei ein Blödsinn. Große und befreundete Staaten könnten sich doch unmöglich deshalb in die Haare geraten, weil eine zentralamerikanische Republik ausländische Kaufleute in vielleicht etwas erstaunlicher Weise behandle. Hierauf setzte er mir sehr freimütig und mit netten Kraftausdrücken auseinander, was eigentlich die Monroedoktrin sei und warum die Vereinigten Staaten die Monroedoktrin so nötig brauchen, wie Deutschland sein Heer. Es war eine hübsche Tagessache für die äußere Politik. Der alte Chefredakteur grunzte vor Behagen, als ich mein Interview brachte. Überschrift: Der Diplomat in Hemdsärmeln.

Nun kam die Tänzerin Isadora Duncan zum ersten-

mal nach Berlin. Ich hatte in Münchener Zeitungen gelesen, daß ihre Tänze, — damals tanzte man noch nicht in Deutschland — unter den Münchener Künstlern richtige Stürme der Begeisterung entfesselten. Beim Feuilleton bekam ich die Auskunft, man müsse die Duncan erst einmal tanzen sehen. Dann würde man urteilen. Mir paßte das aber nicht, und ich begab mich schleunigst zu der Tänzerin ins Hotel. Überschrift: Die neue Tanzkunst. Ich verarbeitete da natürlich fast nur das, was der guten Duncan mir zu erzählen beliebt hatte, aber ich gab aus eigenem dazu, welche Eindrücke ich empfing, als ich sie beim Essen eines Hühnchens beobachtete. Dabei ging mir nämlich ein Licht auf. Wer so wunderschöne Hände hatte, und die Bewegungen dieser Hände und Arme so zu beherrschen verstand, daß das Zerlegen eines Hühnchens mit Messer und Gabel dem erstaunten Beobachter ein ästhetischer Genuß wurde — der hatte Rhythmus im Leibe und Grazie; es mußte etwas daran sein an der neuen Tanzkunst! Im Feuilleton fand man die Sache sehr nett. Man legte sich durch dieses Interview nicht fest für die spätere Kritik der Tänze. Auch stand unter diesem Feuilleton kein großer Name, aber man hatte bewiesen, daß man als erster auf dem Platz war und es verstand, die Berliner auf wichtige neue Dinge aufmerksam zu machen.

Dann wurde einmal im Reichstag die ganze Nacht hindurch verhandelt; wenn ich mich recht erinnere, handelte es sich um einen neuen Zolltarif. Natürlich saßen droben auf der Journalistentribüne nur unsere Politiker, die zwar Reichstagsglossen schrieben mit allen Schikanen, aber auf rein äußerliche Beschreibungen pfif-

fen. Ich war auf die Journalistentribüne gegangen, denn ich war damas überall dabei, wo irgend etwas Wichtiges los war. Es erschien mir unsagbar komisch, daß auf den großen roten Sofas an den Wänden des Sitzungssaales Abgeordnete seelenruhig schliefen, während ein Redner in stundenlangen Darlegungen die Geschicke Deutschlands zu beeinflussen sich bemühte. Den Abgeordneten Liebermann von Sonnenberg konnte man schnarchen hören. Überschrift: Der schlafende Reichstag. Das wäre einmal etwas anderes, sagte der Verlagsdirektor am nächsten Morgen vergnügt.

Und da war, in Gegenwart des Kaisers, der Vortrag im Eisenbahnministerium über ein neues elektrisches Blocksystem. Eisenbahnminister war Budde. Ich fuhr ins Ministerium und bat um eine Einladung. Aber diesmal waren Einladungen für die Presse nicht vorgesehen und es war nichts zu machen. Dabei schien das neue System sehr wichtig; der Geheimrat im Eisenbahnministerium erzählte zum Beispiel, einem fahrenden Eisenbahnzug könne durch elektrische Vorrichtungen mittelst Fernwirkung auf offener Strecke das Zeichen zum Halten gegeben werden.

Ich kam nun auf einen Gedanken, der sehr naiv war. Ich fuhr zur Gattin des Eisenbahnministers. Die junge Exzellenz mit dem goldroten Haar hörte mich geduldig an.

„Möchten Sie denn gar so gern dabei sein?" fragte sie. „Ich sehe eigentlich gar nicht ein, warum nicht. Aber verraten dürfen Sie mich nicht. Der Vortrag fängt um sieben Uhr dreißig an. Kommen Sie um sieben Uhr, man wird Sie in den Wintergarten führen, der neben dem Vortragsraum liegt. Die Türen

zum Wintergarten werden später geöffnet, na, und dann kommen Sie einfach herein und nehmen irgend einen Stuhl . . ."

Ich saß auf einem Stuhl so ungefähr vier oder fünf Stuhlreihen hinter dem Kaiser. Das neue Blocksystem wurde im Modell vorgeführt. Der Kaiser stellte Fragen, machte Einwürfe. Der Vortrag, überaus verständlich gehalten, dauerte zwei Stunden. Dann stand der Kaiser auf, trat auf den Vortragenden zu. Stühle wurden gerückt; auf der einen Seite des Raumes bildeten die Anwesenden Spalier. Ich stand im Hintergrund, hinter alten Herren, die viele Ordensbänder schmückten. Langsam ging der Kaiser durch die Gasse, da und dort stehen bleibend. Dann reckten sich die Hälse der alten Herren und gierig forschten die Blicke, wer der Glückliche war, dem die Auszeichnung einer Ansprache zuteil wurde. Das sah sehr komisch aus. Die alten Herren drängelten sich, um weiter nach vorne zu kommen. Ich mußte mir das Lachen verbeißen . . .

Wir hatten unseren ausführlichen Bericht in großer Aufmachung! Die anderen Berliner Zeitungen mußten sich mit zehn Zeilen Wolffbüro begnügen und schimpften neidisch. —

Ach du lieber Gott, ich erschütterte die Welt wirklich nicht; nicht einmal Berlin.

Jetzt war es eine Versammlung des Bundes der Landwirte, die mich lockte; dann spürte ich hinter einem Mord her; nun erzählte ein amerikanischer Milliardär in einer Berliner Hotelhalle irgend etwas Wichtiges; dann kam ein Geplauder mit einem Operettenstern; jetzt geruhte ein Minister, mir eine Information zu geben. Sicher war das immer jagende Arbeit. Und ganz sicher

steckte darin ehrlichste Begeisterung. Ich hatte in Berlin keine Zeit und vor allem keine Lust, irgendwie ein persönliches Leben zu führen; sondern alles, was ich tat und dachte, hing auf irgend welche Weise mit meiner Zeitung zusammen.

Man kann ja lachen über solche jungen Zeitungsmenschen; ich lache gern mit über mich selber. Aber in der vermessenen Anmaßung, alles beurteilen zu können und in alles die junge Nase hineinzustecken, steckt Wollen und Kraft und Leistung, ist ein Lernenmüssen schwerster Art verborgen. Solches Leben bedeutet Möglichkeiten der Entwicklung, wie sie wenige andere Berufe bieten. Natürlich war dieser ganze Tag und dieses gute Stück der Nacht, das der Zeitung gehörte, durchaus nicht immer reine Freude. Ich hatte eigentlich fast immer Schwierigkeiten mit der Unterbringung meiner Arbeiten. Das kam davon, daß ich bald etwas brachte, bei dem die äußere Politik mitzureden hatte, bald etwas anderes, das eigentlich zum Gebiet der inneren Politik gehörte, und nun eine Sache, die eigentlich Feuilleton war, und jetzt wieder eine lokale Arbeit. Ich gehörte überall hin und doch nirgends. Meistens ärgerten sich die Kollegen nur darüber, daß ich sie vorher nicht befragt und über meine Absichten unterrichtet hatte; aber das hatte ich nach einigen Versuchen grundsätzlich aufgegeben, denn dabei kam gewöhnlich nichts heraus. Nein; ich machte meine Sachen selber und kam mit dem fertigen Manuskript. Aber es mag auch der Eine oder der Andere dabei gewesen sein, der sich schon ärgerte, wenn ich in der Türe erschien:

„Was ist das nun wieder für 'ne amerikanische Sache? Was will der junge Mann eigentlich? In wel-

cher Abteilung beabsichtigt er denn, endlich zu landen? Da hat er nun wieder ein Körnchen gefunden, — aber wenn ich das geschrieben hätte — na ja . . ."

Gott soll schützen, um in modernem Deutsch zu sprechen, daß ich je etwas sage oder schreibe oder auch nur denke gegen die Männer der Zeitung, die meine erste Arbeitsliebe im Leben war und meine letzte bleiben wird, so hoffe ich. Aber Zeitungsmenschen sind doch manchmal eifersüchtig wie die kleinen Mädchen und können gelegentlich aufdringlicher krähen als der bunteste Gockelhahn! Intrigieren tun sie manchmal wie Diplomaten aus den Zeiten Ludwigs des Vierzehnten, von vorne und von hinten und auf jede nur erdenkliche Art und Weise . . . Weshalb nicht? Mensch bleibt Mensch, und wenn er auch Exzellenz im Staate der Zeitung ist.

Im übrigen muß man geistigen Hochmut und eitlen Stolz gerade dem Zeitungsmann verzeihen; denn er darf nicht in die Verfassung kommen, daß er sich dem Mann aus Galizien gegenüber klein und schwach fühlt, dessen Brillanten ihm im Theaterfoyer entgegenfunkeln — diese Brillanten, die im Alteisengeschäft ehrlich oder weniger ehrlich erworben sind. Er muß hart ringen mit dem Geld des Tages, der Zeitungsmann; er weiß, daß seine Leistung kaum Aussicht hat, voll nach ihrem wahren Wert bezahlt zu werden. Er muß sich als Tagesschriftsteller damit begnügen, täglich zu vielen Tausenden zu sprechen, viele Tausende zu beeinflussen mit den Worten seiner Feder. Er darf wohl hochmütig sein, und es ist wahrlich kein Wunder, wenn er manchmal den Hochmut übertreibt. —

Jeden Artikel mußte ich richtig durchdrücken. Mehr

als einmal mußte ich den Verlagsdirektor herbeiholen. Das auf den Tisch Schlagen wurde nachgerade zur Gewohnheit:

„Ich verbitte mir Ihre Änderungen! Halten Sie eine Änderung für notwendig, so muß das mit mir besprochen werden! Ich bin Ihnen nicht subordiniert, sondern koordiniert —"

Ach, was waren das für schöne Zeiten! Der erste Stein des Anstoßes war im übrigen das Anstreichexemplar. Der Verleger der Zeitung, ein großer Mann, hatte die kleine Angewohnheit, sich um jeden Dreck zu kümmern. Allmorgendlich und allabendlich mußte ihm ein Anstrichexemplar vorgelegt werden. Jeder einzelne Schriftleiter hatte auf diesem Anstrichexemplar zu vermerken, was er selber geschrieben hatte, woher die von anderen geschriebenen Sachen stammten, was diese Sachen kosteten. Einige Herren hatten nun die Gepflogenheit, wenn an meinen Arbeiten aus irgend welchen Gründen eine kleine Änderung von ihnen angebracht war, so mitten hinein in meine Artikel ihre werten Namen zu schreiben! Da gab es aber Krach! Das ging dann so nach der Grammatik: ich bin ungemütlich, du bist ungemütlich, er ist ungemütlich, wir sind ungemütlich . . . Ja, wer sich einbildet, daß es bei der Zeitung nur Zeitungsarbeit gäbe, der bildet sich falsch ein. Im übrigen kam es mir auf mich selber überhaupt nicht an; für mich schlug ich wahrhaftig keinen Lärm, sondern nur für meine Arbeit — — — Zum klugen Überlegen meiner eigenen Interessen glühte ich zu sehr im Zeitungseifer. Wunderschöne Erinnerung eigentlich, daß man so völlig reiner Tor sein konnte.

— — — — — — — — — — —

Der alte Chefredakteur mit dem weltberühmten Namen, der mit seinen siebzig und etlichen Jahren eigentlich nur noch für junge Menschen lebte und in seinem Haus alles an Jugend um sich versammelte, was ihm Versprechung zu verheißen schien — der grunzte immer so schön beifällig, wenn man etwas halbwegs Vernünftiges zustande gebracht hatte. „M — mmm . . . hehehe — m — das geht, das geht — — —“ und wenn man zu ihm kam und Vorschußwünsche stichhaltig begründete, so machte er ein jüdisches Gesicht und zuckte die Achseln: „Nee, nee — is unregelmäßig — sieht man nicht gern — kann Unannehmlichkeiten geben — das will ich man lieber persönlich machen!“ Dann fischte er in einem uralten Portemonnaie nach Goldstücken und mahnte: „Geben Sie mir's ja erst in drei Monaten wieder! Sonst sind Sie nächsten Monat doch wieder pleite — m — mmm . . .“ Der alte Chefredakteur ist schon lange tot. — Der Mann der inneren Politik, er ist in jungen Jahren an seinem Lebenstempo gestorben, erzählte einem in einer halben Stunde mehr über die Dinge der Gegenwart als man aus vielen Büchern hätte lernen können. Dazu trank er mit Vorliebe Korn, denn er war ein Ostpreuße. Dieser Mann arbeitete wie ein Wahnsinniger und verdiente Summen; war aber immer in Geldnöten. Wenn er mit seiner Arbeit fertig war, jagte er noch lange Telegramme und Eilbriefe an irgend eine Wiener Zeitung, schrieb einen Leitartikel für irgend ein Schweizer Blatt, raste in eine Weinstube. Ach, da waren noch viele.

Die meisten von uns blieben jeden Abend auf der Zeitung mindestens bis elf Uhr, häufig länger, bis die Morgenausgabe feststand. Dann pflegten wir uns

in die Zeitungskneipe zu begeben; ein nettes kleines Restaurant am Dönhoffplatz. Dort strömten die Zeitungsleute von allen möglichen Blättern so um Mitternacht zusammen. Wir hatten immer einen vollbesetzten Stammtisch. An dem wurde nun so alles durchgetratscht, was am Tag geschehen war; mit den blutigsten Witzen. Hier bekam man überhaupt erst das Tagesgeschehen in der richtigen Tunke vorgesetzt. Was da der Parlamentsberichterstatter der Kölnischen Zeitung über die Dinge im Reichstag zu sagen hatte — das stand bestimmt nicht in der Kölnischen Zeitung, aber es war bedeutend wertvoller als sein Parlamentsbericht, und der war ausgezeichnet. Wie sich da unter schlechten Witzen Ansichten klärten und gemeinsame Ziele erfaßt wurden, das war einfach wunderbar; für mich wenigstens. Sie waren alle miteinander dort; die äußere Politik, die innere Politik, die Volkswirtschaft, die lokalen Teile der großen Berliner Zeitungen; nur die Feuilletonisten kamen selten. Die schlabberten Kunst in irgend einem Salon und behaupteten nachher fälschlicherweise, sie hätten das Weib erlebt. Das behauptete wenigstens der bissige äußere Politikmann von — aber der Name der Zeitung tut nichts zur Sache. Wir tranken Bier und aßen billige Butterbrote dazu. Wir waren ausgelassen wie die Kinder. Wir machten Streiche wie die Schulbuben. Ein allgemein beliebter innerer Politikmann hatte die Gepflogenheit, beim Eintreten in die Kneipe nur mit nachdenklichem Inwärtsblick flüchtig guten Abend zu sagen und dann sofort an ein stilles Örtchen zu verschwinden. Fast um dieselbe Minute jede Nacht entledigte er sich an jenem stillen Ort fern vom Getriebe der Zeitung seines nega-

tiven Seins, wie Friedrich Freksa so schön zu sagen pflegt, und brauchte dazu ungebührlich lange. Er brauchte fast eine halbe Stunde. Man stelle sich vor, wie dringend die Gelegenheit war, darüber Witze zu machen. Dieser beliebte Mann hatte nun einmal Geburtstag, und das hatten wir herausbekommen. Als er, fast auf die Minute pünktlich, erschien, wurde ihm ein sonderbares Kissen überreicht, aus weichem Samt. Das Kissen war rund. Es sah so ungefähr aus wie ein Rettungsring, damit es auch zu den besonderen Erfordernissen des stillen Ortes paßte. Um den Ring herum aber war mahnend und in leisem Vorwurf eingestickt: „Nur ein Viertelstündchen!" Gleichzeitig wälzten kräftige junge Redakteure eine für diesen Zweck ausgeborgte „endlose" Rolle Rotationspapier in die Kneipe. Die Rolle war fast einen Meter hoch. Darauf rollten wir Kissen, Papier, und inneren Politikmann gemeinsam an den Ort ihrer Bestimmung — und diesmal kam der Bedauernswerte schon nach fünf Minuten wieder . . . Gleichzeitig mit ihm erschien der Druckereivorarbeiter meiner Zeitung:

„Aber wo is denn det Papier? Det jeht doch nich', meine Herren . . . Ich muß doch det Papier verrechnen —"

Es war überaus schön. Mich nannte man in der Tafelrunde den ollen Amerikaner und prophezeite mir Untergang und Verderbnis, wenn ich mich nicht rechtzeitig in den besseren Häusern des Kurfürstendamms umsähe . . .

„Sie landen ja doch früher oder später beim Roman, Sie armes Luder —" pflegte der Parlamentsberichterstatter zu sagen . . .

Aber in meinem Fleisch saß ein Haken verfangen, der biß. Ich machte in Berlin meine ersten ernsthaften Schulden. Ich hatte oft genug in Amerika kein Geld gehabt und wußte ganz genau, was das bedeutete und wie man sich dann herumschlagen mußte; aber Schulden, drückende Verpflichtungen, kannte ich nicht. Es kam alles so ganz von selber. Was scherte mich Geld? Eine Arbeit hatte ich zu leisten; eine Aufgabe zu erfüllen. Aber —

„Nanu — nanee — det jeht aber nich'!" sagte kopfschüttelnd der alte Buchhalter, als ich zum ersten Mal mit meinem Auslagenzettel kam. „Det wird bestimmt nich' jenehmigt. Fahren Se doch Elektrische! Nehmen Se 'n Omnibus! Und was is das? 'ne Pulle Wein? Nee, Wein geht üsanksgemäß auf eigene Rechnung. Nehmen Se 's nich' übel, aber zwanzig Jahre bin ich bei der Zeitung und sowas hab' ich noch nich' gesehen — Wetten, dat det nich' jenehmigt wird?"

Ich sauste zum Verlagsdirektor.

Der machte ein verlegenes Gesicht und meinte mit einigem Gedrucks, es handle sich da um bestimmte Überlieferungen und Gepflogenheiten, in die er nicht gut eingreifen könne. Ich sei doch noch jung bei der Zeitung und dürfe nicht mit derartigen Neuerungen kommen. Die Auslagenrechnung würde natürlich diesmal bezahlt, aber er bäte doch um möglichste Sparsamkeit. Außerdem mache es ihm Freude, mir zu sagen, daß man mit meiner Arbeit sehr zufrieden sei, und daß ab nächsten Monat mein Gehalt zweihundert Mark betragen würde. — Ich rechnete nun Posten um Posten vor, — denn ich war wütend, — aus welchem Grunde und unter welchem Zwang der Eile die verschiedenen Geld-

summen ausgegeben worden waren. Der Verlagsdirektor zuckte aber nur die Achseln.

„Vollkommen in Ordnung, gewiß — aber wir sind nun einmal nicht daran gewöhnt . . ."

Mir blieben die Worte einfach im Halse stecken. Die Hälfte meiner Auslagen hatte ich ohnehin vergessen! Die Frage wurde gelöst durch einen Vorschuß; Vorschuß ging; das war üsanksgemäß . . . Nun waren es natürlich gewiß nicht die unmittelbaren Berufsausgaben, die letzten Endes für den Wirrwarr in meinen kleinen Finanzangelegenheiten die Verantwortung trugen; das war ich selber. Es gibt wohl keinen Zeitungsmann irgendwo in Deutschland, der diesen Zustand nicht kennt. Zu seiner Überwindung gehört spartanische Bedürfnislosigkeit und eiserner Wille. Das Geld wirft sich dem Zeitungsmann immer wieder hemmend in den Weg. Wer Geld haben will, muß mit Schweineschmalz handeln, aber er darf nicht Zeitungsmann sein. Die Geldsorge ist für ihn Normalzustand. Tritt dazu noch persönlicher Leichtsinn, dann ist der Teufel los. Bei mir war der Teufel los. Das wußte ich eigentlich gar nicht so; kümmerte mich jedenfalls wenig darum. Auf meine Arbeit kam es mir an. Mit Kleinigkeiten konnte ich mich da nicht aufhalten. Es kostete Geld, Frackhemden plätten zu lassen, und den Frack trug man beinahe jeden Tag. Saß man mit einem Milliardär im Adlon, um ihn auszufragen, dann konnte man sich nicht lange den Kopf darüber zerbrechen, was der Cocktail kostete, den man dabei trank. Auch war es selbstverständlich, daß man das Geld haben mußte für die paar Glas Bier in der Zeitungskneipe am Dönhoffplatz; die waren nicht nur nett,

sondern wichtig. Wer wollte da lange rechnen über Wagen und Trinkgelder, die Zeit sparten; wer wollte da viel sich den Kopf zerbrechen über ein Mittagessen bei Töpfer, wenn der richtige Mann einem gegenüber saß, von dem man etwas wissen wollte.

Schulden bleiben nun jedoch immer Schulden, und diese dummen Schulden haben die häßliche Gepflogenheit, ein schwer niederziehender Stein am Bein des Mannes zu sein. Schuldenmachen ist überdies ein übler Begriff. Aber es gibt Schulden und Schulden. Schulden habe ich seitdem oft gemacht; sie sind getreue Begleiter der Lebensreise gewesen. Später habe ich meine Schulden aber oft ganz bewußt gemacht. Es handelte sich einfach um ein Abwägen, ob Geld wichtiger war oder Leistung. Hemmte mich Geld in Leistung, so mußte es beschafft werden. Es war meine Aufgabe dann, meine eigene, für die Bezahlung zu sorgen und die Folgen zu tragen. Vielleicht sprach bei dieser Handlungsweise ein Instinkt mit: Der Mann, der aus seinem Hirn heraus immer und immer wieder schaffen soll, braucht manchmal auch äußeren Zwang. Für diese Rolle ist das Geld gerade gut genug. Wenn Schulden wie Peitschen anfeuern können zu leistendem Schaffen, dann sind Schulden eine gute und vernünftige Einrichtung. Der Schieber wird allerdings sein Bankkonto peinlich in guter Ordnung halten, gerade so wie der ehrbare hamburgische Kaufherr. Deswegen ist der Lump, der Kartoffeln nach Holland verschiebt, noch lange kein ehrbarer Kaufmann — und der kraftvolle Geistesarbeiter, der Schulden macht, weil ihm seine Aufgaben wichtiger sind als Geld, ist noch lange kein liederlicher Verschwender. Es sei immerhin fest-

gestellt, daß Schulden die eigentümliche Eigenschaft haben, fortzeugend Böses zu gebären, nämlich neue Schulden — und wenn ich so richtig lebensklug sein wollte, dann möchte ich jedem raten, sich fein säuberlich mit seinen kummervollen Groschen zu begnügen und keinen Pfennig auszugeben, der nicht wirklich und richtig im Geldtäschchen drin ist. Das erspart nicht nur wirkliche Sorgen, sondern auch wirkliche Demütigung. Aber dann wieder erscheint mir dieser gute Rat abgeschmackt und langweilig: Das Geld gehört zum Leben wie die Arbeit und die Liebe und der Hunger. Mag sich ein jeder herumschlagen mit dem Geld, wie er es gut und richtig findet. Spürt er die Kraft in sich, die Bürde einer Hypothek zu tragen, so ist es gut und recht für ihn, sie auf sich zu nehmen. Dann steckt etwas drin in ihm. Ist die Kraft nicht in ihm, so braucht er keine guten Lehren: Die werden ihm Gerichtsvollzieher, Richter und Gefängnis verabfolgen.

Aber damals in Berlin konnte ich wahrhaftig nichts dafür. Es ist komisch, wie einfach eigentlich ich hätte handeln müssen: Es wäre das einzig Richtige gewesen, hätte ich klipp und klar, mit der überzeugenden Begleiterscheinung von hübsch säuberlich aufgeschriebenen Ausgabenziffern, erklärt: Das geht so nicht weiter. Ist meine Arbeit wertvoll genug, dann bezahlt sie. Ist sie es nicht wert, dann sagt es! Auf diesen simplen Gedanken kam ich nie. Um eine Berufssache und einen geistigen Standpunkt hätte ich mich mit Gott und der Welt herumgeschlagen bis zur letzten Konsequenz, aber beim lumpigen Geld setzte die Genierlichkeit ein und die Angst vor einem Mißerfolg. Ich hatte einfach nicht die Schneid dazu.

Und der Haken biß immer tiefer in mein Fleisch hinein. Ganz dumm benahm ich mich nun nicht dabei. Ich merkte schon, daß auf irgend eine Weise Geld herbeigeschafft werden mußte. Ich fing wieder an, Geschichten zu schreiben. Ich verkniff mir die entzückende Kneipe am Dönhoffplatz — und ich ging eine Stunde früher nach Hause — und ich arbeitete ganze Nächte hindurch . . .

— — — — — — — — — — —

Damals entstand der Schriftstellername Erwin Rosen.

Es war bei meiner Zeitung allen Schriftleitern verboten, für andere Zeitungen zu schreiben. Ich nahm dieses Verbot lange wörtlich. Es bedrückte mich auch nicht; zum Geschichtenschreiben hatte ich weder Zeit noch Lust; Zeitungsmann war ich jetzt. Doch eines Abends ging ich zu einem Ball, aus irgend einer Zeitungsnotwendigkeit heraus. Wahrscheinlich war es ein besonderer Ball und vermutlich wollte ich über diesen Ball ein paar besondere Zeilen schreiben. Es war in diesem Jahr Mode in Berlin, in Ecken und Winkeln der Gesellschaftsräume zierliche Lauben aufzubauen, aus Blumen und grünem Gezweig, in denen Männlein und Weiblein einen Tanz verplaudern und verträumen konnten. Und so von ungefähr saß ich in einer Rosenlaube zusammen mit einer schönen Frau, die zu fragen verstand. Ich war jung damals und gar froh, daß ich mein Herz ausschütten konnte. Und ich erzählte so von meinen kleinen Nöten und vom lieben Geld . . .

Die schöne Frau lachte.

„Ich habe schon öfters so Ähnliches gehört," meinte sie lustig. „Ich kenne wohl ein gutes Dutzend junger Zeitungsleute . . . Aber Kinder! Ihr seid doch

nicht an eure alte Zeitung angebunden mit unlösbaren Stricken — schreibt doch dazwischen einmal etwas für andere Blätter — Ich bitte Sie, wofür gibt es denn Pseudonyme? — Und Ihr alter Vertrag ist doch nur eine alberne Formsache — Was? Sie sind überhaupt nur nach Berlin berufen worden, weil Sie gute Geschichten geschrieben hatten? Wie können Sie sich unterstehen, diese guten Geschichten so ganz zu vernachlässigen? Das ist doch wichtiger als euer ganzer Zeitungskleinkram! Ich befehle: Wenn Sie heute nacht nachhause kommen, setzen Sie sich hin und schreiben eine Geschichte!" . . .

Es war schon fünf Uhr morgens, als ich die gescheite schöne Frau in den Wagen hob. Ich ging zu Fuß nachhause und es überkam mich eine Lust, mich wieder einmal hinzusetzen und zu fabulieren. Es schien so leicht. Es hingen zwar nicht Geigen am Himmel; aber Rosen. Ich hatte ein paar von den roten Rosen aus der Laube mitgenommen. Die dufteten in meinem Zimmer. Und ich schrieb und schrieb . . . Mitten im Schreiben mußte ich aufhören. Es war neun Uhr. Damals war man so wunderschön jung, daß man sich wohl eine Nacht um die Ohren schlagen konnte und nach einer großen Schüssel voll kalten Waschwassers sich so frisch fühlte wie je zuvor. Doch als ich da auf der Redaktion die Morgenzeitungen las, dachte ich eigentlich an meine Geschichte dabei und an die Rosen der Nacht. Die Geschichte war beinahe fertig. Ich brauchte ein Pseudonym, um sie zu verwerten. Ich dachte an die Rosenlaube und an die Frau. Darauf beschloß ich zwischen einem schlecht berichteten Feuer in der Vossischen Zeitung und einer Plauderei in der

Täglichen Rundschau über Berliner Omnibusse, die mich ärgerte, weil ich die Idee nicht selber gehabt hatte — daß ich in Zukunft mit meinem Schriftstellernamen Erwin Rosen heißen wolle! Viele Jahre später wollte ich das ändern. Aber da streikten die Zeitungen. Den Rosen kennten die Leser, meinten sie; von dem Carlé hätten sie keine Ahnung —

Und so verdanke ich meinen Arbeitsnamen einer klugen Frau und einigen roten Rosen. Die Blumigkeit des Namens zwar hat mir später verschiedene Unannehmlichkeiten bereitet. Man schickte mir Postkarten mit Hakenkreuzen. Aber es gibt ja bekanntlich keine Rosen ohne Dornen —

— — — — — — — — — — —

Ich schrieb manche Geschichten. Es war eine Quälerei, denn ich hatte eigentlich keine Zeit dazu. Die Geschichten taugten daher auch nichts. Sie wurden lust- und freudlos hingehauen um des lieben Geldes willen. Schlechte Arbeit!

Aber das war noch gar nichts.

Eines Tages schleppte mich der Ostpreuße nach dem Norden Berlins. Das Ziel war ein richtiges Berlin N.-Haus, ein großer Kasten mit fünf Stockwerken. Wir kletterten vier Treppen hinauf —

Ein Männchen kletterte von seinem hohen Kontorbock herunter.

„Sehr angenehm!" sagte er. „Ich habe es mir doch gedacht, daß Sie die Sache machen würden, Herr M—. Der andere Herr?"

„Herr C—! Mein Kompagnon!"

„Sehr angenehm! Aber das sage ich Ihnen: Geschäft ist Geschäft. Manuskript am Freitag abend um

acht. Und keine von Ihren Zimperlichkeiten! Ich brauch' Leichen! Blut wollen die Leute sehen! Und echte Liebe muß dabei sein — nichts Modernes. Gott, aber wem sag' ich denn das? Se wissen doch —"

„Und wie ist das mit —?"

„Wie heißt mit? Streng solide! Jede Woche Manuskript für 'n Doppelheft und dafür sechzig Mark. Abgemacht? Is' schön. Machen wir schriftlich. Zuerst muß die Schinderhannes-Geschichte fertig gemacht werden. Der Verfasser ist krank geworden."

„Liegt ein Arbeitsplan vor?" fragte M.

„Gott, wie können Sie fragen? Wozu braucht der Künstler einen Arbeitsplan! Der vorige machte das immer mit dem Koppe. Also, nächsten Freitag!"

Hierauf wurde ein Vertrag unterschrieben und dann händigte uns das Männchen vier knallgelbe dünne Hefte ein; den Anfang des Schinderhannes —

„Sie sind verrückt!" sagte ich zu M. „Was soll das?"

„Das soll etwas Geld bringen, mein Lieber. Das Zeug schreiben wir jede Woche in drei Stunden. Außerdem erwerben wir uns ein literarisches Verdienst, denn sonst macht ein anderer den Mist noch viel schlechter!"

So wurde ich Lohnschreiber in der Kolportageroman-Branche.

M. und ich lachten uns halbtot bei der Arbeit. Aber ich wurde auch noch Lohnschreiber bei M. Denn ich mußte schreiben, während er Korn trank und sich dadurch zu wilder Liebe, geheimnisvollen Falltüren und schurkischen Untaten begeisterte. M. entwarf den Plan — das, was der vorige mit dem Koppe gemacht hatte — und ich hatte die Ausführung im Detail.

Da der Ostpreuße außer anderem auch den Korn im Kopfe hatte, so gab es gelegentlich Verwirrung. Das Männchen schrie einmal Zeter und Mordio, weil die im vorletzten Heft mit Arsenik gemeuchelte polnische Gräfin im neuen Heft schon wieder ihren Rappen zu satteln befahl. So gewitzigt, schrieben wir die Namen unserer Figuren auf Holzklötzchen und beerdigten die Toten sofort in einer leeren Zigarrenkiste. Der unangenehme Zwischenfall wurde übrigens dann im nächsten Kapitel durch Scheintod leicht und überzeugend erklärt . . .

Den Schinderhannes machten wir fertig.

Dann hörten wir auf. Die Spesen in Korn waren zu hoch, denn schließlich hatte ich angefangen, mitzutrinken.

— — — — — — — — — — —

Auch bei den Geschichten kam nicht viel an Geldeswert heraus. Meine Schulden wurden unangenehm. Die häßlichen Begleiterscheinungen kamen, mit denen Leute rechnen müssen, deren Soll und Haben nicht übereinstimmt. Der Kassierer der Zeitung schnitt ein Gesicht, wenn ich den wieder einmal bewilligten Vorschuß abholte, und in mir selber sammelte sich eine Wut zurecht, so eine richtige, platzige, unvernünftige Wut, die menschlich wenig schön war und für meine Arbeit vom Übel. Den Mund hätte ich aufmachen müssen! Reden hätte ich sollen! Denn gewiß und wahrhaftig — ich konnte nichts dafür. Ich lebte eigentlich nur für die Zeitung. Das ist nun sehr lustig, wenn man das so behauptet. Wenn irgend einer von den Menschen von damals das nun liest, so stellt er vielleicht die Gegenbehauptung auf: Wenn Sie schon so

begeistert waren, dann hätten Sie ja auch im Interesse der Zeitung und Ihrer selbst etwas billiger leben können . . . Ich aber war jedenfalls geladen. Der äußere Anlaß zum Krach war eine Kleinigkeit. Der alte Buchhalter beugte sich wieder einmal über den Zettel, auf dem meine Auslagen verzeichnet waren, und schüttelte wieder einmal den Kopf.

„Nee, det jeht doch nich' — det jeht aber doch nich'!"

„Quatsch!" sagte ich. „Himmeldonnerwetter — Quatsch!"

„Na, na, na — et jeht aber doch wirklich nich'!"

„Zum Donnerwetter, soll ich euch die Neuigkeiten umsonst herbeifahren? Haben Sie überhaupt eine Ahnung, was das heißt? Wissen Sie, mit welchen Ausgaben meine Arbeit verbunden ist?"

„Ja — da müssen Sie schon beim Verleger —"

Und da stürmte ich schon wütend davon, schnurgerade in das Heiligtum. Dort spitzte sich die Angelegenheit sofort scharf persönlich zu. Mein Vorschußkonto sei doch sehr unerfreulich. Man habe da überhaupt so allerlei gehört. — Gewiß, sehr zufrieden mit der Arbeit — sehr fleißig — ja, sehr zufrieden! Aber es müsse doch darauf gedrungen werden, daß die persönlichen Verhältnisse sich mehr dem Einkommen anpaßten — und so weiter — und überhaupt —

„Jetzt aber rede ich!" sagte ich und fing an —

Es ist manchmal so im Leben. An wichtigen Kreuzungen: Da rennt man blindlings los. Der Mann im Heiligtum hatte bis zu einem gewissen Grade recht, und ein feines Ohr hätte vielleicht heraushören können, daß das alles nicht so schlimm war. Wäre ich weniger jung gewesen damals und weniger geplagt,

so hätte ich wohl den Ton gehört, auf den es ankam. Der Mann war Zeitungsmann mit Leib und Seele und meinte es sicher gut. Ich aber redete mir den aufgesammelten Druck in einem Zug von der Seele. Der andere kam gar nicht mehr zu Wort. Auch das hätte wieder eingerenkt werden können. Denn dieser Verleger hatte nicht nur Kopf sondern auch Herz. Ich aber kam gar nicht auf diesen Gedanken. Ich sah meine Schiffe verbrennen. Ich war fertig mit der Zeitung. Ich wurde jetzt doch entlassen — da ging ich lieber selbst. Ich stürmte aus dem Zimmer.

Das Haus betrat ich nie wieder.

— — — — — — — — — — —

Aus! Ich lief durch die Straßen. Ein furchtbarer Haß stieg in mir auf gegen dieses Berlin. Mitten über dem wimmelnden Menschengedränge breitete es sich wie Eiseskälte. Der schnoddrige Witz da, der im Vorbeigehen an das Ohr drang, klang ekelhaft. Diese Stadt war kalt und freudlos. Wenn im Theater ein neues Stück aufgeführt wurde, dann mühten sich noch in der gleichen Nacht zwanzig Köpfe emsig, nicht das Gute zu suchen, sondern zerpflückend und zerfasernd mit ätzendem Spott und zersetzendem Witz das Schlechte herauszuschnüffeln. Die Stadt war hart und erbarmungslos. Ihre Menschen waren wie die Stadt; halb, wie die Portionen in ihren Restaurants, unecht, wie die Goldpracht in ihren Vergnügungslokalen, wie der falsche Schein ihrer Kleidung, für die sie alles opferten, um nur die andere Hälfte vorzutäuschen, die sie nicht besaßen. Berlin war die Stadt der Talmikavaliere, die mit Talmidamen in Talmivornehmheit bei Kempinski speisten. Der geniale Kempinski hatte Ber-

lin begriffen. Bei ihm gab es halbe Delikateßportionen und winzige Fläschchen Burgunders und Sekt in Achtelflaschen. Kempinski lieferte die schäbige Eleganz. Er setzte den Lebemann, der die Portokasse verwaltete, instand, am nächsten Morgen nachahmend zu näseln —

„Gestern wieder mal Sekt getrunken! Kaviar war nicht ganz tadellos."

Es kam hier auf die Täuschungen an und auf das Blenden. Herrgott, wie war das alles widerwärtig! Gewitzt mußte man sein in dieser Stadt. Hier galt das schnelle Zugreifen; auf den ichsüchtigen Hintergedanken bei jeder Handlung und bei jedem Tun mußte man bedacht sein, an jedem Tag und in jeder Stunde. Ein Gerissener mußte man sein, wenn man hier bestehen wollte. Diese Berliner hatten eine Falltüre, wo bei anderen das Herz saß. Herzensgefühle waren in Berlin Geschäftsobjekte für Theater und Film. Auf der Hut mußte man sein. Man durfte sich nicht in Begeisterung wegwerfen an eine Aufgabe. Nicht für das Morgen durfte man arbeiten; in Berlin galt nur das Heute. Ein Narr, der in dieser widerwärtigen Stadt begeistert zu sein sich unterfing; ein Dummer, der in Berlin sich das Glück vom Himmel herunterholen wollte. Das, was der Berliner das Glück nennt, das Geld, das wurde in Berlin herausgekratzt aus dem großen Schmutzhaufen. Und, bei Gott, diese brutale Gesellschaft war nicht einmal echt in ihrer Brutalität. Man schlug nicht ins Gesicht, sondern man stellte von hinten das Bein. Wer fiel, der bekam noch einen Tritt. War man über eine Leiche gegangen, so war ein schleimiger Börsenwitz die Leichenpredigt. Wollte man einen er-

schlagen, dann kaufte man seine Wechsel auf. Auch die Berliner Brutalität war ja bloß eine halbe Portion. Es war keine starke, ehrlich rohe Brutalität, die mitten ins Gesicht schlug; nichts Kraftvolles. Diese Brutalität schlich schlau auf Hintertreppen. Sie liebte kleine und gemeine Mittel. Da war die Freundschaft halb — die Feindschaft klug verschleiert — da mochte sich der Teufel auskennen! Der Haß fraß sich in mich hinein damals unauslöschlich; in wenigen Stunden. Er war einseitig und häßlich. Er sah nur die Grellheiten und die Niederträchte. Er konnte weder die gewaltige Arbeitsleistung dieser Stadt, in der immer und emsig gearbeitet wird, richtig einschätzen, noch die wirklichen Werte des einfachen, schlicht bürgerlichen Berliners. Trotz dieser Erkenntnis ist ein guter Teil des Hasses mir geblieben bis auf den heutigen Tag. Er soll mir bleiben. Mehr noch als damals ist heute das Kennzeichen Berlins die Halbheit, die hinterhältig schleichende Brutalität. Es kommt auch heute nichts Gutes aus diesem wüsten Steinhaufen, in dem halbe Menschen halbes Zeug reden, und reden, und reden —

Und ich lief stundenlang durch Straßen. Was sollte ich nun anfangen? Da war noch Vorschuß; zum Teufel mit dem Vorschuß. Da waren noch Schulden; zum Teufel mit den Schulden! Die bezahlte man ein andermal. Jedenfalls: Zur Hölle mit Berlin! Zur Hölle mit der Berliner Zeitung! Fort, nur fort ...

— — — — — — — — — — —

Und am gleichen Abend schlich ich mich mit meinem Köfferchen zum Bahnhof. Es kostete nicht viel Geld damals, nach London hinüberzufahren. Nach London

wollte ich. Eigentlich wollte ich nach Amerika zurück. Eine Sehnsucht war in mir aufgestiegen nach der kalten, echten Brutalität Amerikas, die simpel war wie das Einmaleins. Man leistete: dann ging es. Man leistete nicht: dann verreckte man. In Berlin genügte die Leistung nicht zum Erfolg. Man mußte Hinterhälte haben und Hintertüren kennen.

Berlin war nicht fair.

Hier schlichen die Gedanken auf Galoschen. Da konnte ich nicht mit.

Aber das Geld langte nur nach London. Auch in London sprach man wenigstens derbes Englisch; London konnte mir immerhin Ersatz für Amerika sein. Ich mußte weg von diesem Berlin nicht nur, sondern vom deutschen Land überhaupt. Es kam mir vor, als hätte ich wirklich Perlen gegeben und sie vor die Säue geworfen. Man ist nie anmaßender als im Zorn; und sei auch der Zorn gerecht. Das war ja kein Kampf gewesen, so schrie es in mir, sondern eine Nepperei. Ich hatte alles hergegeben und ich hatte alles zu bezahlen. Ich war der Dumme. Herrgott, laß mich gemeines grobes Englisch hören! Da weiß ich doch, woran ich bin.

Über Vlissingen fuhr ich nach London. Die lange Nacht hindurch saß ich in einer Ecke des Abteils. Das Stoßen der Räder tat mir weh. Zerbrochen! So sang das Räderlied, verspielt, genarrt, erledigt. — Dann wieder richtete ich mich auf und biß die Zähne zusammen:

Aber ich bin wenigstens weg von Berlin. Lieber verrecken!

Zwischenspiel in England

Die Londoner Backsteinwüste. — Straßeneindrücke. — Die fünfundzwanzig Schilling-Pension. — In der weltberühmten Zeitungsstraße. — Das englische Imperium und die Zeitung. — Bei der Daily Mail. — Der Berliner Korrespondent. — Sergeant McCormack aus Amerika. — Bei den Jungens von Buffalo Bill. — Ich komme zur Galoppkanone. — Wie ich des Zirkus müde wurde. — Zurück nach Deutschland.

Die Neederland, der Verbindungsdampfer zwischen Vlissingen und Queenboro, näherte sich der englischen Küste. Es regnete. Aber ich konnte es nicht aushalten in der Kajüte unter den vielen Menschen. Auf und ab ging ich auf dem menschenleeren Deck, und es tat mir wohl, wenn mich die Regenschauer grob ins Gesicht schlugen oder brutal im Rücken faßten. Das kühlte. Es fehlte nur noch, daß mir da einer feindselig in den Weg trat, dem ich die Faust zwischen die Augen hätte schlagen können; das hätte noch mehr gekühlt. So ging es nun einmal zu auf dieser Welt; man schlug oder wurde geschlagen. Hätte ich nur zugeschlagen in Berlin, würde ich nur frech mich hingestellt haben und dreist gefordert, dann führe ich jetzt nicht in die Welt hinaus, auf Gedeih und Verderb. Der Regen peitschte. In meinem Schädel wirbelte es. Was zum Teufel hatte ich nun eigentlich falsch gemacht, wo steckte der Fehler, worin bestand der Vorwurf? Was! Falsches, Fehler, Vorwurf — das mir, der ich in diesem ganzen Jahr fast alle Stunden des Tages und der Nacht der Zeitung hingegeben hatte und noch im

Schlafe von der Zeitung geträumt? Auf und ab lief ich —

Ich stellte mich ganz vorne hin aufs Vorderdeck und ließ mich noch mehr vom Regen schlagen. Das tat gut; Roheit brauchte ich.

„Ich schlage mich jetzt durch in England. Dann geh' ich wieder nach Amerika. Da weiß ich wenigstens, wie ich stehe. Da geht es hart und simpel auf Ja und Ja und Nein und Nein."

Dort drüben fuhr weit weg ein Dampfer. Ich sah nur die schwarze Masse und die schweren Rauchwolken. Für mich fuhr der Dampfer nach Amerika. Ich hätte die Hände ausstrecken mögen:

„Nimm mich doch mit! Führe mich doch wieder in den alten schweren Kampf ums nackte Leben!"

Doch man mußte Geduld haben. Auch in London bekam man sicher nichts geschenkt; und auch in London konnte man dreinschlagen — mit der Faust — mitten zwischen die beiden Augen hinein . . .

— — — — — — — — — — —

Wir kamen in Queenboro an. Der Eisenbahnzug fuhr los. Ich sah kaum aus dem Fenster hinaus. Was zum Kuckuck scherten mich satte Felder, strotzende Wiesen, wohlgepflegte Baumgruppen, stille Dörfer, weißschimmernde Landhäuser? Aber auf einmal richtete ich mich auf. Da wuchs es heraus zu beiden Seiten des Eisenbahnzuges wie ein ungeheures Gebilde von Hunderttausenden von Millionen von Backsteinen; braunen, roten, gelben, grauen. Das war anzusehen wie eine fürchterliche Wüste von Backstein, das Rot, das Gelb, das Braun, das Grau; wie zusammengetragen aus allen Ziegeleien der Welt. Es war ein

Wohnhaufen ohne Sinn und Verstand; ein hingeschmissener Wirrwarr von entsetzlicher Bedeutungslosigkeit. Das war wirklich roh; da konnte nicht einmal New York mit. Sie war Labsal, diese Backsteinwüste, für einen, der sich nach Roheit sehnte und ehrlicher Häßlichkeit. Der Zug fuhr durch die Vorstädte Londons. Zu Hunderten sausten die Backsteinhäuser vorbei, kleinere, größere Häuser, alte Häuser, neuere Häuser; aber eins war häßlicher wie das andere. Sie waren alle zusammengedrängt wie Schafe in einem Pferch; sie standen Rücken an Rücken, Seite an Seite, Dach an Dach. Die Straßen, die vorbeihuschten, waren keine Erlösung für das Auge. Sogar die Straßen sahen backsteinern aus. Diese Dreckhäuser hätten eigentlich einstürzen müssen und die Straßen ausfüllen. Dann wäre es erst das richtige Bild gewesen — der wirklichen Backsteinwüste. In der Ferne ragten größere Backsteinklötze auf, in noch weiterer Ferne überragt von noch riesigeren Steinmassen. Es ging über eiserne Brücken. Schmutzige Häuserhinterseiten drängten sich dicht heran an das Geleise —

— — — — — — — — — — —

Holborn Station.

Ich drängte mich breitschulterig durch das Gewühl beim Aussteigen, als hätte ich gottweißwelche Eile. Auf meinen Koffer warf der Zollbeamte nur einen Blick; er war ihm nicht der Mühe wert. Thank you, sagte er. Was zum Teufel hatte der Mann mir zu danken? Am Gepäckschalter gab ich den Koffer ab und bekam dafür eine Messingmarke. Thank you, sagte der Mann am Schalter. Nun bedankte sich der schon wieder; es war idiotisch. Es fiel mir ein, daß

Kipling in einer seiner Geschichten erzählte, die wahrhaft knechtischen Knechte gäbe es nur in England. Da brauchte man nur zu kommen mit einem dicken fetten Scheckbuch, und die Knechte strömten herbei. Sie nähmen einem als Hausklaven alle Sorgen ab und alle Mühen, wie in keinem anderen Lande der Welt, und arbeiteten still und lautlos, mit einer knechtischen Hingebung, wie kein anderes Land der Welt sie dem Inhaber des Scheckbuchs hätte bieten können. Ja, und in diesem England war der Lord verpflichtet, dem Straßenfeger einen Schilling zuzuwerfen. Der Straßenfeger zog daher die Mütze, wenn der Lord kam. Doch wenn der Lord zum Teufel gegangen war und den Schilling nicht mehr spenden konnte, dann drehte sich der Straßenfeger verachtungsvoll um und war ein freier englischer Bürger, der sich den Kuckuck scherte um verarmte Lords und solches Gelichter. Das fiel mir so ein und das freute mich.

Und dann war ich auf einmal draußen vor dem Bahnhof. Ich drehte mich aber gleich wieder herum. Bei Gott, die Berliner mochte zwar der Teufel holen, aber so geschmacklos mit ihren Reklamen waren sie denn doch noch nicht; auch die New Yorker hätten sich aus reinen Geschäftsgründen dafür bedankt, solch einen Reklamemisthaufen zu errichten. Denn auf diesem Misthaufen schlug der eine Gestank den anderen tot. „Oxo — Oxo — Oxo . . .“ „Ihre Leber ist nicht in Ordnung!“ Gleich darunter: „Warum nehmen Sie nicht Carter's Leberpillen?“ Plakat reihte sich an Plakat; eins hockte auf dem anderen; in Gelb und Weiß und Rot und Blau. „Kauft nur bei Myers auf dem Strand!“ „Indische Zigarren sind besser und bil-

liger als die teuren Holländer — man kauft sie am besten bei Robertson in Piccadilly!" — „Hast du die Tänze in der Alhambra gesehen? — Nein? Dann bist du zu bedauern!" „Der elektrische Ofen Hot and Clean macht deine Frau glücklich und veranlaßt dein Dienstmädchen zum Bleiben!" — Gegen die Einzelheiten war nichts einzuwenden. Aber all das Zeug war so idiotisch nebeneinander hingestellt, oder vielmehr hingenagelt, ohne alle Rücksicht auf Wirkung und Herausheben, daß ich trotz meines Hasses gegen Berlin an einen jungen Menschen denken mußte, der mir einmal, dort in Berlin, seine gescheiten Ideen über das moderne Plakat und die Ausnützung von Flächen durch dieses Plakat entwickelt hatte. Der Mann hätte es hier zu etwas bringen können . . .

Ich lief darauf los. Ich zündete mir eine Zigarette an. Na ja, die Straße da sah so ungefähr aus wie eine billige Ausgabe vom Broadway in New York. Sie dehnte sich endlos. Sie mußte Kilometer und Kilometer lang sein. An der Ecke, vor dem nächsten Querstraßenübergang, stand Holborn Street geschrieben auf dem Emailschild, und drüben auf der anderen Seite Oxford Street. Aber es war die gleiche Straße. Das Straßentempo war flott. Die Leute gingen schneller als in Berlin; beinahe so schnell wie in New York. Laden lag an Laden. An der Fensterscheibe da klopfte mit aufdringlichem Pochen ein elektrisches Hämmerchen, weil der Geschäftsmann, dem das Ladenfenster gehörte, brav und treu glaubte, das Geklopfe würde das Erstaunen der Großstadtnerven erregen und die Leute veranlassen, sich sein Ladenfenster anzusehen. Ein alter Trick; den hatte ich zum

letztenmal in San Franzisko gesehen. Aber das Getümmel roch gut; nach Menschen, nach Asphalt, nach Pferdemist. Wagen fuhr hinter Wagen, Automobile schlängelten sich durch das Gewirr, Kutscher versuchten, einander zu überholen. Und da kam gravitätisch auf der Linie des Rinnsteins eine Prozession geschritten. Zehn alte Männer waren es. Wandelnde Holzgestelle. Jeder trug auf dem Bauch und auf dem Rücken ein Riesenplakat, aus dem grellrote Buchstaben brüllten: „Geh' in die Alhambra! Hast du gesehen, wie Annie Nordan tanzt? Das mußt du gesehen haben!!" Ich blieb stehen. Bei Gott, den Alten da waren alle Laster der Erde ins Gesicht gegraben. Sie hatten die Säcke unter den Augen, die gelben Flecke im weißen Bart, die fürchterlichen Kratzlinien um die Mundwinkel; sie trugen zerfranzte Hosen, und Kittel, die schlotternd um dürre Leiber hingen. Pfui Teufel — war das schön!

Es wimmelte von Menschen. Jetzt kam eine Straßenkreuzung. Ein unabsehbarer Strom von Fahrzeugen ergoß sich die eine Straße entlang, kam im Gegenstrom die andere Straße herauf. Es hätte eigentlich einen prachtvollen Kuddelmuddel geben müssen; mit schönstem Gefluche, unlösbar knäueligem Wirrwarr, und einer herrlichen Rauferei zwischen rasenden Fahrzeuglenkern. Aber da stand ganz genau in der Mitte des Kreuzungspunktes ein Mann in blauer Uniform mit einem helmartigen Gebilde auf dem Schädel; ein Hüne, von großer Seelenruhe. Seine Stiefel waren von den vorbeirollenden Wagenrädern keine fünf Zentimeter weit entfernt. Aber das bekümmerte ihn gar nicht. Er sah wie versteinert aus. Nur manchmal hob er den Arm

hoch und wackelte ein ganz klein bißchen mit dem erhobenen Zeigefinger. Dann blieb wie durch Zauberschlag alles stehen, was Räder hatte. Die eine Straße erstarrte in Ruhe, während auf der anderen Straße der Strom noch schneller floß. Dann ließ der Zauberer den Arm sinken, und siehe da, die andere Straße erstarrte, und die erste strömte. Als Waffe hatte der Hüne einen kleinen Gummiknüppel; keinen Säbel, keine Pistole.

An der nächsten Ecke war eine Bar. Sie hatte zwei Eingänge. Einer war „öffentlich" und der andere „privat". Durch die großen Schiebefenster, mit denen der Schankraum in sich abgeschlossen war, konnte man hinübersehen in die „öffentliche Bar". Ich sah ein hageres Weib mit unordentlichem Haar stehen, das gierig eine kleine Flasche mit goldbraunem Inhalt an sich riß und umständlich mit hervorgesuchten Kupfermünzen bezahlte. Ich trank einen Whisky und Soda. Thank you, sir, sagte die Gans von Barmädchen.

Jawohl — was wollte ich denn eigentlich in England; in diesem London?

„Ich will verdammt sein," gab ich mir zur Antwort, „wenn ich das selber weiß!"

Darauf trank ich einen zweiten Whiskysoda. Ich wollte doch etwas in London? Ich mußte mir doch irgend etwas gedacht haben dabei! Aber das hatte ich vergessen — Ja, natürlich, ich wollte doch wieder nach Amerika — und dazu hatte ich nur nicht genügend Geld — und London war erstmal Ersatz für New York, weil hier auch schönes rohes Englisch gesprochen wurde. Prost, London! Man wird irgendwelchen Mist für deine Zeitungen schreiben oder sonst 'was Schönes machen. Nicht wahr? Die Sache wird

sich in ihrer ganzen Roheit sehr schnell und sehr folgerichtig entwickeln. Und dann fahren wir nach Amerika! Na, noch einen Whiskysoda!

„Thank you, sir!“ sagte die Gans.

Und ich verließ die Bar durch den Privateingang und schlenderte weiter. An irgend einer Ecke der endlosen Straße schrie ein Schild: Lodging! Board! Ach ja! Man mußte ja auch schlafen und essen. Ich ging in das Haus.

Das Zimmer kostete fünfundzwanzig Schillinge in der Woche, mit voller Verpflegung. Es sah verräuchert aus, verstaubt, ungepflegt. Aber das war alles gleichgültig. Ich ordnete an, daß mein Koffer geholt werden solle, wusch mir die Hände, bürstete mein Haar, und dachte in Wurstigkeit daran, daß unter diesen Umständen mein Geld, rund gerechnet, etwa sechs Wochen langen würde. Für zwei weitere Wochen waren Koffer und Inhalt gut. Dann mußte sich etwas materialisieren. Was das nun sein würde, darauf war ich direkt neugierig . . . Ich ging hinunter in den diningroom. An der Wand hingen gräßliche Öldrucke in entsetzlichen Goldrahmen. Das Tischtuch hatte nicht nur Löcher sondern Flecke. Die zwanzig und etlichen Stühle gehörten mindestens sieben Stilarten an. Es gab Tee, kaltes Fleisch, geröstetes Weißbrot, und Eier. Ich hieb gewaltig ein; das gehörte zu diesem Leben. Um die Anwesenden mich zu kümmern, hatte ich keine Lust. Es waren lauter Frauen, mit zwei Ausnahmen, einem alten Herrn und einem jungen Menschen, der nach kleinem Geschäftsmann aussah. Die Dame, die neben mir saß, sie hatte peroxydblondes Haar, beugte sich zu mir herüber und erklärte mir flüsternd, daß

hier viel Deutsch gesprochen würde. Sie spräche auch deutsch. Ob ich zum ersten Male in London sei? Ja? Dann solle ich mich vor der Dame in Schwarz, der da drüben mit der dünnen goldenen Kette um den Hals, doch hüten. Die sei immer in abscheulicher Weise hinter Männern her. Sie würde so etwas nie tun. Ob ich auch im zweiten Stock wohnte? Ja? Ach, wie nett! Sie wohne ebenfalls im zweiten Stock. Nach dem Essen fragte mich die Dame des Hauses, ob es mir gut geschmeckt hätte. Ja? Das freue sie sehr! Aber mit den Damen müßte ich mich in Acht nehmen, meinte sie scherzhaft. Ich sei doch so jung und so gut aussehend. Leider aber wüßten die meisten jungen Leute gute Frauen nicht zu schätzen, sondern fielen auf wischelwaschige junge Dinger herein. Ach ja! Gleich darauf erzählte mir die Dame in Schwarz — das war die mit der dünnen goldenen Kette — sie sei auch eine Deutsche und freue sich furchtbar, endlich einmal wieder einen Landsmann zu sehen. Einem Landsmann müsse man doch einen guten Rat geben. Ich solle mich doch um Gotteswillen vor der Blonden hüten —

„Wissen Sie, die neben Ihnen gesessen ist! Das ist ein ganz skrupelloses Geschöpf! Wenn ich da erzählen wollte — aber so etwas erzähle ich nicht . . . Wohnen Sie auch im dritten Stock? Ich wohne im dritten!"

Da ging ich 'raus. Und ich murrte vor mich hin:

„Jetzt will ich aber verdammt sein! Das ist eine nette Gegend! Das sind liebe Menschen! So ist die Welt! Das ist prachtvoll!"

Und ich ging außerordentlich zufrieden ins Bett.

* * *

Am nächsten Morgen lachte ich über die knalligen Überschriften der Zeitung, die mir auf den Frühstückstisch hingelegt wurde, der Daily Mail — so 'ne gerissene Bande! Bei Gott, die waren direkt unanständig schlau! — Ich mußte mir doch die Fleetstreet ansehen, die weltberühmte Londoner Zeitungsstraße. Vielleicht konnte man da auch gleich ein Geschäft machen ... Ich fragte mich zurecht. Von der Oxfordstreet aus bog ich links ab in Chancery Lane hinein und lief lange bis zu der großen Straßenkreuzung, von der rechts der Strand abzweigte und links die Fleetstreet. Also, das war die weltberühmte Zeitungsstraße.

Hastendes Menschengewirre und endloses Rädergerolle schwirrte in dem grauen Raum zwischen den schwarzen Häusermauern. Uralt sah die Straße aus und doch wieder neu. Alte, schwarze, winkelige Gebilde von sonderbaren Formen aus einer vergessenen Zeit standen da, und protzige Paläste daneben mit nagelneuen Marmorfronten. Dann kamen braune zusammengedrückte Häuser, kaum ein paar Meter breit, hinter deren staubschmutzigen Fenstern man vergilbte Zeitungsstöße sah und das Stahlglänzen von Maschinen. Da überkam mich die Ehrfurcht des Zeitungsmannes. Geschicke von Völkern waren entschieden worden in diesen alten grauen Häusern. In dieser wirbeligen ruhelosen Straße hasteten die Männer dahin, die auf tausend krummen und geraden Wegen ihrem Land und der ganzen Welt ihren Willen aufzwangen. Auf den Pflasterstein da, der ausgehöhlt und abgetreten war von Millionen von schreitenden Füßen, war der Fuß eines Kipling getreten. Hinter diesen Fenstern hatten die Männer gesessen, die Indiens Schicksal ent-

schieden, Ägypten unterjochten, den Sudan erschlossen. Aus diesen alten braunen Türen waren die Männer geschritten, die hinausgingen in alle Welt für ihre Zeitung; nach Afrika, nach Australien, nach China, nach Indien, nach den heimlichsten Winkeln der Erde; schlicht, mit wenig Geld, stark, fanatisch, getragen und geschoben von dem einen Gedanken, dem Ruhm ihrer Zeitung zu dienen. Und die Zeitung diente der Macht Englands.

Denn England herrschte durch die Zeitung. Alle diese Zeitungen erblickten ihre wirkliche Aufgabe in der Stärkung des Imperiumgedankens. Sie waren letzten Endes nicht nur nationaler Nachrichtendienst sondern nationale Nachrichtenfabrik für die Weltsuggestion. Englisch waren sie und nichts als englisch. Amerika herrschte durch seine Börsenstraße, die Wall Street; England herrschte durch seine Zeitungsstraße, die Fleet Street.

Warum zum Teufel hatten wir Deutsche nicht solche Zeitungen und solche Zeitungsmänner?

Über den Dächern glitzerten in der Frühlingssonne Hunderte und Aberhunderte von Drähten. Das kreuzte quer über die Straße, kletterte empor an schwindeligen Gerüsten, klammerte sich an kleine weißglänzende Kügelchen, streckte sich starr und stolz in massigem Gefäde über die Dächer. Es waren nur Kupferfädchen, aber in ihnen huschten unsichtbare Wellen, und in den Wellen pulsierte eine nimmerruhende Kraft, die hastig die Neuigkeiten herbeijagte aus allen Winkeln und Ecken der Welt. Aus gitterigem Maschenwerk standen schwarz verrostete Buchstaben hervor — Times! Über einem Marmorpalast glitzerten meterhoch goldene

Schriftzeichen — Daily Telegraph! — Jedes Dach hatte sein Schild, das von irgend einer Zeitung erzählte; jedes Haus seine wichtige Legende in messingnen oder eisernen Schriftzeichen. Da schien es mir, als sei diese lärmende Straße mit ihren brüllenden Zeitungsnamen eine der ganz großen Pulsadern der Welt. Und mein Herz ging aus zu den alten Häusern.

— — — — — — — — — — —

Aber der Mensch muß praktisch sein, wenn er so herunter ist, daß er überall nur die Roheit zu sehen vermag. Zeit war Geld! Unsereiner ging in der Fleetstreet doch nicht zum Vergnügen spazieren! Da wollen wir doch 'mal die Daily Mail probieren:

Donnerwetter, war die Daily Mail vornehm; diese Daily Mail mit den gemeinen Überschriften! Es strotzte da nur so von Marmorpfeilern und es protzte überall mit bronzenen Gittern. Ich packte die Sache amerikanisch an:

„Bringen Sie diese Karte dem managing editor," sagte ich zu einem boy. „Aber schnell!"

„Yes, sir — thank you, sir."

Es war die Berliner Karte mit meinem Namen und dem Namen meiner verflossenen Berliner Zeitung. Auf die Karte hatte ich geschrieben: „Mit der Bitte um eine kurze Besprechung in einer persönlichen Angelegenheit." Der boy kam nach einigen Minuten wieder.

„Yes, sir — diese Treppe, sir — bitte mir zu folgen, sir."

Aus dem Ledersessel vor dem ungeheuren Schreibtisch stand ein Mann auf. Er hatte ein schmales blasses rassiges Gesicht.

„Bitte?" sagte er.

Ich setzte kurz auseinander, daß ich reiche Erfahrung bei Hearst-Zeitungen und anderen in Amerika erworben hätte, deutscher Journalist sei, und einen Weg zur englischen Presse suche.

„Weshalb kommen Sie gerade nach England?"

„Ich will London kennen lernen."

„Sehr interessant. Referenzen?"

„Sind drahtlich zu beschaffen."

„Gut. Unser Interesse ist begrenzt. Schicken Sie uns Manuskript. Dann werden wir sehen. Wahrscheinlich werden uns Ihre Ansichten über deutsche Verhältnisse interessieren. Soldatenmißhandlungen? Eh? Vielleicht ist das interessant."

„Soldatenmißhandlungen?" sagte ich. „Das ist Unsinn! Sie sollten doch eigentlich wissen —"

„Wir wissen viel! Es hat mich aber wirklich gefreut, Sie kennen zu lernen. Im übrigen brauche ich Sie kaum darauf aufmerksam zu machen, daß eine englische Zeitung von Engländern geschrieben wird und nicht von Deutschen oder Amerikanern oder Deutsch-Amerikanern. Es hat mich trotzdem sehr gefreut, Sie kennen zu lernen!"

„Guten Morgen!" sagte ich.

„Guten Morgen!" sagte er.

Ich stand auf der Straße. Wie widerwärtig sah doch diese Fleet Street auf einmal aus; dieses Gemengsel von alten Häusern, aus denen üble Gerüche kamen! Ja! Pfui Teufel! Übrigens hatte der kaltschnäuzige Engländer da droben ganz recht: Was hätte er auch wohl sagen sollen, als da auf einmal ein wildfremder Mensch zu ihm hereingeschneit kam, ein Deut-

scher auch noch, und die verblüffende Erklärung abgab, er suche einen Weg zur englischen Presse? Ich wußte noch nicht, daß dieser glückselige, wundervolle, entsetzliche, jammervolle Beruf des Zeitungsmannes nicht der geheimnisvolle Freimaurerbund war, zu dem Arbeit und Begeisterung die Pforten erschlossen, wie ich mir das wieder erträumte, sondern ein Engländer ein Engländer bleiben mußte und ein Deutscher ein Deutscher —

Diese Grenzen konnten sich nur in Amerika verwischen. Ich suchte Amerika in London. Ich war ein Narr —

„Das ist alles Unsinn!" murmelte ich vor mich hin. „So geht es ganz bestimmt nicht! Ach was — Hol's der Teufel!"

— — — — — — — — — — —

Auf einmal fiel mir ein:

Die Berliner Zeitung hatte doch einen Mann in London! Mit dem hatte ich doch so manchen Brief gewechselt! Zu dem ging ich hin: Wenn einem selber nichts einfällt, frägt man am besten einen anderen! — Das Gesicht des Londoner Korrespondenten bestand aus lauter Fragezeichen, als er mir Platz anbot. Aber in fünf Minuten hatte ich schon viel erzählt. Da sprang wirklich der Funke über von Zeitungsmann zu Zeitungsmann. Kaum eine halbe Stunde war vergangen, als ich schon neben ihm saß vor der zweiten Schreibmaschine und für ihn einen Bericht herunterhämmerte an die Berliner Zeitung. Er hämmerte auf einer Oliver; ich auf einer Remington. Der Eilbrief nach Berlin mußte fort. Sonst hatte er nachher keine Zeit zum Plaudern —

Ich erzählte schlankweg.

Er lachte, bis ihm die Tränen in den Augen standen.

— — — — — — — — — — —

In diesem lieben Haus verlebte ich glückliche Stunden. Die quecksilberige Dame des Hauses war fast noch mehr Journalist als ihr Mann. Eine reizende Tochter, eine Malerin von großer Begabung, sprudelte über von Lachen und Übermut. Aus New York war ein Schwiegersohn auf Besuch da; ein rassiger, blitzschneller, unaufhörlich Pläne schmiedender New Yorker. Mir kam er vor, wie ein Sendbote aus dem Lande Gottes. Und alle diese lieben Menschen steckten die Köpfe zusammen und berieten, was mit mir Unglückswurm anzufangen sei. Mit großer Schläue und unter sorgfältiger Berechnung aller Einzelheiten wurde ein Abend veranstaltet, an dem ich einen einflußreichen Londoner Journalisten kennen lernen sollte. Es war ein Mr. Gardiner von der Westminster Gazette.

Als wir endlich in einer Ecke saßen, der Korrespondent, Mr. Gardiner, und ich, und der Korrespondent andächtig holländische Liköre gemischt hatte, legte er dem Engländer kurz und klar die Frage vor:

„Was ist da zu machen? Daß er etwas kann, weiß ich."

Dann zu mir:

„So, nun reden Sie!"

Und ich redete.

Der Engländer biß auf die Zigarre.

„Great Scott!" sagte er und schlürfte andächtig den gelben Wundertrank. „Ich fürchte, ich kann Ihnen nichts Gescheites antworten. Wir sind im alten England und nicht in Amerika. Mein Gott, Sie wissen nicht, daß unser unfähigster Reporter mindestens einen

Onkel im Parlament haben mußte, ehe er überhaupt nur die leiseste Aussicht hatte, bei einer Zeitung angestellt zu werden. Wir sind doch Engländer. Außerdem stehe ich selbst auf dem Standpunkt, daß für eine englische Zeitung nur englische Federn schreiben sollten. Aber selbst wenn ich mein Bestes tun würde, könnte ich Ihnen kaum helfen. Für Sie gibt es nur einen Rat: Mit dem nächsten Schiff nach Amerika. So schnell als möglich. Das ist das richtige Land auf der Erdkugel für Sie. Davon verstehen Sie etwas. Man hat da auch — nun, man hat dort auch nicht diesen — sagen wir, eng umgrenzten Nationalbegriff. Habe ich recht?"

„Wohl, wohl —" sagte langsam der alte Herr.

Und er mischte gedankenvoll Liköre.

Aber ich wurde von Mr. Gardiner eingeladen in eine Journalistenkneipe in der Fleet Street. Dort lernte ich nette Engländer kennen. Die Westminster Gazette nahm sogar eine Plauderei von mir über Berliner Straßenleben . . . Dieser junge Gardiner von damals ist jetzt ein berühmter Mann und Eigentümer des Manchester Guardian. Auf seine Stimme horcht Europa.

— — — — — — — — — — —

Das Honorar der Westminster Gazette half erheblich. Es war Protektionshonorar; es bestand aus fünf goldenen sovereigns.

„Sie müssen unbedingt nach Amerika!" sagte der Korrespondent.

„Ich bleibe noch vier volle Monate hier," sagte der New Yorker Schwiegersohn. „Sonst ließe es sich vielleicht arrangieren, daß —"

Das hatte einen häßlichen Beiklang für mich. Denn in diesem lieben Haus war Geld wichtig und Geld rar. Das war offenbar. Und am siebenten oder achten Abend hatte ich einmal das Gefühl, als würden meine Sorgen diesen lieben Menschen lästig, die genug der eigenen Sorgen hatten. Und da ging ich nicht mehr hin.

* * *

Von morgens früh bis abends spät lief ich durch die Straßen Londons. Ich wartete auf etwas. Auf was, das wußte ich selbst nicht. Und ich forschte auch nicht etwa verzweifelt — zum Teufel, die Roheit kam schon ganz von selber! Noch steckten Goldstücke in dem alten Geldtäschchen —

— — — — — — — — — — —

Eines Tages schlenderte ich den Strand entlang und war stehen geblieben, um mir eine Zigarette anzuzünden. Ein Herr sah mir ins Gesicht und blieb auch stehen. Amerikaner, der Kleidung nach. Er hatte große braune Augen und ein wettergebräuntes Gesicht. Er kam mir fabelhaft bekannt vor. Er trat auf mich zu:

„Bist du's oder bist du's nicht?"

„Ich bin's!" sagte ich lachend. Die Erinnerung war da. „Bist du's auch?"

„Ich bin's auch! Jetzt will ich aber dreimal verdammt sein!"

Der Herr auf dem Strand war weiland Sergeant McCormack, von B-Schwadron der sechsten U. S. Cavalry; von einem fieberigen Sumpfloch irgendwo vor Santiago de Cuba, schlafend unter einer Decke mit mir; von Fort Myer bei Washington, von so man-

chem vergnügten Pokerspiel in der alten Fortkantine.

„Mann, aber die Welt ist klein!“ sagte McCormack mit dem lustigen Jungenslachen, das die ganze Vergangenheit blitzschnell heraufbeschwor: „Herrgott, — wo ist in dieser feinen Stadt die allernächste feine Kneipe, damit wir einen feinen Schluck trinken können — Donnerwetter — jetzt will ich aber wirklich verdammt sein!“

Die Kneipe wurde bald gefunden.

„Was machst du hier?“ fragte er.

„Nichts!“ antwortete ich verdrossen.

„So? Komisch! Nich'?“

„Was machst du hier?“

„Was ich mache? Halt' dich fest! Also, das war sehr einfach: Dienstzeit war abgelaufen — Hals voll gehabt vom Soldatenspielen — Geld verjuxt — Chicago — ziemlich dreckig daran — lernte Mann kennen von der Wild West Show — Buffalo Bill — kennst du ja — die brauchte gute Reiter — Sache wurde abgemacht — ich holte noch einige von den alten Jungens heran, von denen ich wußte, wo sie sich herumtrieben — und war der Führer der Rauhen Reiter von Buffalo Bill. Gute Bezahlung — gutes Essen — und wenn wir wieder im Lande Gottes sind nach der europäischen Tournee, dann bringe ich einen Berg erspartes Geld mit. Jetzt sind wir in London. In der Olympia. Und was machst du?“

„M — m — m —“ machte ich.

„Mensch — spuck's heraus!“

Und ich spuckte es heraus.

„Vierunddreißig Schillinge habe ich noch, so ungefähr!“ schloß ich.

„Es ist komisch, wie unsereiner durch die Welt

kugelt," sagte McCormack, „und doch immer wieder auf die Beine zu stehen kommt. Dein Fall aber ist kinderleicht; für den Augenblick wenigstens. Wo wohnst du?"

„Oxford Street — boardinghouse — in der Nähe von Tottenham Court Road."

„Schön. Da gehen wir hin. Wir holen deinen Koffer. Wir bezahlen die betreffende alte Schachtel. Und dann kommst du mit mir nach der Olympia. Wir stellen noch ein Bett in mein Zimmer. Und die anderen Jungens freuen sich diebisch darüber; darauf kannst du dich hängen lassen. Du bist doch 'n alter Kubakämpfer — das wär' ja noch schöner . . ."

Wir gingen hin.

Als wir die Treppe hinunterstiegen, kam von unten die Peroxydblonde herauf. Sie schoß mir einen giftigen Blick zu.

„Dummer Deutscher!" besagte dieser Blick. „Trottel!"

— — — — — — — — — — —

Eine Stunde später war ich in einer neuen Welt, die mit London so wenig zu tun hatte wie der australische Busch mit den Pfirsichgärten Kaliforniens. Am Ende der ewig langen Kensington Road hob sich ein mächtiges graues Zirkusgebäude heraus. Wir traten durch einen breiten Torweg, an einem nickenden Türhüter vorbei. Ein Siouxindianer kam mit großen Sprüngen die Treppe hinunter auf uns zu.

„Howdy, Blackeye!" sagte McCormack. „Wie geht's?"

„Washti — washti," grinste der Indianer.

Das hieß gut — richtig — alles in Ordnung. Daß

ich noch einmal im Leben das Sioux-Wort hören würde, hätte ich auch nicht gedacht . . .

Das Riesengebäude barg Zimmerchen und Gänge und Treppen wie ein Bienenstock Zellen. Da begegnete einem ein Kosack mit der Lammfellmütze, dort ein arabischer Gaukler, hier ein Kubaner, dort ein Cowboy im roten Flanellhemd und silberbandgeschmücktem Sombrero. Wir landeten in einem netten Zimmerchen, dessen Fenster auf die Straße hinaus gingen. An einem großen Tisch saßen Männer in blauen amerikanischen Soldatenhosen und dunkelblauen Flanellhemden. In den Ecken standen drei Betten. Und, bei Gott, auf diesen Betten lagen die alten, regulären, graubraunen Wolldecken der Armee Onkel Sams —

„Hört mal zu, Jungens!" sagte McCormack. „Dies ist Sergeant Carlé, U. S. Signal Corps. Kuba-Mann. Freund von mir. Er bleibt da. Ihr haltet den Mund. Ich weiß noch nicht genau, wie ich die Geschichte deichseln werde, aber sie wird gedeichselt, und ihr müßt mithelfen. Sabe?"

Und im nächsten Augenblick saß ich am Tisch, ein Whisky Soda wurde mir hingeschoben, und Zigaretten angeboten, und eine Pokerkarte gegeben. Nach einer Viertelstunde waren die vierunddreißig Schillinge weg — halloh — halloh — —

„Was bedeutet in dieser großen Welt ein bißchen kleines Geld?" meinte McCormack tiefsinnig. „Mann, wir werden schon sorgen. Aber der Mensch muß kleines Geld haben. Mann — du hast ja Geld! Wozu in aller Welt gebrauchst du im blanken Frühjahr einen seidengefütterten Wintermantel? Wir machen eine Versteigerung. Das macht den Jungens Spaß!"

Seine Stimme gellte. Er riß die Türe auf.

„Oyez — oyez — eine Versteigerung! Ein kostbarer Wintermantel aus graugrünem Friestuch — ganz mit Seide gefüttert — gentlemen, die Chance Ihres Lebens! Kommen Sie herein — kommen Sie frei herein — der Eintritt kostet nichts — und wer sich nicht wie ein richtiger gentleman benimmt, wird prompt hinausgeschmissen . . ."

Im Handumdrehen war das kleine Zimmer knallvoll.

Und jetzt noch in der Erinnerung kommen mir Tränen des Lachens. Um diesen Mantel tobte eine Schlacht. Es wurde wahnsinnig geboten hin und her. Der Sieger war ein baumlanger, scheußlicher Indianer. Der zog mit der Schöpfung eines Berliner Schneiders glückselig ab. Der Berliner Schneider hatte sein Geld noch nicht bekommen. Ich aber hatte sechs blanke Pfund in der Tasche: „Kleingeld" — so ist das Leben! Worauf die Jungens lärmten und tobten und sich schleunigst wieder zum Pokerspiel hinsetzten. Bei diesem Pokerspiel knöpfte ich ihnen die vorher verlorenen vierunddreißig Schillinge wieder ab und noch einige Schillinge dazu —

„You're allright!" sagte vergnügt McCormack.

Und Logan sagte — das war einer von den Boys, rechter Galoppreiter beim „Todesrasen" — „well, sergeant — Sie bleiben hoffentlich immer bei uns und spielen noch manches liebe Spiel Poker mit den alten Jungens von der sechsten Cavalry —"

Ich war wieder einer von den Jungens.

Da fuhr mir ein großer Schwamm über die Lebenstafel. Wieder einmal! Lieber guter Zufall, so wünschte es in mir, laß mich doch wirklich einer von den Jun-

gens sein und schenk' mir das Vergessen! Löse mich los von Vergangenheit und Zukunft! Verhülle mir Ziele, Zwecke, Notwendigkeiten. Laß mich nur leben — mit den Jungens . . . mit meinen alten Jungens aus Amerika!

„Komm' mit!" sagte McCormack.

Es ging über Gänge und Treppen hinunter und durch einen langen Gang zu einer großen Türe. An der standen zwei Männer. McCormack nickte ihnen zu und deutete auf mich.

„Freund von mir!" sagte er.

„In Ordnung!" nickte der eine Mann.

Und dann waren wir im Speisesaal der Show. Der Raum war ein großer Saal. An ewig langen Tischen saßen die Wild West Männer; Hunderte, getrennt nach Nationen. An einem Tisch saßen Sioux, Cheyennes, Blackfeet, Apachen; in farbigen Decken, befranzten leggins, mit scharf geschnittenen, kupferroten Gesichtern. Am anderen Tisch Cowboys. Rote, blaue, rohseidene Hemden; bunte Halstücher. Dort, abgesondert, Kosaken; in Schafpelzen, als ob sie fröre. Hier englische Ulanen — dort mexikanische Vaqueros — im Hintergrund in einer abgesonderten Ecke Neger — neben ihnen Araber in weißen Burnussen. Kellner mit aufgekrempelten Hemdsärmeln rasten umher. Auf den Tischen türmten sich Berge von weißem Brot, in Scheiben geschnitten; und alle paar Meter stand ein Riesenteller da, hoch gehäuft mit goldgelber Butter. Ein Kellner raste vorbei, mit affenartiger Geschwindigkeit eine Pyramide von Dutzenden von Tellern und Platten balancierend, und ließ mit kräftigem Schwung die Fleischplatten über den Tisch gleiten. Beefsteaks

gab es, und Kartoffeln, und Riesenschüsseln mit gekochten Eiern, und Käse, und die richtigen amerikanischen pies; die Butterteigkuchen mit Fruchtfüllung.

Man meint oft, das Essen sei belanglos im Leben. Das ist nicht wahr. Ich hatte nicht gehungert; schon lange nicht mehr. Aber diese Essensstunde steht in meiner Lebenserinnerung so scharf umrissen und so wichtig da, als sei sie ein großes Erlebnis.

Eine Zigarette kam dann — und nun ein Gehaste, ein Gerenne zu den Ankleideräumen. Die Vorstellung begann. Ich blieb an der Seite von McCormack. Hinter einem ungeheuren braunen Vorhang drängten sich Hunderte von Menschen und Hunderte von Pferden. Dann und wann tönte in das unterdrückte Gemurmel der vielen Stimmen ein scharfer Befehlslaut —

„Sioux — fertigmachen — aufpassen jetzt — Gäule zusammengenommen — Rauf den Vorhang — los!"

„Johnny Baker!" flüsterte McCormack. „Der Manager!"

„Rough Riders!" befahl die Stimme. „Fertig machen!"

McCormack sprang auf einen prachtvollen Rapphengst — und da war auch Logan — und die Pferdebeine trippelten nervös — und Pferdekörper spannten Muskeln — wurden kleiner, geduckt wie zum Sprung —

„Los!"

Mit gellendem Schrei sauste McCormack als erster in das grelle Licht da draußen. Hinter ihm eine dahinjagende Mauer von Pferdeleibern. Mir klopfte das Herz.

— — — — — — — — — — —

Am vierten oder fünften Tag kam abends McCormack in das Zimmerchen und brachte Johnny Baker mit.

„Das ist der sergeant!“ sagte er.

„Glad to meet you. Der eine Kanonier der Galoppkanone ist verletzt worden. Er hat sich ungeschickt angestellt. Wollen Sie uns aushelfen?“

„Natürlich!“ sagte ich.

„Gut! Das meinte McCormack auch. Es gehört Schneid dazu — aber die sollen Sie ja haben. Wir wollen gleich hinuntergehen und die Sache ausprobieren.“

Wir gingen hinunter.

„Jenkins — die Batterie 'raus — los — schnell! — Also, der Witz ist: Die Lafette hat sehr hohe Räder, wie Sie sehen. Wir fahren hinaus und jagen im schärfsten Galopp die Längsseite entlang. In der Kurve biegen wir so scharf um, daß das Geschütz kippt, und reißen gleichzeitig die Pferde zurück. Das gibt einen hübschen Knäuel. Sieht sehr gefährlich aus. Ist aber gar nicht gefährlich. Sie müssen nur den Kopf oben behalten. Sie sitzen nämlich als Kanonier auf dem Lafettensitz. Wenn das Ding kippt, dann halten Sie sich ruhig an dem Eisengriff links und rechts vom Sitz fest. Sie werden durch den Sturz einfach umgedreht, und kommen zwischen die Räder zu liegen. Es ist ganz einfach. Wenn Sie sich festhalten, kann gar nichts passieren —“

Das Geschütz kam herangefahren.

Ich setzte mich auf den einen Lafettensitz, und Johnny Baker auf den anderen; denn er riskierte mit Vorliebe selber den Hals, wenn es galt, einem anderen etwas zu zeigen. Und los ging es in einem

Höllentempo. Ich kümmerte mich den Kuckuck um irgend etwas, sondern dachte nur daran, daß der Witz das Festhalten war. Staub wirbelte auf. Ein Gepolter, ein gewaltiger Ruck — und das Geschütz schlug um. Ich lag im Sand, sprang auf und griff in die Speichen, um das Ding wieder aufzurichten —

„And that's allright," sagte Johnny Baker. „Fünfzig Schillinge die Woche. Alles frei. McCormack, Sie sorgen bitte dafür, daß der sergeant die Artilleristenuniform bekommt . . ."

So war ich Zirkuskanonier geworden. Bei Buffalo Bill. Und ich riskierte mit großem Vergnügen täglich zweimal meinen Hals.

— — — — — — — — — — —

Es dauerte vier Wochen oder fünf, bis der Rückschlag kam. Ein verflucht inhaltsloses Leben war es doch! Das grelle Licht der Scheinwerfer wurde bald unerträglich langweilig. Sousa's lärmender El Capitan Marsch, unter dessen Klängen die aufgeregten sechs Schimmel des Geschützes in die Arena jagten, tat den Ohren weh. Drei Minuten im weißen Licht — ein Umhergeschleudertwerden — ein elastisches Aufspringen — und der graue Alltag war wieder da. Dann kam nimmerendendes Pokergespiele und dumpf brütendes auf dem Bett Hocken mit der ewigen Zigarette zwischen den Zähnen.

Die Show war von London nach Manchester gezogen. Auf einem riesigen grünen Rasenplatz erhoben sich die ungeheuren Zelte. Draußen vor den Eingangspfosten und den Holzmauern mit den kleinen Kassenfenstern standen immer wartend die widerlichen Weiber, die mit frechen Blicken nach einem cowboy späh-

ten oder lieber noch nach einem Indianer oder gar einem Neger.

Eines Abends, als ich mit Logan aus dem Eingangstor schritt, drängte sich ein blutjunges Ding heran.

„Willst du einen trinken?" fragte sie Logan.

„Nein!" sagte er.

Da zuckte das Geschöpf die Achseln und brach in ein schrilles Gelächter aus.

„Oh, geh zum Teufel!" sagte Logan gleichgültig.

Ich sah dem Geschöpf nach —

„Entschuldige, Logan," sagte ich auf einmal, „ich fühle mich nicht wohl. Ich gehe wieder ins Zelt und lege mich hin."

„Krank?" fragte Logan.

„Ich weiß es nicht. Schlapp bin ich —"

„Nimm Chinin. Das ist immer das Richtige. Dann bist du morgen wieder allright. Well, so long!"

Aber ich brauchte kein Chinin.

Ich warf mich auf mein Feldbett. Es war mir zumute, als wäre irgend etwas zerrissen, als sei irgend etwas aufgeplatzt. Das war widerlich gewesen eben. Gehörte ich wirklich in diesen tollen Zirkus? War ich dazu da, ein paar Minuten lang jeden Abend auf einer wahnsinnigen Lafette herumzusausen und mein Brot nur damit zu verdienen, daß ich geistesgegenwärtig genug war, um geschickt und richtig hinzufallen? Dieser Weg führte schnurgerade in die Hölle. Auf solchem Weg schritt man nur Tage lang oder höchstens Wochen. Jetzt mußte es aus sein damit. — Ich sah das kleine Stübchen im alten Ulm; ich sah mich selbst am Tisch sitzen und meine Geschichten schreiben; meine lieben Geschichten . . .

Geschichten mußte ich wieder schreiben!

Nach Deutschland mußte ich, wo ich hingehörte; in mein Land. Nur fort, irgendwo hin in eine deutsche Stadt und dort hingesetzt und gearbeitet, bis das Geld langte zur Fahrt ins alte Ulm. Die nächste deutsche Stadt war Hamburg. Wie kam man nach Hamburg? Am besten von Hull aus. Auf einem billigen Dampfer. Hull war nicht weit.

„Ich gehe weg!" sagte ich eine Stunde später zu McCormack.

„Wohin?"

„Nach Deutschland. Es hat mich gepackt."

Er nickte weise. „Ich kenne das. Weißt du es genau?"

„Ja."

„Dann mußt du weg!"

„Willst du alles für mich in Ordnung bringen? Damit ich morgen schon fort kann?"

„Selbstverständlich. Ist gar nichts dabei. Johnny Baker kennt das Leben."

„Na, auf Wiedersehen, Jack. Und vielen Dank —"

„Dank — Blödsinn. Auf Wiedersehen, irgendwo. Die Welt ist klein."

— — — — — — — — — — —

Am nächsten Morgen fuhr ich nach Hull.

Am Abend schon schwamm der englische Hamburgdampfer, zu dessen Passagieren zweiter Kajüte ich zählte, auf dem Kanal.

Von Kämpfen mit der Arbeit und mit mir selber

Im Hamburger Hafen. — Der Sang der Arbeit. — Ich habe nicht die Arbeit, sondern die Arbeit hat mich. — Ein Rekord im Maschinenschreiben. — Die lebendigen Buchstaben. — Zur Hamburger Zeitung.

Während der dreieinhalb Tage, die der kleine Hulldampfer zur Fahrt nach Hamburg brauchte, war ich schlechter Laune. Es regnete andauernd. Unten in der Kajüte hockten melancholische Gestalten mit grünen Gesichtern. Mein Kojennachbar lag den halben Tag über im Bett, rauchte qualmigen navy cut, und söffelte Whisky aus einer Privatpulle —

„Yes, sir — Whisky muß man selber mit sich führen — zu unverschämt teuer, diese Stewards — yes, ich liebe die Deutschen . . ."

Und er erzählte zum dritten Male, daß er Maschinist sei, jawohl, Schiffsingenieur, ye understand, und zweimal jedes Jahr nach Hamburg fahre, denn da habe man auch 'was für's Geld vom holiday. Das gute Bier, und das „Vergnugen" und die vielen girls in der „suigerstraße", und dabei pflegte er mit der Zunge zu schnalzen. Immer wieder mußte ich nach einem Winkel suchen, wo ich meine Ruhe hatte. Für mich roch der englische Speck übel, das Salzfleisch war hart, der Tee eine schwarze Brühe. Mürrisch drückte ich mich herum, zählte manchmal das knappe Geld, und spürte mit Unbehagen, daß etwas Unsicheres, Ängstliches über mich gekommen war. Es wurmte mich, daß das Geld zur Reise nach Ulm nicht reichte. Ich mußte in Hamburg bleiben. Und es würde natür-

lich eine gewisse Zeit dauern, bis die Honorare hereinkamen, und schreiben konnte man über — über — —

Ich war unsicher.

Aber ich war doch froh, als der Engländer an einem hamburgischen Kai anlegte.

An dem eisernen Geländer, das den Straßendamm der Hafenstraße gegen das Wasser abgrenzte, lehnten Männer, vornübergebeugt, als suchten sie etwas im Wasser.

„Wo kann man hier in der Nähe einen Koffer unterstellen?" fragte ich einen.

Der Mann im blauen Kittel rührte sich ein ganz klein wenig. Er nahm die Pfeife aus den Zähnen, langsam, spuckte gedankenvoll ins Wasser, und wandte den Kopf um eine Achteldrehung.

„Wohün?" sagte er. „Wohün soll eck 'n bringen?"

„Nein, ich will ihn nur unterstellen — aufheben — später abholen —"

„Sooh? Bei 'n Wirt! Nich'?"

Er wandte, offenbar gelangweilt, den Kopf um die Achteldrehung zurück und spuckte kräftig ins Wasser. Die Sache war für ihn erledigt. Ich aber ging verdutzt weg und mußte lachen über die imponierende Ruhe des wortkargen Gesellen, die gar nicht übel war, gar nicht dumm. Ich lernte sogar sofort von ihm. Denn ich blieb selber stehen am Geländer, in guter Laune auf einmal, geruhig mich umsehend.

— — — — — — — — — — —

Ein Riesenschiff, gelbweiß leuchtend oben, dumpf schwarz, bauchig, ungeheuer unten, wanderte langsam elbaufwärts, groß noch in dem großen Strom. Eine Schar kleiner Schiffchen umringte es. Die spuckten

unter lautem Gekeuche dicken schwarzen Rauch, als wollten sie wie Gernegroße alle Augen auf sich lenken. Schnaufend zog ein kleiner Kerl aus Leibeskräften. Die Stahltrosse, fadendünn aussehend, unheimlich schwach, schimmerte als graue Linie im Licht. Ein anderer kleiner Kerl puffte zäh gegen die schwarze Schiffskoloßmauer und schob und drängte. Ein dritter hatte sich an das Rundende des Schiffes herangemacht und tat schiebend arg wichtig; ein vierter klemmte sich an die andere Seite. Von dem sah man nur den Rauchstreifen. Die deutschen Flaggen wehten, straff dastehend, groß und stolz vom großen Schiff und klein aber wichtig von den dünnen Heckstangen der kleinen Kerle. Flaggen grüßten herüber von Eisengerippen gewaltiger Werftanlagen und schwebten über massigen Häusergevierten; sie leuchteten lustig aus Dampfergewirre und von Segelschiffen und von dahinschießenden Barkassen. In den Himmel hinein ragten Schiffsmasten wie schräge schwarze Striche. Striche, Querstriche, immer mehr Striche, ein Gestänge von dicken und dünnen Strichen; ein Wald, ein großer Wald von Stangen und Hölzern. Hinter den Strichen traten, sonderbar verschwommen, gitterige Gebilde hervor, Türme, häuserartige Bauten aus schweren Massen gekreuzter Stahlstangen, und ragende Mauern aus Beton. Stahl und Stein waren rauchumflossen. Rauchsäulen, bald mächtig, bald dünn, strebten überall empor. Wie huschendes Flimmern bewegten sich ständig Lichter, Schatten, Formen zwischen den Strichen, dem Stahlgegitter, den Häuserhaufen. Dampfpfeifen schrillten. Die Straße lärmte. Wagen rumpelten. Mitten in diesem groben Gelärme aber

schwang als stetiger Ton ein summendes Dröhnen. Es klang, als fielen in weiter Ferne viele Hämmer auf unzählige Ambosse; als raspelten Feilen, knirschten Sägen, rollten Räder, schnauften Lokomotivschornsteine; als würden Befehle gerufen, als kommandierten Stimmen: Jetzt! Alle zusammen! Ruck — und abermals — Ruck! Ich hörte den gewaltigen Ton in schwerem Vibrieren klingen, anschwellen, sinken, wieder anschwellen. Tausende von Stimmen murmelten. Tausende von Füßen stampften.

Ich hörte zum erstenmal den Arbeitssang von Hamburg.

„Arbeiten!" sagte der Ton. „Ich bin die Arbeit. Ich bin der Klang des Lebens. Ich bin die Not und der Hunger. Aber auch das Wollen bin ich, die Leistung, das Glück."

Ich horchte.

Der Sang umsummte mich, während ich durch Straßen ging. Ich träumte im Wachen. Es war ein Traum vom Glück. Ich sah einen Raum mit vielen Büchern und einem Schreibtisch, bedeckt mit beschriebenen Bogen, und an dem Schreibtisch saß ich selbst und durch ein großes Fenster drang weißes klares Licht. Ich sah eine Frau, die sich zu mir neigte. Da waren Zeitungsgebäude, Wagen, Pferde, sonnige Täler mit frohplätschernden Bächen, Freunde, die liebten, Arbeit, die meinen Namen trug. Im Zeitungsgebäude arbeitete ich. Ich saß im Wagen, ritt das Pferd, stand im Sonnental —

— — — — — — — — — — —

Ich mietete mir irgendwo ein Zimmer. Es kümmerte mich nicht, wie das Dach über meinem Kopfe

aussah. Es war eine Dachstube. Draußen vor dem Fenster ragten schwarze Mauern und Dächer; Dächer über Dächer.

Die härteste Arbeitszeit meines Lebens begann. Ich hatte nicht die Arbeit, sondern die Arbeit hatte mich; sie hatte mich mit Haut und Haaren. Denn die Arbeit hat zwei Gesichter wie ein Januskopf. Das eine ist froh und glücklich; das andere ist verdrossen und freudlos. In mein Arbeitswollen kroch wie eine fixe Idee der immerwährende Gedanke an das Müssen. Du mußt! Sonst gehst du zum Teufel! Zäh war ich; fleißig war ich. Aber das Müssen hat keine Seele; sondern die Seele muß hineingezaubert werden, und ich konnte nicht mehr zaubern. Immer saß ich da am Schreiben, erschrocken auffahrend, wenn die Uhr mir zeigte, daß wieder Stunden vergangen waren. Ich schrieb kleine Geschichten, wie ich sie in Ulm geschrieben hatte. Aber ich plagte mich abscheulich dabei, mühevoll an Sätzen und Bildern bauend und mörtelnd. Die Quälerei drückte sich in kleinen Äußerlichkeiten aus. Meine Schrift wurde winzig, schnörkelig. Ich gewöhnte mir an, auf jede Seite fast genau sechshundert Worte zu schreiben, und ich zählte alle diese Worte. Manchmal ging ich tagelang nicht aus der Wohnung. Die Frau kochte mir Kaffee, machte irgend ein Mittagessen zurecht.

Ich fühlte dumpf, daß ich dahintrottete wie ein Droschkengaul. Aber ich wußte nicht, warum das so war. Ich quälte mich noch mehr. Ich ahnte nicht, daß die Sklavenpeitsche mir um den Kopf sauste. Die Arbeit war Herr über mich geworden, brutaler Gebieter, roher Aufseher. Der Mensch jedoch soll Herr sein über sie;

er muß wissen, daß er nicht ihr dient, sondern sie ihm.

Dann leistet er. Der Gott der Arbeit war zum Götzen geworden. Ich opferte ihm gebückt, mich tief beugend. Das war unsinnig. Ein Narr ist der, der sich kummervoll, angsterfüllt, zitternd im düsteren Tempel beugt. Der Weise aber richtet sich frei und stolz auf vor der Gottheit und drückt ihr den fröhlichen Blumenkranz aufs Haupt.

Trübselige Wochen vergingen.

Alles war trübselig. Ich wohnte in einer häßlichen, dunklen Straße mitten im Stadtlärm. Die Straße lag im lautesten Hamburg; sie roch nach Armut und Trostlosigkeit. Vor hundert Jahren schon mußten manche ihrer Häuser alt und arm gewesen sein. Winzige Fensterchen mit unsauberen Vorhängen sahen aus rissigem Fachwerkgemäuer hervor. In die Treppensteine hatte die Zeit breite Löcher gefressen. In verstaubten Schaufenstern lagen Seile und verrostetes Eisenzeug und altmodische Ferngläser. Aus Kellergewölben drangen Gerüche. Mit Schaudern und Kopfschütteln denke ich an die Straße. Ich hätte wohnen müssen wie in Ulm im Zimmerle. Die kleinen Bleiklötzchen der täglichen Häßlichkeit ziehen oft mehr nieder als wirkliche Schicksalsschwere —

— — — — — — — — — — —

Ich lief wieder einmal auf den Gang hinaus, als es klingelte.

„Geldbriefträger?“ fragte ich.

„Nee!“ sagte der Sohn der Hausleute. „Is er nich'! Is man nur die Tante gewesen —“

„So — oh . . .“ meinte ich enttäuscht.

„Nix für ungut!“ fuhr er fort. „Aber ek würd'

doch nich' up Postanweisungen warten! 'n Mann wie Sie! Hm! Eck bün ja nu' all wedder acht Tage bein Adressenschreiben. Wat sall man moken! Mm — un' der Alte hat gestern geschimpft — Junge, hett he geschumpfen — weil he keinen guten Maschinenschreiber nich' kriegen kann. För Akkordarbeit. Dat wär' wat för Sie. Könnt Se doch! Kommen Sie mit morgen früh! Dat Maschinengeschriewe wird bannig gut betohlt!"

Ich lachte.

„Mm —" sagte er beleidigt. „Eck mein' dat man nur so."

„Recht haben Sie!" erklärte ich. „Das ist einmal etwas anderes. Ich komme morgen mit!"

Ich wollte aber nicht deshalb mitkommen, weil der Geldbriefträger auf sich warten ließ. Was mich lockte, war der Gedanke, wieder einmal mit meinen Händen zu arbeiten. So wie ich gearbeitet hatte in Amerika; im Baumwollfeld, mit Hacke und Schaufel, an Maschinen — immer ankämpfend gegen die Zeit, immer im Ehrgeiz, mehr zu leisten als ein anderer. Das war Freude gewesen —

Ich war des Geschichtenschreibens müde . . .

An einem der Schreibtische stand ein junger Mann. Mein Begleiter flüsterte. Der junge Mann trat auf mich zu.

„Sie wollen Maschine schreiben?"

„Ja."

„Hm, das sagen sie alle."

„So?"

„Ja, allerdings. Alle sagen, sie wollten und sie könnten, und dann stellt sich heraus, daß sie weder

können noch wollen. Können Sie wirklich Maschine schreiben? Wollen Sie Maschine schreiben? Können Sie flott schreiben? Können Sie gut schreiben?

„Um welche Art von Arbeit handelt es sich?"

„Auf vervielfältigte Briefe soll die Adresse geschrieben werden, sorgfältig, damit der Empfänger den Eindruck eines persönlich für ihn geschriebenen Briefes hat. Wir bezahlen für tausend Stück sechs Mark. Aber die Frage ist —"

„Fragen hat keinen Zweck!" sagte ich. „Antworten auch nicht. Aber ich will Ihnen einen Vorschlag machen: Ich versuche es! Wenn mir die Arbeit nicht gefällt, so werde ich Ihnen das heute abend sagen, und wenn Ihnen meine Arbeit nicht gefällt, so werden Sie mir das heute abend sagen!"

Der junge Mann sah mich erstaunt an.

„Was sind Sie eigentlich? Kontorist?"

„Maschinenschreiber."

„Ihr Vorschlag ist vernünftig!" sagte er, mit einem scharfen Blick.

„Na," dachte ich mir, „dir will ich's aber zeigen, mein Sohn — du bist noch lange nicht der einzige energische Gockel auf dem Hühnerhof!"

In einem großen Nebenraum standen lange Tische, an denen Leute schrieben, und kleine Tischchen mit Schreibmaschinen. Eine von diesen Maschinen wurde mir angewiesen. Es war eine Oliver. Links hatte ich einen Stoß von vervielfältigten Briefen, rechts Schachteln mit ausgeschriebenen Briefumschlägen. Auf die Briefe mußte etwa geschrieben werden: 17. Juni 1902. Herrn Johannes Meyer, Fabrikant, Dortmund. Zuerst ging es langsam. Ich mußte mich nicht nur

an die Maschine gewöhnen, sondern auch den Trick herausbekommen, die Briefe und die Umschläge so zu legen, daß der rasche Wechsel zwischen Geschriebenem und neu zu Schreibendem mit möglichst wenigen Handgriffen vor sich ging. In die langweilige Arbeit mußte der Ehrgeiz hineingelegt werden, mit größter Schnelligkeit gegen die Zeit anzuarbeiten. In jeder Viertelstunde mußten dreißig Briefe überschrieben werden, wenn tausend Stück am Tage geschafft werden sollten? Gut! Schreiben wir fünfzig! Ich beugte mich über die Maschine. Ich sah weder nach rechts noch nach links, hörte nichts, empfand nichts, wollte nichts, als Schritt halten mit der eilenden Uhr. Es ging. Die Fingerspitzen fühlten genau, welchen Ruck und Druck sie der Rolle geben mußten, um den Bogen mit einem einzigen Griff genau an die richtige Stelle zu spannen. Das Auge las die Aufschrift auf dem Briefumschlag, ohne daß der Kopf sich regte. Die eine Hand riß den beschriebenen Bogen aus der Maschine; die andere Hand ergriff gleichzeitig den neuen Bogen. Ich arbeitete absolut ununterbrochen. Als um ein Uhr Mittagspause gemacht wurde, stand ich mit gekrümmtem Rücken da. Es wurde mir schwer, mich gerade zu strecken. Als ich auf die Straße trat, schmerzte das Sonnenlicht die Augen, vor denen noch Buchstaben flimmerten. Am Abend, gegen acht Uhr, blickte ich überrascht auf, als eine Stimme vom Nebenzimmer rief:

„Wir wollen Schluß machen!"

Ich sah, halb benommen, Männer fortgehen, ein Schreibmaschinenfräulein sich ordnend an das Haar greifen —

„Wieviel haben Sie geschrieben?“ fragte der junge Mann.

„Zweitausenddreihundertundfünfzig,“ sagte ich.

„Unmöglich!“

„Zählen Sie nach!“

Und der energische junge Mann zählte nach und sah sich Stichproben genau an. Endlich sagte er:

„Das ist sehr schön. Ja, und hier ist das Geld, bitte. Sie kommen morgen wieder?“

„Ja! Danke!“

Dem anderen hatte das Warten zu lange gedauert, aber ich war froh, daß ich den Weg nachhause allein gehen konnte. Steif war ich, die Knochen taten mir weh, mein Schädel kam mir wie ausgepumpt vor, aber ich war vergnügt. Ich war so protzig selbstbewußt, als hätte ich gottweißwas geleistet. Die erbärmliche Kulischufterei an einer dummen Schreibmaschine, der blöde Tag mit seinem rasenden Geschreibsel an Lehmanns, und Schulzes, und Meiers, die belanglosen fünfzehn oder sechzehn Mark, sie machten mich alle zusammen stolz. Und das war ganz vernünftiger Stolz . . . .

In der Nacht träumte ich von einer Schreibmaschine. Die Buchstaben hatten winzige Menschengestalten und ausdrucksvolle kleine Gesichter. Das e war ein vornehmes Fräulein in golddurchwirktem Gewand mit einem Krönchen im Haar. Das o stellte ein lachendes Mädchen dar. Das A war ein frischer Bursch, das Y ein altes Männchen. Das u hatte sich in eine stolze Frau verwandelt mit herben, ernsten Zügen. Die Gesichter verschwanden wieder und wurden zu Buchstaben. Aber wenn ich meine Hände auf die goldenen

Tasten legte, wurden die kleinen Menschlein gleich lebendig und machten alle eine tiefe Verbeugung vor meinen Fingern, und wenn ich auf die Tasten drückte, tanzten sie voller Lust; wild, ausgelassen, wirbelnd, im köstlichen Reigen; mit glockenhellen Stimmchen jubelnd Lieder singend.

— — — — — — — — — — —

Am nächsten Morgen war ich ernüchtert. Aber ich mußte ja wohl hingehen, denn ich hatte es versprochen, aber es schien mir, als ob es doch närrisch sei, mich wegzuwerfen an Schreibmaschine und Tagesgeld. Hatte ich wirklich nichts Besseres zu tun? Aber es kam ein sonderbares Glücksgefühl über mich, als ich wieder an dem Tischchen an der grauen Wand saß, und den Rücken krümmte, und die Tasten tanzen ließ.

Wochenlang arbeitete ich noch an der Schreibmaschine! Ich brauchte den Papierhaufen, der immer weggearbeitet wurde und immer neu sich türmte; ich brauchte den hastigen Blick auf die eilig tickende Uhr, den müden Rücken, das Aufatmen abends. Ich brauchte die Befriedigung der Stunde. Die Seele richtete sich auf am lächerlichen Überschreiben von belanglosen Papierbogen. Es hätte auch ein Misthaufen sein können zum Wegschaufeln oder ein Steinegeklopfe, oder ein Spatengegrabe, denn gar einfache Nahrung kann Sehnsucht speisen. Aber messen mußte ich mich dürfen und plagen und die Tretmühle sausen lassen — und sofort den Erfolg sehen!

Plötzlich jedoch, mitten in der Maschinenschreiberei, kam ein starker Antrieb, der die Kraft zu neuem Schreiten gab. Ein Mensch wollte sein Leben mit dem meinen vereinen. Es wurde für beide ein Schicksal daraus.

Es gibt Menschen ohne Schicksale. Uns war das nicht beschieden. Der tiefe Sinn des Lebens trennt Wege und sondert Ziele . . .

Zum Stürmen war mir jetzt zumute. Die Geschichten, in späten Nachtstunden nach langen Arbeitstagen geschrieben, wurden gut. Und nun kam der starke, dickschädelige Entschluß: „Jetzt will ich wieder zur Zeitung!" Es steckt Kraft in solchem Entschluß, und auch etwas Geheimnisvolles: Man vermag, in ausschlaggebenden Sekunden, auf einmal hellzusehen; man sieht einen Augenblick lang, grell beleuchtet, den klaren und einfachen Weg vor sich liegen. Dann muß man schreiten. Ich schritt.

Wenige Tage später saß ich im Arbeitszimmer des Verlegers einer Hamburger Zeitung. Das Zimmer war ein wüstes Schlachtfeld der Arbeit. Die Wände waren kahl und nackt, ein verstaubtes Fenster zeigte düsteren Hof, über mächtigem Schreibtisch brannte eine elektrische Birne mit grünem Schirm darüber. Papiere lagen umher, Zeitungen, Bücher, Briefordner. Auf dem Drehstuhl saß ein Mann mit Stiernacken, eckigem Gesicht, durchdringenden Augen, der auf einer schwarzen Zigarre kaute —

„Am nächsten Ersten also. Ich glaube, wir können zusammenarbeiten. Nun wollen wir zu den Herren in die Redaktion hinübergehen —"

Zeitungsmann in Hamburg

Mit vollen Segeln! — Wie eine Zeitung entsteht. — Die Setzmaschine, der Metteur. — Der Plattenguß, die Rotationsmaschine. — In toten Dingen kann sich die Seele spiegeln. — Der sausende Arbeitstag des Redakteurs. — Die Stellung des deutschen Zeitungsmannes. — Fehler und Vorzüge der deutschen Presse. — Die Notwendigkeit des Nachrichtendienstes. — Die nationale Zeitung meines Traumes. — Vom zu vielen Müssen ...

Ich stand auf dem schmalen düsteren Gang, von dem alle Räume des Zeitungsbetriebes ausstrahlten, die Zeitungsluft in mich einsaugend wie trockener Schwamm Wasser aufsaugt.

Die Arbeit brüllte, schrie. Keine zehn Meter war der schmale Gang lang, aber von rechts rasselte das Geklapper von Setzmaschinen, von links dröhnte das Stimmengewirre der Expedition, durch eine geöffnete Flügeltüre glänzte der blanke Stahlleib der großen Druckmaschine, und in der Mitte drangen durch die niedrigen Türen in der Bretterwand Stimmen aus dem Verlegerzimmer und dem Redaktionsraum. Die Dinge und die Menschen waren eng aneinander gedrängt; die ganze Zeitung, mit allem, was dazu gehörte, war in das Erdgeschoß des schmalen Hauses hineingepackt. In der Redaktion, in einem Zimmer, das höchstens sechs Meter im Geviert umfaßte, stand ein einziger großer Tisch, mit einem bücherbepackten Gestell in der Mitte als Scheidewand. An diesem einen Tisch arbeitete die gesamte Leitung des Blattes; die Chefredaktion — die war zugleich äußere und innere Politik — das Feuilleton, der lokale Teil, die neuesten Nachrichten. Trübe

Fenster gingen auf grauen Hof. Stühle waren bepackt mit bedrucktem Papier. Der Tisch trug eine Last von Zeitungen und Büchern, von Tintenfässern und aufgetürmten Manuskripten, von Leimtiegeln, Scheren, umhergeworfenen Papierblättern. Durch die dünnen Bretterwände hörte man jedes Wort, jeden Ton. Aber ich würde mich mit Wonne in eine Kiste gesetzt haben, hätte die Zeitung es verlangt!

Der Chefredakteur saß vor einem Stoß Zeitungen, als ich in das Zimmer trat, und las mit der hetzenden Eile des Zeitungsmenschen. Ritsche, ratsche, schnitt seine Schere, und eine Zeitung flog auf den Boden.

Verbeugungen.

„Seien Sie willkommen in diesem Schweineloch!" sagte der Chefredakteur. „Vielleicht sehen Sie sich zunächst einmal um und übernehmen morgen Ihr Ressort —"

Verbeugungen. Händeschütteln. Ein paar Worte der Höflichkeit.

So! Nun hatte ich die Zeitung wieder! Mein Lebensschiff war wieder flott und steuerte mit vollen Segeln in den Strom; in den großen Strom, der in das Land meiner Sehnsucht floß.

— — — — — — — — — — —

Herrgott, das bedeutete mir das Leben! Wie es da roch in dem Setzersaal — nach dem heißen Blei in den Schmelzkesseln der Setzmaschinen, nach dem nassen Papier und der Druckerschwärze der Bürstenabzüge, nach erhitztem Maschinenöl. Wie sie sausten, da droben an der Decke, die Treibriemen! Wie sie huschten und pickten in den Setzkästen, die flinken Finger

der Handsetzer! Welche Eile in allem lag, welche Bewegung, welche Arbeit!

Das roch gut. Von diesem Geruch hatte ich immer wieder geträumt; in Sehnsucht.

Ich stellte mich neben Setzmaschinen hin, sprach mit den Arbeitenden, ging hinüber in die Druckerei, stieg hinunter zum Stereotypeur in den Maschinenraum. Ich mußte wieder mit Augen sehen, wie die Zeitung entstand . . .

* * *

Die Setzmaschine. Der Setzer, wie auf einer Schreibmaschine schreibend, drückt auf eine Taste. Der Tastendruck löst die Matrize oben im Matrizenkasten aus und blitzschnell saust das Messingstück mit dem Negativ des Buchstabens durch seine Rinne — der Vorderteil der Setzmaschine ist ein Gewirr von solchen Rinnen — herunter, läuft in die Hauptrinne, und fällt in den Zeilenkasten. Auf den nächsten Tastendruck kommt wieder eine Matrize gesaust, gliedert sich an, und dann wieder eine, und noch eine, und mehr. Die Zeile ist jetzt, in Negativen, fertig. Nun drückt der Maschinensetzer auf einen Hebel. Geheimnisvolle Stahlfinger ziehen die gesetzte Zeile nach rückwärts. Dort ergießt sich in die Matrizen flüssiges Blei. So entsteht ein Bleiguß; die maschinengesetzte Zeile in einem einzigen Streifen Blei. Ein anderer Maschinengriff schiebt die Buchstabenstreifen in kühlendes Wasserbad und wirft sie dann in ein Kästchen auf der linken Seite der Maschine. Ohne Unterlaß klappern die Tasten, rasseln die Messingmatrizen in den Rinnen. Immer neue Schriftplättchen eilen in das Kästchen. Setzer und Maschine brauchen zusammen zu einer Zeile etwa vierzig Sekunden.

Ich hätte die rasselnde Maschine streicheln mögen.

Ich trat an den langen Metteurtisch. Auf einer Zinkplatte sammeln sich die fertigen Zeilen. Die Setzer liefern dort auf einzelnen Platten ihre fertige Arbeit ab: Die einzelnen Teile des Zeitungstextes. Platte neben Platte, Artikel neben Artikel, wird auf den Tisch hingeschoben. Nun setzt die Arbeit des sogenannten Metteurs ein. Der Metteur ist ein wichtiger Mann. Er hat alle Abteilungen der Zeitung im Kopf, er kennt jedes Stückchen Manuskript, er hat den Setzern die Arbeit angewiesen, er allein verkehrt mit der Schriftleitung, er muß hexen können und aus jeder Zeitminute drei Arbeitsminuten machen. Ein richtiger Metteur hat ein erstaunliches Gedächtnis, Nerven wie Stahl, und fünfmal soviel Finger wie andere Menschen. Seine Hauptarbeit heißt „das Umbrechen". Die Schriftleitung hat, wie täglich, den „Spiegel" geliefert: Die Reihenfolge aller Artikel, Nachrichten, und Notizen. An diesem Spiegel erlebt der Metteur täglich, wie hart sich die Dinge im Raum stoßen. Dieser Leiter ist zu lang, jenes Telegramm zu kurz; von seinem Raumstandpunkt aus. Er muß ausgleichen. „Umbrechen" ist die Zusammenfügung der Satzstücke zu der Zeitungsseite. Mangelnder oder überflüssiger Raum muß durch Größe der Überschriften und Abstände der einzelnen Artikel voneinander geregelt werden. Ist das geschehen, so wird die fertige, umbrochene Seite in einen Metallrahmen gespannt und ist nun bereit für die Stereotypie.

Nach jeder fertigen Seite atmet der Metteur erleichtert auf. Wieder hat er im Kampf mit Zeit und Raum gesiegt. Dieser Kampf ist ihm tägliches Brot. Er freut sich schon, wenn einmal ausnahmsweise nicht im letzten

Augenblick noch ein wichtiges Telegramm kommt, das unbedingt auf die erste Seite muß und so seine ganze Arbeit umwirft. Aber auch dieser Schwierigkeit wird er Herr, der Metteur; denn er denkt nicht wie andere Menschen — er denkt in Rechtecken, aller Größen. Er löst täglich das Flächen- und Raumproblem der Zeitungsseite. Von seiner Leistung weiß nur der Fachmann. Der Zeitungsleser nimmt es als selbstverständlich hin, daß weder eine Zeitungsseite ein weißes, rechteckiges Loch hat, sondern restlos gefüllt ist, noch Zeilen in die weiße Umrandung der Zeitungsseite unten hineinragen . . .

Die fertige Zeitungsseite kommt zum Stereotypeur. Der haust gewöhnlich im Keller, möglichst in der Nähe der Rotationsmaschinen. Auch er muß sehr schnell arbeiten. Wenn er die Zeitungsseite erhält, prüft er, ob auch die Klammern festsitzen, die den fertigen Seitensatz in seinem Metallrahmen festhalten. Dann legt er auf die gesetzte Seite Schicht auf Schicht dünnes feuchtes Reispapier. Zwischen die einzelnen Papierbogen kommt Kleister. Diese bedeckende Schicht klopft er zuerst mit einer Bürste und dann mit einem Holzhammer in den Satz hinein. Die Papierschicht wird zäh und fest. Wenn er sie abnimmt, ist die Letternschrift in sie eingeprägt, deutlich lesbar wie eine Zeitungsseite. Das ist seine Matrize. Sie wird einige Minuten lang in einen Trockenofen gelegt und sieht jetzt aus wie ein festes, starkes Stück Pappe. Das Stück Pappe kommt in den Ofen. Das ist eine einfache Maschine. Die Matrize kommt in eine aufklappbare Trommel hinein und wird durch das Schließen der Trommel gezwungen, die Form eines Halbkreises anzunehmen. Ein

Hebeldruck, und über die Matrize ergießt sich die Legierung aus Blei und Zinn, die den genau berechneten Zwischenraum zwischen Trommelwand und Matrize ausfüllt. Die Trommel wird abgekühlt. Das Stereotyp ist fertig; eine im Halbkreis gebogene, rechteckige Platte, silberig glänzend, die genau auf die zylindrische Walze der Rotationsmaschine paßt.

Die Platte wird nun eilig in den Maschinenraum gebracht.

Dort steht die große Rotationsdruckmaschine. Ein Ungetüm. In Beton eingebaut.

Der Maschinenmeister schiebt die Stereotypplatte auf eine der Walzen . . . Die Zeitungsmaschine ist ein Wunderwerk. In Sekunden erfüllt sie so viele verschiedene Aufgaben, daß das Auge nicht zu folgen vermag. Da ruht an ihrem einen Ende auf stählerner Achse die weiße, zentnerschwere Rolle des „endlosen" Papiers. Von dort strebt das breite Papierband hinauf zu Rollen und Walzen. Es läuft, während die Maschine donnert, daß der Boden bebt und das Haus erzittert, sausend schnell über die schwirrenden Stahltrommeln, an denen die Stereotypplatten befestigt sind. Ein System von Gummiwalzen führt den Druckplatten die Druckerschwärze zu. Es dröhnt, schnurrt, klopft, pocht. Jetzt ist der dahinsausende Papierstreifen auf beiden Seiten bedruckt. Er wird im Dahineilen getrocknet. Nun greifen Stahlhände nach ihm. Sie schieben ihn zu Messern und Falzvorrichtungen, die ihn zerschneiden, und die abgeschnittenen Blätter falzen. Und jetzt wird die fertige Zeitung, am anderen Ende der Maschine, hinausgeschleudert, in einen großen Holzkasten, und dabei automatisch gezählt . . .

Der Maschinenmeister mag sich gewundert haben über den sonderbaren Kauz, der seine Maschine so verliebt betrachtete und so komisch die Stahlflächen, die Messingstangen, die Rollen und Walzen betastete. Wie feine Fäden umwoben mich Erinnerungen. Leise, lieb, lustig flogen sie vorbei. Die erste große Rotationsmaschine hatte ich in St. Louis gesehen. Ihr dicker Maschinist pflegte uns zu ermahnen, wir sollten uns ja nichts einbilden. Zeug schreiben könne jeder! Aber diese Maschine zu beherrschen, mit allen ihren Nücken und Tücken — das könne nur er! Dann war da die Rotationsmaschine in San Franzisko, und eine in New York, und die in Berlin, in dem glitzerigen Maschinensaal mit den hellen Lichtfluten —

Sie ist mir treu geblieben im bunten Leben, diese Liebe. Ich kann heute noch keine Zeitungsmaschine sehen, ohne gerührt Stahlteile zu streicheln und unsinniges Zeug zusammenzuträumen. Man liebt nicht nur Menschen. In toten Dingen kann sich die Seele spiegeln.

* * *

Der auf enge Fläche zusammengedrückte Betrieb, mit den wenigen Menschen, mit der starken Vereinfachung, gab klarsten Überblick. Man sah die Zeitung, wie sie war. Denn die Zeitung ist lebendig wie ein menschliches Wesen. Sie hat Hunger, sie bedarf der Liebe, sie hat Nerven, sie braucht Muskeln; sie atmet und lacht, weint und kämpft. Sie hat ihre Grenzen, sie stöhnt unter ihren Unzulänglichkeiten. Wie ein Mensch . . .

Der Tag begann mit Zeitungslesen. Zeitungsmenschen sind aufeinander angewiesen wie kaum sonst Arbei-

ter in irgend einem anderen Beruf der Welt. Sie regen sich an, zeigen sich gegenseitig die Mängel, nehmen von einander. Hamburger, Berliner, Münchener, Wiener Blätter, die großen Provinzzeitungen der Nachbarschaft mußten gelesen werden, mit der Schnelligkeit, die zum Beruf gehört. So informierte man sich rasch über das, was die anderen meinten, dachten, wollten, oder nicht wollten. Man mußte im Bilde bleiben, mußte wissen, was los war.

Dann kam das eigentliche Handwerk. Der tägliche Rohstoff mußte gesichtet werden. Um manches brauchte man sich nicht zu bekümmern. Der Roman war schon im voraus gesetzt. Der Börsenbericht traf von selber ein, der Polizeibericht war sicher. Das Wolff'sche Telegraphenbüro lieferte drei Spalten, wenn nicht ein Erdbeben sämtliche Telegraphenleitungen über den Haufen warf. Irgend ein Feuilleton war da. Mitteilungen von kommunalen Behörden fehlten nicht. Auf dünnem Schreibmaschinenpapier stand da der Reichstagsbericht. Ein fleißiger Mann in Paris schickte etwas über Delcassé. Eine Telegraphenagentur ergänzte den Wolffbericht. Die Korrespondenzen schrieben geschäftig. Das waren die Geschäftsleute der Feder, die gegen Zeilenhonorar oder auf Abonnement mit Neuigkeiten handelten. „S. & H." war die Firma, die über sämtliche große Prozesse in Deutschland glänzend berichtete. „F." war der Konkurrent, der aber als Nebenspezialität noch alle großen Versammlungen ausschlachtete; Bund der Landwirte, Kongreß der Frauenrechtlerinnen, Jahresversammlung der Bierbrauer. „G. K." war die gesellschaftliche Korrespondenz, die der Zeitung das „Vermischte" lieferte. Andere hatten Beziehungen zum

Kriegsministerium, wieder andere zum Marineministerium. Nun schrillte der Fernsprecher. Der Mann in Berlin meldete, der Mann in Lübeck berichtete, der Mann in Hannover hatte eine Sensation. Ein vier Spalten langer Bericht einer enthusiastischen Dame über die Sitzung des Vereins zur Bekämpfung der Männer lief ein. Eine Varietétänzerin versuchte in einem höchst gerissenen Schreiben, sich eine Reklame im redaktionellen Teil zu erschinden. Der übliche Anonymus schimpfte über den gestrigen Leitartikel. Der Gastwirt Meier schrieb empört, er sei mit dem Raubmörder Meier „nicht identisch"; er hieße Gustav August Eugen! —

Die Zeitung wurde geboren.

Vier Männer saßen um den großen Tisch, qualmten wie Schlote, und schufteten wie Nigger.

„Hier, Herr C., das geht Sie an — nee, nehmen Sie das mal, Herr B. —"

Maschinenbeschriebene Blätter flogen von Platz zu Platz, Rotstifte strichen, Federn schrieben eilig Überschriften. Dieser Wirrwarr, der einen Durchschnittsmenschen verrückt gemacht haben würde, dauerte aber nicht lange. In den Wust von bedrucktem und beschriebenem Papier kam Ordnung. Jeder der Redakteure entschied, wie der Teil der Zeitung, den er leitete, heute aussehen sollte.

So wurde das von anderen gelieferte Material verarbeitet, redigiert. Und nun schrieb man selbst.

Der Politiker baute seinen Leitartikel, der Feuilletonist feilte an seiner Theaterbesprechung, der Lokalredakteur bebrütete irgend eine Angelegenheit der Stadt. Es wurde geschrieben, telefoniert, hastig weggelaufen, eine Nachricht zu ergänzen, eine Information

einzuholen. In Hast wuchs Zeile um Zeile die Zeitung. Der Tag von gestern griff über. Am Abend hatte Naumann in einer politischen Versammlung über Kaisertum und Weltpolitik gesprochen. Hinein mit dem Bericht! Jetzt auf die Polizei. Das Polizeimaterial wurde bearbeitet, in die deutsche Sprache übersetzt, sozusagen, und durch persönliches Erkundigen rasch ergänzt, wenn die Sache wichtig war. Neue Depeschen laufen ein. In Venezuela ist eine Revolution ausgebrochen. Jetzt aber schnell zum Prozeß der Engelmacherin. Der Metteur wird rasch verständigt, daß er hundertfünfzig Zeilen Platz aufhebe, der Bote instruiert, um zwölf Uhr und um ein Uhr Manuskript aus dem Schwurgerichtssaal abzuholen —

Und nun erzittert plötzlich der Raum. Ein ungeheures Dröhnen verschluckt die hundert anderen Geräusche. Die Rotationsmaschine läuft —

Die Zeitung ist geboren.

Die Maschine lärmt tosend. Doch man hört es gern, das Gelärme. Man lehnt sich bequemer zurück in den Stuhl, man liest in Ruhe das feuchte Zeitungsexemplar, das sofort hereingebracht wird, kramt ordnend und planend in den Papieren auf dem Tisch.

Aber ein neuer Arbeitstag ist schon wieder angebrochen, in dem Augenblick, da die erste Zeitung aus der Maschine sprang. Vor dem geistigen Auge gestaltet sich das neue Zeitungsbild in rohen Umrissen. Das Gehirn überlegt:

„Morgen wieder ins Schwurgericht. Heute nachmittag Stapellauf des neuen Hapagdampfers. Heute abend Abfahrt des Truppentransports nach Südwestafrika . . .“

Man raucht, plaudert. Aber während der Chefredakteur über die Rede des Fürsten Bülow spricht, und das ist des Hörens wert, denkt man unwillkürlich an die internationale Hundeausstellung, die am Samstag im Hippodrom eröffnet werden wird. Das mußte doch hübsch sein, das Gehaben der Möpse, Pinscher, und Teckel! Jawohl, das war ein guter lokaler Leiter; das war eine Idee. Man war immer auf der Jagd nach Ideen.

„Ich habe am Donnerstag gleichzeitig Schauspielhaus und Thalia!" sagt der Feuilletonist bekümmert.

„Schön, dann übernehme ich die Thaliakritik," erklärt der Chefredakteur. „Bürgerschaft nicht vergessen!" fügt er hinzu.

„Aber ich muß doch über den Truppentransport schreiben!" werfe ich entsetzt ein.

„Richtig, das ist wichtiger — dann schreibt Herr B. die Bürgerschaft —"

„Na, Mahlzeit, meine Herren!"

„Mahlzeit!"

— — — — — — — — — — —

Klar und lebendig steht das Bild in der Erinnerung. Der düstere Raum. Der große Tisch. Die eilig kritzelnden Menschen. Die Hast. Ich lächele über die Schere, den Kleistertopf, die zusammengeklebten Depeschen, die Reporterstückchen, die täglichen Federbildchen, das Gerenne zum Gerüsteinsturz, zur Mordstelle, zur Protestversammlung, zum Theater. Aber das Lächeln verschwindet im Entstehen; über alte Liebe lacht man nicht. Die dicken groben Striche des Bildes nehmen andere Bedeutung an. Das Federbildchen, das im Tag zerflatterte, war ein kleines Kunstwerk gewesen; das

Reporterstück, das hunderttausend Menschen gierig lasen, so schnell sie es auch vergaßen, hatte eine Energieleistung musterhafter Arbeitslust erfordert; das Gerenne hatte höchste Pflichterfüllung bedeutet. Der Lärm und die Fixigkeit, die Hast und das Handwerksgetue, das war doch nur grober Vordergrund, denn erst in der großen Gesamtwirkung ergaben die grellen Farben das Bild der Zeitungsarbeit; mit ihrem Wissen und ihrer Entwicklung, ihrem künstlerischen Schauen, ihrer Macht und ihrer Verantwortung, ihrer Selbstlosigkeit und ihrer Hingabe! Und er wird hell im Rückschauen, der düstere Raum! Es ist hell, wo Wissen und Wollen, Kraft und Streben wirken.

* * *

Entwicklung und Fortschritt wünsche ich der deutschen Zeitung, die das deutsche Volk so nötig braucht, wie Brot, Arbeit, Einigkeit.

— — — — — — — — — — —

Sie hat schwer gekämpft auf ihrem Weg; schwerer als die Zeitung in anderen Ländern kämpfen mußte. Die Gründe sind verschiedener Art. Am schärfsten treten die Schatten im Zeitungsbild beim Zeitungsmann selbst hervor:

Der Journalist wandelte in Deutschland immer auf dornenvollem Pfad. Er stand in dem Klassengerüst der gesellschaftlichen Struktur von jeher auf unsicherem Brett. Er war weder Kaufmann, also kein Vermögen besitzend, noch war er Beamter, also über kein geregeltes Einkommen und gesicherte Lebensstellung verfügend. Den Mund zugemacht also; die Taschen zugehalten! Man muß mit bitterem Lächeln feststellen, daß

niemand dem deutschen Zeitungsmanne half, und daß er sich den Weg für seine Leistung von jeher buchstäblich Schritt für Schritt erkämpfen mußte. Vom großen Friedrich an, der zwar in der Theorie die Gazetten nicht genieret haben wollte, in der Praxis jedoch den „Schmierfinken" mit derbem Krückstock tüchtig auf die Finger klopfte, bis zu Bismarck, der das Zeitungsgelichter auf den Tod nicht ausstehen konnte und das gefährliche Wort von den „verfehlten Existenzen" prägte; vom siebziger Krieg, wo englische Kriegsberichterstatter im deutschen Hauptquartier bevorzugt wurden, bis zu den Unerfreulichkeiten der Behandlung der Presse im Großen Krieg war der Weg des Zeitungsmannes ein Leidensweg. Er wurde in Ministerien nur nach Überwindung großer Schwierigkeiten endlich glücklich von einem Regierungsrat empfangen. Verständnis für die Macht und die Würde der Zeitung ist selten gewesen bei uns. Der Vertreter der Times in Berlin, der Mann vom New York American, der Korrespondent vom Popolo Romano, jawohl, das waren wichtige Persönlichkeiten, denen man wichtige Informationen gab, die sich — der deutsche Zeitungsmann dann aus der fremden Zeitung übersetzen konnte! Das ist in den bösen Zeiten von heute eher noch schlimmer geworden. Reichskanzler machen zwar gelegentlich Verbeugungen vor der Presse, am tiefsten vor ihrer Parteipresse, aber wenn sie einmal etwas sagen wollen, das in der Welt widerhallen soll und nicht gerade für Reichstag oder formale Regierungserklärung sich eignet — dann sagen sie es Monsieur Sauerwein vom Pariser Matin! Oder einem — Engländer! Oder einem Amerikaner! Und man braucht doch wahrlich nicht deutscher Minister zu

sein, um zu fühlen, wie töricht und unwürdig das ist! Gibt Lloyd George den Münchener Neuesten Nachrichten ein Interview? Würde Briand zum Vertreter der Hamburger Nachrichten sprechen? Würde ein amerikanischer Staatsmann auf den Gedanken kommen, daß die Zeitungen seines eigenen Landes nicht gut genug wären zur Verbreitung seiner Gedanken?

Nur wir machen das; nur wir!

So mußte und muß sich auch der wirkliche und bedeutende deutsche Zeitungsmann, der schwere Verantwortung trägt, der Meinungen beeinflußt, neue Meinungen bildet, der ein Wissenschaftler ist, ein Schöpfer, ein Führer, mühevoll Schritt für Schritt seine Stellung erobern im öffentlichen Leben, in der Gesellschaft, unter den anderen Berufen. Dieser Mann, dessen Fähigkeiten auf kaufmännischem Gebiet ein ungeheures Einkommen wert wären, müht sich um kärglichen Lohn. Wenn er auf seine alten Tage nicht hilflos dastehen will, krank an der frühzeitigen Arterienverkalkung, die eine Sonderkrankheit des aufreibenden Berufs ist, muß er sich versichern. Noch heute sind die großen Gehälter im deutschen Zeitungsland mühelos an den Fingern der beiden Hände abzuzählen —

— — — — — — — — — — —

Die Schatten im Wesen der Zeitung sind schwieriger zu erkennen:

Ein Vergleich mit der Weltpresse ergibt ein eigentümliches Bild. Bei uns überragt stets die rein geistige oder künstlerische Leistung. Die Theaterkritik steht bei uns auf einer Höhe wie nirgendwo in der Welt. Das deutsche Feuilleton ist durchschnittlich von einem künstlerischen Wert und einer Vielseitigkeit, die das

Feuilleton einer englischen, französischen oder italienischen Zeitung armselig und minderwertig erscheinen läßt. In der Politik finden wir stark die kritische Linie vorherrschend und starke Neigung zum Negieren. Beides verhüllt häufig die Klarheit des Geschehens und erschwert das Verständnis für den Gang der Ereignisse. Ganz vernachlässigt sind bei uns die Nachrichten auf fast jedem Gebiet, das schnelle telegraphische Berichterstattung verlangt oder plötzliche Schwierigkeiten für die Beschaffung der Nachrichten bietet. Eine Zeitung, die groß und deutsch sein will, darf nicht nur auf die geistvolle Kritik gescheiter Köpfe an dürftigem Nachrichtenmaterial angewiesen sein, sondern muß Männern Geld zur Verfügung stellen können, die die Kunst verstehen, die für Deutschland wichtige Nachricht zu erkennen und herbeizuschaffen.

Wir wissen zu wenig von dem, was vorgeht.

Wer die Wertlosigkeit des deutschen Nachrichtenapparates erkennen will, der braucht nur die Meldungen des amtlichen Telegraphenbüros vom Beginn der Revolution bis zur Gegenwart aufmerksam noch einmal durchzulesen — und Entsetzen wird ihn packen ob dieser Planlosigkeit, ob dieser Unfähigkeit, die Lage zu erkennen, ob dieser herausgeklügelten Unterdrückung glatter Tatsachen. Es sind dann Versuche gemacht worden, den Nachrichtendienst zu verbessern. Ich selbst habe dabei erlebt, wie alles kläglich scheiterte und scheitern mußte in dem Wirrwarr des Deutschlands nach dem Krieg. Es ist noch nicht lange her, daß ich mir nüchtern ausrechnete: Wir konnten eben das Geld nicht aufbringen! Ich habe mir das seitdem anders überlegt: Unter all den wahnsinnig verschleuderten Milliarden

wäre wohl auch noch eine Milliarde übrig gewesen für den deutschen Propaganda- und Nachrichtendienst. Es ist zwar in letzter Zeit so manches von regierenden Männern gesagt worden, das von Verständnis für den Wert der Zeitung zeugt. Das hat nicht verhindert, daß das amtliche deutsche Telegraphenbüro auch nicht um einen Deut besser geworden ist. Der Zeitungsmann selbst ist vielleicht um einiges besser daran; sein Gehalt steigt jetzt in automatischem Mitgehen etwa mit der Lohnsteigerung der Metallarbeiter. Auch kann der deutsche Zeitungsmann heutzutage sehr wohl Minister werden; wenn er sehr parteitüchtig ist. Aber die große deutsche Zeitung haben wir noch lange nicht!

Es ist wahrscheinlich, daß in der neuen Zeit der reinen Wirtschaftlichkeit auch die deutsche Zeitung erstarkt; wie alles Tüchtige im Laufe des Geschehens stärker werden muß. Ich, der alte Zeitungsmann, wünsche meinem Vaterland wirklich große und starke Zeitungen! Das Parteigetobe mag sich in dieser Zeitung meines Traumes auslösen auf der dritten oder vierten Seite, unter klar erkennbarer Parteiüberschrift. Auf der ersten Seite aber soll nur geschrieben stehen, was nach bestem Wissen und Erkennen grunddeutsch und grundehrlich ist.

Und vor allem liegt die Zukunft Deutschlands in den Funkentürmen, aus denen deutsche Nachricht hinausgeht in die Welt und Weltnachricht hereingeholt wird nach Deutschland!

* * *

Bei der Hamburger Zeitung hätte der Tag für mich sechsunddreißig Stunden haben müssen.

„Wer die Arbeit leicht nimmt, ist ein Narr!“ sagte mir später einmal ein gescheiter englischer Verleger im Gespräch. „Wer aber die Arbeit zu schwer nimmt, ist doppelt ein Narr! Die richtige Mischung liegt in der Mitte. Sehen Sie sich erfolgreiche Leute an, und Sie werden finden, daß diese Leute immer noch sehr viel Zeit für sich selbst übrig haben . . .“

„All work and no play makes Jack a dull boy,“ — lauter Arbeit und kein Spiel stumpfen den Buben ab — sagt auch das amerikanische Sprichwort, und der Amerikaner ist wahrlich ein Schlemmer im Arbeiten.

Ich nahm die Arbeit sehr schwer. Ich hatte keine Zeit zum Spielen.

Immer schwang sausend mein Arbeitsrad.

Ich hätte Zeit zum Denken haben müssen über mich selbst, ruhige Stunden zum Erkennen und Abwägen. Es fehlte am inneren Gleichgewicht. Was mir so wichtig schien, war doch nur huschender Tag; was wirklich wichtig war, ging unter im lärmenden Strudel. Das war eine durchaus folgerichtige Erscheinung. Ich mußte doch die Elbe hinuntersausen mit dem Motorboot zum Finkenwärder Fischerkutter, den ich beschreiben wollte; mußte doch mit dem Automobil nach Cuxhaven, weil die Torpedobootsflotille ankam; mußte zu jedem Pferderennen, mußte in jede Bürgerschaftssitzung, mußte jetzt zum hamburgischen Senator eilen und dann zu einem Direktor der Hamburg-Amerika-Linie, mußte auf die Kaffeebörse hasten und zum Stapellauf des großen Dampfers — ich mußte einfach. Und ich mußte immer. Ich konnte gar nicht anders. Ich war so närrisch, mit Unmut und Eifersucht mich über die „guten Sachen“ in der Zeitung zu ärgern, die ich nicht selbst geschrie-

ben hatte. Ich kam mir sehr wichtig vor, und hielt mich wohl im Grunde meines Herzens für einen sehr großen Journalisten, dem bald, ganz bald, alle Türen sich öffnen und alle Hände sich entgegenstrecken würden. Wichtigtuerisch muß ich gewesen sein im geheimen Seelenkämmerchen, wie's Kasperle, wenn es mit dem Teufel kämpfen will. Einen Schlag nur noch, einen tüchtigen Schlag mit dem klappernden Holzschwert, und der Teufel war tot . . . Eine ungeheure Gier nach Geltung und Erfolg hatte mich gepackt. Ich sah das Ziel. Alles andere war gleichgültig. Ich schrieb, ich hetzte, ich war der Korrespondent einer großen Berliner Zeitung, ich rannte sechsmal am Tag zum Ferntelefon, ich schrieb über Hamburg für Schweizer Blätter, ich war der Hamburger Mitarbeiter einer amerikanischen Zeitung. Ich war Hans Dampf in allen Zeitungsgassen. Ich arbeitete fast über Menschenkraft hinaus. Ich verdiente viel Geld. Die Erfordernisse dieser Arbeit kosteten aber noch mehr Geld. Das war gleichgültig. Mit diesen kleinen, nebensächlichen Rechnereien konnte und wollte ich mich nicht lange aufhalten, denn sie schienen mir unendlich belanglos. Denn morgen schon war ich der große Journalist; spätestens übermorgen. Und alle Türen öffneten sich dann weit —

Doch es kam anders.

Vom lieben Geld und den Wucherern

Die gefälligen Männer. — Von Versicherungen und Wechseln. — Der Redaktionskrach. — Die Gründung des Hanseatischen Presse-Büros. — Fuchs vor der Meute. — Vom Gaul, mit dem ich zusammenbrach. — Wie Nerven versagen. — Von Zürich über Belfort nach der Fremdenlegion.

Ich hätte wirklich gewitzt sein können nach den Berliner Erfahrungen; aber es ist bekanntlich Menschenart, vergangene Unannehmlichkeiten sehr schnell zu vergessen. Das Leben wäre sonst zu unfreundlich. Ich kam mir im Gegenteil vor wie die kluge Jungfrau, die für das Öl zu ihrem Licht sorgte. Die Automobile gehörten dazu, die Flasche Wein war eine Berufsausgabe, und das Trinkgeld stellte die werbende Kapitalsanlage dar. Man konnte das nicht gut verrechnen. Aber wer übermorgen großer Zeitungsmann war, der durfte sich nicht bei Kleinigkeiten aufhalten. Auch half ja gern ein gefälliger Mann . . .

— — — — — — — — — — —

Wer sich mit Wucherern einläßt, ist entweder ein Narr, oder ein Gauner, oder ein erstaunlich ehrlicher Geselle. Ich nehme es für mich in Anspruch, ein erstaunlich ehrlicher Geselle gewesen zu sein. Wenn ich so daran denke, wie wirklich dankbar ich den Ausbeutern war, dann freue ich mich, daß ich damals noch so jungfräulich geschäftsunberührt sein konnte. Die Sache fing ganz harmlos an. Es gibt ja überall gescheite kleine Leute, die einem Mann in guter Stellung hundert Mark leihen, wenn er dafür in zwei Monaten hundertfünfzig

Mark zurückbezahlt. Solche Leute kannte ich. Das sogenannte Geschäft mit ihnen war glatt übersichtlich, wenn auch etwas roh. Doch den wahren Wucherer lernte ich erst kennen, als größere Summen zu beschaffen waren. Andere Leute haben das auch erlebt; der Vorgang ist schließlich sehr simpel: Man spricht mit einem Freund, der war auch einmal „im Druck", und der hat das so und so gemacht, und der warnt gutmeinend, denn er sei dabei bös hereingefallen. Aber was ist eine Warnung, wenn man dringend und telegraphisch tausend Mark haben möchte, sollte, müßte! Man bezieht sich dann auf diesen und etliche andere Freunde und schreibt an einen Herrn, dessen Lebensaufgabe es ist, Versicherungen aller Art zu vermitteln: Gegen Tod, Glasbruch, Unfall, Einjährigenschulden des Sohnes, Hagelschlag, Maul- und Klauenseuche, Gefahren. Der fremde Mann überzeugt sich darauf, daß man ein ordentlicher Mensch in guter Stellung ist, und dann pumpt er einem tausend Mark. Von den tausend Mark werden für erste Prämie — im Erstfall handelt es sich stets um eine Lebensversicherung — Schreibgebühren, Stempel, Vermittlungsspesen, Zinsen und so allerlei abgezogen. Der Mann, der gern tausend Mark borgen wollte, findet sich erstaunt im Besitz einer Abrechnung, die ihm viel weniger als tausend Mark in bar einbringt. Da schlägt man Krach! Der gute Mann kommt nun sofort. Er setzt die ganze Transaktion haarklein auseinander, bemerkt, daß weitere Gefälligkeiten bei Abschluß einer Unfallversicherung, einer Hagelversicherung, einer Diebstahlversicherung, einer Feuerversicherung, oder einer Einbruchsversicherung leicht zu beschaffen wären. Man schließt selbstverständlich eine weitere Versicherung ab.

Die Sache ist ja auch glänzend: Fällst du von der Elektrischen und verstauchst dir das Bein, dann bekommst du jeden Tag fünfzig Mark. Der liebenswürdige Mann macht nun Wochenraten ab, daß es einem im Kopf herumgeht wie ein Mühlrad, und ist von einer unheimlichen Pünktlichkeit im Einkassieren seiner Wochenraten. Klappt es einmal nicht, so ist er tief bekümmert —

Die Sache ist peinlich.

„Momentane Verlegenheit!" stößt man gequält hervor. „Unvorhergesehene — hm — Ausgaben!"

„Aber, Herr X, hätten Sie doch wenigstens telefoniert!"

„Ich dachte — ich rechnete auf . . ."

„Aber ich bitte Sie, hätten Sie doch rechtzeitig 'was gesagt! Verlegenheiten kommen vor! So 'was passiert! Bei die Zeiten! Aber ich muß doch disponieren! Können Se 's denn wirklich nicht machen?"

„Augenblicklich — —"

Die Sache ist sehr peinlich.

„Nächste Woche, natürlich . . ." sagt man.

„Ja, Herr X — aber 's ist doch fällig — sehen Se, der Unfall, und da die Police, und die Prämie von der Lebenssache! Die Direktion macht die größten Schwierigkeiten! Und wir haben Ihnen immer gezeigt weitestes Entgegenkommen!"

Die Sache ist ganz außerordentlich peinlich.

Arg bekümmert schüttelt der liebenswürdige Mann den Kopf. Doch auf einmal erhellen sich seine düstersorgenvollen Gesichtszüge —

„Man kann bezahlen in bar!" sagt er. „Aber man kann auch bezahlen in Papier! Schreiben Se 'n Wechsel!"

Er denkt angestrengt nach.

„'n Privatwechsel ist nicht bankfähig," stellt er fest. „Aber ich könnte vermitteln eine gute Mitunterschrift, weil ich Sie kenne, und weil Sie es sind. Würd' ich nicht tun für andere Herren! Also, das wären fünfzig — und siebzig — und fünfunddreißig — und vierzig — macht hundertfünfundneunzig. Sagen wir zweihundertfünfzig. Wechsel unterzubringen kostet Geld, Herr X. Sagen wir, dreihundertfünfzig. Sagen wir für dreihundertfünfzig, vierhundert. Weil ich Sie kenne, möchte ich aushelfen in der Verlegenheit —"

Die Sache ist schon weniger peinlich.

„Sagen wir, vier kleine Wechsel à hundert, sagen wir, immer zehn Tage auseinander. Kleinigkeit! Bei dem, was Sie verdienen! Ja? Dann — zu komisch, ich hab' zufällig Wechselformulare bei mir — will ich gleich die Wechsel ausschreiben. Die hundert Mark kann ich Ihnen geben in bar —"

Die Sache ist — die Sache ist ja sehr erfreulich!

„Ja und nächste Woche natürlich pünktlich — da haben wir nur Unfall und Haftpflicht — is' nich' von Bedeutung. Aber, Herr X! Wechsel kann man nich' aufhalten! Bei Wechseln hört der Spaß auf! Denken Se um Gotteswillen daran — aber ich werd' telefonieren!"

Und da hat man vier Wechsel unterschrieben . . .

„Und ich hätt's für keinen anderen getan! Und meinem leibhaftigen Bruder hätt' ich's nich' billiger machen können!"

Die Sache ist zwar teuer, aber man freut sich ja so, der Peinlichkeit entronnen zu sein —

Drei solcher guten Männer waren bald meine häu-

figen Besucher in der Redaktion. Die Leute waren auch von einer fabelhaften Anständigkeit; sie schienen gar nicht überrascht zu sein, wenn eine Zahlung nicht prompt erfolgte: Man hatte dann gar nichts weiteres zu tun, als irgend eine neue Versicherung abzuschließen. Wenn irgend jemand mir nachweisen kann, daß ich damals nicht in aller und jeder Beziehung und mit allen Möglichkeiten und Unwahrscheinlichkeiten versichert war bis zu der Versicherung gegen Kursverluste — dann zahle ich diesem klugen Mann einen Taler in Gold! Die Versicherung, die ich damals nicht trug, soll erst mal einer entdecken! Die Leute waren aber auch zu nett. Sie diskontierten sogar meine Honoraransprüche an irgend eine Zeitung, die Geschichten von mir angenommen hatte, und ich war dankbar, daß sie sich dabei mit dem kläglichen Gewinn von schäbigen fünfzig Prozent begnügten. Nun, sie haben alle ihr Geld gekriegt, diese tüchtigen Geschäftsleute. Einmal freilich war es mir fast zumute, zum Kadi zu laufen. Da hatte nach so ungefähr sieben Jahren ein guter Mann mir eine Rechnung über solch eine Transaktion präsentiert, die aus der ursprünglichen Schuld von achthundert Mark zu dem lieblichen Betrag von sechstausend Mark erwachsen war. Aber schließlich lachte ich und bezahlte; bezahlte meine eigene Torheit, wie das richtig und in Ordnung war. Es gab aber noch andere Herrschaften des Geldes! So lernte ich zum Beispiel einen Wohltäter der Menschheit kennen, der mir vorrechnete, daß er mit einigen hundert Mark mein Glück in Pferderennen machen würde; denn er sei sachverständig und außerdem überaus glückhaft. Der Mann hat mich nur einige hundert Mark gekostet; er war ziemlich billig.

So standen die Dinge mit dem lieben Geld. Wenn man daran zurückdenkt, lacht man wie toll! Dann aber wird man ernsthaft! Es war doch schade um das schöne Geld; denn auch Geld ist Saft des Lebens.

Damals waren sie Kleinigkeiten für mich, diese Geldgeschichten!

Mir gehörte doch bestimmt das Übermorgen!

* * *

Als Monat um Monat vergangen war, kam auf einmal in den düsteren Redaktionsraum mit dem großen Tisch die Zwietracht. Verlag und Redaktion lagen im Kampf. Es handelte sich im Grunde um Belanglosigkeiten. Verleger, die in endlosen Mühen den geschäftlichen Bau einer Zeitung errichten, und Redakteure, die in rastloser Arbeit das Kunstwerk einer Zeitung formen, neigen sonderbarerweise sehr leicht dazu, sich zu bekämpfen. Der Verlag hatte jenen Standpunkt. Die Redaktion hatte diesen Standpunkt. Der Verlag hatte über Angelegenheiten verfügt, die nur die Redaktion angingen. Der Verlag ließ an Selbstbewußtsein nichts zu wünschen übrig. Die Redaktion hatte so viel Selbstbewußtsein, daß sie noch mehrere Personen mit diesem Artikel hätte versorgen können. Angebliche Grundsätze bekämpften angebliche Grundsätze. Die Unterredungen bekamen scharfe stachelige Spitzen. Die menschliche Eitelkeit trat hinzu. Eines Morgens trat der Verleger in die Redaktion, aufgeregt, mit gerötetem Kopf.

„Ich muß doch sehr bitten —"

„Ich muß im Gegenteil mich dringend beschweren —"

„Der Verlag muß darauf bestehen —"

„Ich behalte mir als Chefredakteur vor, gänzlich unabhängig über den Inhalt des redaktionellen Teils zu verfügen —"

So ungefähr begann es. Es setzte sich fort in einer leidenschaftlich vorgetragenen gegenseitigen Sündenliste. Es endete damit, daß die beiden in Betracht kommenden Redakteure, der Chefredakteur und ich, plötzlich Knall und Fall erklärten, unter solchen Verhältnissen unter gar keinen Umständen weiter arbeiten zu können. Wir machten die Nummer der Zeitung fertig und legten die Arbeit nieder. Der Fall war höchst unangenehm für die Zeitung; er sollte höchst unangenehm für uns werden —

Der Chefredakteur und ich steckten die Köpfe zusammen, nachdem wir durch logische Gedankenerforschung zu dem Ergebnis gekommen waren, daß wir gar nicht anders hätten handeln können, und berieten über die Dinge der Zukunft. Dieser Chefredakteur besitzt jetzt eine eigene Zeitung. Es möge ihm gut ergehen bis ans Ende der Tage.

Wir beschlossen, eine hamburgische Zeitungskorrespondenz zu gründen. Bei unseren Verbindungen schien das aussichtsreich. So entstand das Hanseatische Presse-Büro; ein Gebilde, das schon im Werden den Keim zum Untergang in sich trug. Das war meine Schuld allein. Denn ich hatte darauf gedrungen, daß wir anspruchsvolle Räume mieteten, und sie anspruchsvoll ausstatteten, und im großen Stil arbeiteten. Als Idee war dieses Verfahren richtig, aber praktisch scheiterte es am Geldpunkt. Das alles kostete Geld. Das Geldkönnen des Chefredakteurs aber hatte seine Grenzen, und ich konnte nur im Anfang Geld zum Einschießen borgen.

Unser Pressebüro war sofort ein journalistischer Erfolg. Nicht nur die Hamburger Zeitungen druckten uns, sondern auch zahlreiche auswärtige. Wir verdienten gut. Aber die Spesen unseres von vornherein zu groß angelegten Betriebes fraßen uns auf. Schon im ersten Monat waren Gehälter und Miete ein Problem. Schlimmer noch war die Trübung des Verhältnisses zwischen dem Chefredakteur und mir durch meine persönlichen Geldangelegenheiten. Denn ich steckte auf einmal klaftertief in Nöten. Wir brauchten Geld, um uns über die erste Zeit hinwegzuhelfen. Ich konnte nichts herbeischaffen. Ich mußte im Gegenteil die Einnahmen in Anspruch nehmen. Zuerst war der eine Versicherungsmann mißtrauisch geworden, der zuletzt Geld gegeben hatte. Ich hielt die Abschlagszahlungen nicht ein. Er mag Angst bekommen haben, weil ich nun nicht mehr die feste Stellung und das sichere pfändbare Gehalt der Zeitung hatte. Genau so schlau waren auch die anderen gefälligen Männer. Sie wurden auf einmal ungefällig und unfreundlich. Sie erkannten, daß das Geschäft zum Abwickeln reif war. Sie hielten die Taschen zu, redeten mit den Händen, und zuckten die Achseln. Sie klagten. Die Zahlungsbefehle kamen, die Zustellungen, die Fristtermine der Rechtsanwälte. In Folgeerscheinung kamen die Gerichtsvollzieher auf den Plan. Ich war der Fuchs vor der Meute. Der Chefredakteur schlug die Hände über dem Kopf zusammen. Unser Verhältnis wurde verstimmt. Als einmal der Gerichtsvollzieher seine Marke mit dem ominösen Adler auf den Schreibtisch aufklebte, der doch dem Chefredakteur gehörte, wurde der Chefredakteur noch verstimmter.

Das Ende kam dann schnell. Dem armen gehetzten

Fuchs zeigte sich zwar noch ein rettender Schlupf. Ein guter Freund empfahl ein Rennpferd, das unbedingt gewinnen mußte. Der Gaul gewann — bis zum zweiten Pfosten vor dem Richterstand. Dort trat er in ein Loch im Rasen und brach zusammen. Ich mit ihm.

— — — — — — — — — — —

Der Teufel war los.

Es war im Hochsommer. Ich lief durch die heißen Straßen und mühte mich vergeblich, in die Verworrenheit Klarheit zu bringen. Meine Mitarbeiterschaft an auswärtigen Zeitungen mußte ich ausbauen, mußte scharf arbeiten, mußte eine neue Redaktionsstellung erlangen, mußte mit den jetzt so ungefälligen Leuten Abmachungen treffen. Es wäre nicht allzu schwierig gewesen, den festgefahrenen Karren mit Rücken und Schieben wieder zurecht zu ziehen, denn später ist mir das in kurzer Zeit gelungen. Aber da versagte ich plötzlich. Es war die Torheit des Nervenverlierens im schlimmsten Augenblick; die Torheit, die eine der zerstörendsten Kräfte im Menschenleben ist.

Meine Nerven versagten.

Ständig lag es auf dem Hirn wie dumpfer Druck. Es gibt wenig Menschen gerade heute in dieser nervenzerrüttenden Zeit, die diese bösen Zeichen nicht kennen. Die Augen sind müde. Man hat ein Gefühl, als lasteten auf den Augenlidern niederdrückende Gewichte. Der Nacken schmerzt, da, wo die letzten Halswirbel sind, als ob schwere Last drücke. Das Herz klopft rascher. Über den Rücken geht sonderbares Rieseln, das den Menschen erschauern läßt, als ob er fröstele. Im Hirn tanzt die Sorge wilde Tänze, allen Gedankenraum brutal beanspruchend. Eine Tür schlägt zu, und du springst

entsetzt auf; eine Klingel läutet, und du horchst angstvoll auf neue Hiobsbotschaft. Du willst einen Gedanken schmieden, und der Gehirnhammer liegt so furchtbar schwer da, daß dir das Heben nie gelingt und stets der Schlag versagt. Du willst arbeiten, und die Sorgengedanken umtanzen dich höhnisch und kichern, das hätte ja doch keinen Sinn. Du starrst schlaflos in schwarze Nacht und immer ist es dunkel. Immer ist die Sorge da, und immer tiefer wühlst du dich hinein in Ohnmacht und Verzweiflung.

— — — — — — — — — — —

Ich hatte in Zürich die Zeitung aufgesucht, mit der ich schon lange in Verbindung stand, hatte Tag und Nacht gearbeitet. Eines Abends saß ich wieder da und versuchte, zu schreiben. Aber es ging nicht recht. Die Gedanken irrten ab —

So hatte ich das gewollt, so hatte ich jenes gemeint, so war das doch unbedingt richtig gewesen — Herrgott, das war ja närrisch, das war alles Unsinn . . .

Hatte ich nicht gearbeitet wie ein Tier?

Hatte ich nicht gerungen?

War ich nicht trotz allem stark und erfolgreich gewesen? Bis auf den Rechenfehler?

Verdiente ich das?

Und auf einmal sah ich die Zusammenhänge, urplötzlich, wie erleuchtet, erkannte die Torheit, begriff die Narretei. Da packte mich der Ekel und die Verzweiflung. In Ekel aber und Verzweiflung drängte sich unbeschreibliche Sehnsucht nach einem harten Männerleben, in dem man sich nicht herumquälen mußte mit Geld und Vorsicht, immer Schildwache stehend vor Sturm und Drang in Herz und Hirn, sondern wo es hart auf hart

herging. Zum Teufel mit dem Geschreibe! Ich sah mich mit dem Gewehr in der Faust, ich hörte rollendes Feuerknattern, ich stürmte gegen den Feind. Das war noch ein Leben, in dem man sich den Teufel zu kümmern brauchte um seine Seele, und das Unglück leicht vergaß im Waffenklirren. Es graute mir vor dem engen Zimmer, und dem beschriebenen Papier auf dem Tisch, und der schwarzglitzernden Tinte im Tintenfaß —

So wurde der Entschluß gefaßt. Die nächste Möglichkeit für Krieg und Abenteuer schien die französische Fremdenlegion. Am anderen Morgen fuhr ich von Zürich ab, nach Belfort. Belfort war französische Festung. Ohne Zweifel mußte es ganz einfach sein, sich dort für die Fremdenlegion anwerben zu lassen.

Am Tag darauf war ich angeworben.

Einen Tag später war ich auf dem Wege nach Afrika.

Von einer Todschande der Franzosen*)

Was ich in der Legion suchte und was ich fand. — Auch hier das Geld! — Ich werde Steinzeitmensch. — Ich brauche keine schwarze Schmach; mir genügt die Fremdenlegion. — Mein Kampf gegen die Legionsschmach. — Die Gegenwart und die Fremdenlegion. — Die geglückte Flucht. — Durch Italien nach Innsbruck.

Ich war der Legionär Nummer 17 889.

Ich suchte in der Fremdenlegion: Rauhes Landsknechtstum; Kampf; Vergessen.

* Mein Erleben in der französischen Fremdenlegion erforderte ein eigenes Buch. Dieses Buch ist im Jahre 1908 geschrieben worden und unter dem Titel „In der Fremdenlegion, Erinnerungen und Eindrücke", im Verlag Robert Lutz, Stuttgart, erschienen. Der Verfasser.

Ich fand in der Fremdenlegion: Den kleinlichsten Gamaschendienst, den es jemals irgendwo zu irgend welcher Zeit gegeben hat; die Herabwürdigung von Soldaten zu versklavten Arbeitsknechten; das große Wucherergeschäft mit Menschenware. Und ich fand auch nicht Vergessen und Versinken, sondern die Widerwärtigkeit jedes Tages zwang mit Gewalt zum Erinnern . . .

Schon auf dem Schiff warf einem der Koch das Futter mit Verachtung hin. Man schlief im Raum zwischen Kisten und Ballen. Zudecken konnte man sich mit dem, was man besaß; so man noch etwas besaß. In Oran wurde man in ein dunkles Loch gesperrt, dessen Vorzüge harte Holzpritschen waren und einige verlauste Decken. Auf dem Kasernenhof in Sidi-bel-Abbès, dem Standort des ersten Regiments der Fremdenlegion, empfing uns ein wirrer Haufe von Legionären, die uns gröhlend auseinandersetzten, wie unendlich, unbeschreiblich, wahnsinnig dumm wir gewesen seien, auf diesen verdammten Legionsschwindel hereinzufallen! Gerade so dumm wie sie. Am ersten Tag mußten die Zivilkleider verkauft werden. Algerische Juden streckten gierig die Arme durch das Gitter der Hintertüre des Kasernenhofs und ihre schmutzigen Hände betasteten die Kleidungsstücke. Ein paar Franken wechselten ihre Besitzer. Einige Tage darauf merkte man, denn in der Fremdenlegion wird alle fünf Tage abgelöhnt, daß man einen Sold von fünf Centimes im Tag bekam. Das waren damals, als der Begriff Valuta sich noch auf Bankkreise beschränkte, fast genau vier Pfennige. Und mittlerweile schon hatte ich erkannt, daß in dieser Fremdenlegion, in die ich vor dem Geld geflüchtet war, das

Geld die einzige, die große und die ausschlaggebende Rolle spielte.

Mit den paar hundert Mark, die ich noch besaß, war ich Herr und Gebieter, hoch zu schätzender Freund, einflußreicher Ratgeber. In meiner Korporalschaft drängte man sich dazu, mir das Bett zu machen und mir die Stiefel zu putzen. Denn fürstlicher Reichtum war mein eigen. In der Legion wird aller Geldwert umgerechnet in Wein. Die Flasche algerischen Rotweins, der gar nicht schlecht war, obgleich er aus vierter oder fünfter Kelterung zusammengepantscht wurde, kostete je nach dem Gewächs von vier bis zu zehn Centimes. Bei Gott, ich hätte mit meinen paar hundert Mark die ganze Kaserne von Sidi-bel-Abbès in Wein ersäufen können und vielleicht den bildschönsten Legionärsaufstand inszenieren, den Algier je erlebte. Aber mich kam nur der große Ekel an. Es dauerte nicht einmal Wochen, bis ich nicht nur fühlte sondern mit tödlicher Sicherheit wußte, daß ich den allerdümmsten Streich meines Lebens gemacht hatte.

Da kroch ich in mich hinein.

Wenn es mir im Leben so recht erbärmlich ging, dann bin ich immer in mich selber hineingekrochen und hab' nicht nach links geschaut noch nach rechts, hab' auch mit keinem Menschen gesprochen und keinem Menschen etwas vorgeklagt, sondern hab' mir auszudeuten versucht, im Wachen und im Träumen: Das ist falsch! Was ist richtig? Was mußt du tun? Wie kannst du es ändern?

Es war die Gier nach meinem bißchen Geld, die mir die armen Teufel um mich zuerst in falschem Licht erscheinen ließ. Das Geld schmiß ich hin. Die Gie-

rigen verachtete ich. Ich wurde wie der Steinzeitmensch. Ich schlug nach jedem, der mir in die Nähe kam. Ich zog Kreidestriche um mein Legionärsbett. Wer über diesen Kreidestrich schritt, wenn ich auf diesem Bett saß oder lag, ohne mich um Erlaubnis gebeten zu haben, dem sauste die Faust ins Gesicht. Ich war sehr kräftig und ein guter Boxer. Man fürchtete mich.

So war ich unter Kameraden. Als Legionär tat ich meine Pflicht. Ich war einmal da und hatte meinen Dienst zu tun. Ich hielt den Mund. Ich war der beste Schütze in meiner Kompagnie. Ich war der beste Läufer in meiner Kompagnie. Ich wurde auch geschätzt. Es dauerte gar nicht lange, da ließ mich der Kapitän holen und eröffnete mir, daß er mich in nächster Zeit in die Unteroffiziersschule schicken wolle: Denn ich war ja offenbar ausgezeichnetes Legionsmaterial; kräftig, gesund, und obendrein intelligent. Ich hörte zu und dachte dabei: Ich weiß nicht, was mir bevorsteht. Aber das eine weiß ich — dieses Soldatentum, dieses Leben, dieser Unteroffiziersblödsinn, die haben mich nicht lange! Und ich kroch in mich hinein und grübelte.

Geschadet hat mir die Fremdenlegion nicht, glaube ich; ich bin mit ihr recht und schlecht fertig geworden. Das war sicher eine Art von primitivster Kraft. Wenn die Fäuste noch stark sind und man an den Schenkelmuskeln ein Holzscheit zerbrechen kann, dann vermag einem der Teufel nicht viel anzuhaben und die französische Fremdenlegion auch nicht . . .

Aber es kam doch bald ein Umschwung. So verstumpft und vertiert war ich denn doch noch nicht, daß ich nicht endlich sah und hörte, was um mich vorging. Die Kameraden waren ekelhaft in ihren Gaunereien,

die sich um eine Flasche Wein herum drehten. Sie wurden Menschen, wenn sie nach vierzig Kilometern Wüstenmarsch sich stöhnend hinwarfen. Dann war der Mann neben mir der Mensch, der litt wie ich. Wenn wir, in den paar Schießereien an der Sahara-Grenze, die ich mitmachte, zusammenstanden und feuerten — dann war der Mensch neben mir mein inniger Freund. Wenn die Leichen hereingebracht wurden von einsamen Vorposten, geschändet von Araberweibern, dann entflammte uns der gemeinsame Rachedurst. Und ich sah, wie arm diese Menschen neben mir und um mich waren, und wie wenig diese ekelhaften Kniffe und Pfiffe um einen Trunk Wein ihnen selbst zur Last fielen. Sie logen und betrogen, sie schwindelten und verrieten; aber auf entsetzlichem Marsch und im Kampf um Leben und Tod waren sie meinesgleichen und getreue Freunde. Lange Zeit hindurch konnte ich den Wein herbeischaffen, der alles bedeutet im Leben des Legionärs. Denn den Tabak bekommt er geliefert. Als das Bargeld verschwunden war, sorgte eine Taschenuhr für neue Werte. Es kam dann noch eine Kette daran. Und nach Überlegung stellte sich heraus, daß ein Fremdenlegionär doch wahrlich keinen Ring brauchte. Das Bargeld hatte ich in Verachtung ausgegeben; den Wein für die Uhr und die Kette und den Ring gab ich in Liebe. Vier Pfennige im Tag bekamen sie! Und wenn sie sie abgedient hatten, die fünf Jahre, dann standen sie bettelarm da und ihre Hoffnung war: Irgend eine Arbeit irgendwo im schwersten Arbeitsgetriebe der Welt zu finden! Fanden sie diese Arbeit nicht, so ging es wieder in die Fremdenlegion zurück. Unterdessen aber hatten sie die beste Aussicht, an Fiebern zu sterben, im

Marsch am Hitzschlag zusammenzubrechen, in Durst und Hunger irgendwo zu verrecken, und in einem Sandloch begraben zu werden. Dies aussichtsvolle Dasein wurde ihnen versüßt durch fürchterliche Strafen. Wenn einer so dumm war und einem Vorgesetzten eine freche Antwort gegeben hatte, dann konnte ihn eine verlorene Halsbinde ins Zuchthaus bringen, und Zuchthaus im französischen Afrika bedeutet Zwangsarbeit unter Verhältnissen, die für den Tod garantieren.

Es schien mir, als seien die alten Geschichten von da drüben in Amerika über Negersklaverei und Peitschenhiebe nur eine bläßliche und unbedeutende Vergangenheitssache. Den wirklichen Handel mit Menschenware verstand nur Frankreich, und die wahrhafte Gemeinheit in der Behandlung von Menschen war nur Frankreich eigen! Damals fing ich an, Frankreich zu hassen, und dieser Haß ist mir geblieben, und dieser Haß soll mir bleiben bis an mein Lebensende.

Ich brauche keine schwarze Schmach: Mir genügt die Fremdenlegion.

Wer so mit Menschenware handeln konnte, durch viele Jahrzehnte hindurch, und wer so billig gekaufte Menschenware auch noch wie räudige Hunde behandelte, der ist gerichtet für alle Zeiten.

Nein, ich brauche keine schwarze Schmach.

Mir genügt die Erinnerung an mein Erleben in der Fremdenlegion, um zu wissen, daß das Volk der Franzosen Todschmach auf sich geladen hat.

Es wird einmal eine Zeit kommen, in der die Völker der Welt erkennen, daß einzig und allein diese Nation der kleinen Rentnergier, der fein gedrechselten Worte, der schön geschminkten Lüge — die wirkliche Weltgefahr

bedeutet! Frankreich wird einmal untergehen. Schon durch seine Fremdenlegion hat es für mich den Untergang verdient.

So lebte ich mit den armen Teufeln, die sich der französische Imperialismus für vier Pfennige im Tag gekauft hatte.

An mich selbst dachte ich wenig.

Es schwirrte einem da jeden Tag um die Ohren herum von Fluchtplänen und Fluchtmöglichkeiten, aber ich war doch eine Art Steinzeitmensch geworden, der aus primitivem Instinkt den Boden prüfte, auf den er trat. Ich lief nicht hinaus in die Wüste auf gut Glück! Ich lachte grimmig, wenn ein Verzweifelter wieder einmal vorschlug, man müßte in der Nacht losrennen und sich nach Marokko durchschlagen. Ich wußte ganz genau: Zu einer Flucht aus der Fremdenlegion gehört Geld. Sie mußte mit den einfachsten Mitteln, auf Eisenbahn und Schiff, unternommen werden; denn man traut einem Legionär alles zu, in Algier, aus langer Erfahrung, nur nicht den Besitz von Geld, das eine Eisenbahnfahrkarte bezahlen und ein Schiffsbillett lösen konnte.

Eines Tages traf ein Brief meiner Mutter ein. Später folgten andere Briefe. Die Mutter, denn Mütter wissen, wie es aussieht in den Söhnen, hatte auf gut Glück an das französische Kriegsministerium geschrieben; und so war es endlich herausgekommen, daß ich in der Fremdenlegion war. Denn kein Mensch hatte von mir einen Brief erhalten. Nicht viele Tage später kam dann wiederum ein Brief aus München, mit vielem Geld.

Und da entfloh ich aus der Fremdenlegion.

— — — — — — — — — — —

In späteren Jahren habe ich im Kampf gegen die Fremdenlegion getan, was Hirnkraft nur zu tun vermochte. Es ist mir eine grimmige Freude, wenn ich daran denke, daß mein Buch über die französische Fremdenlegion den Franzosen sehr unbequem gewesen ist. Ich denke an den Pressekampf mit La France Militaire, dem französischen Armeeblatt, nach Erscheinen des Buches, mit dem Matin, mit dem Figaro, mit dem Temps. Ich erinnere mich noch an die Briefe von französischen Offizieren, die mir die Greuel wegzubeweisen versuchten, das ausbeuterische Schmutzgeschäft der täglichen vier Pfennige aber wohl oder übel zugeben mußten. Ich erinnere mich mit Freuden an die starke Bewegung gegen die Fremdenlegion, die in Deutschland einsetzte; an das Mühen von Regierungsstellen und Vereinen, das so manchen Deutschen vor dem afrikanischen Grauen rettete; an die vielen Legionäre, die zu mir kamen und denen ich helfen konnte. Ich denke sogar mit Genugtuung an das schlechte Theaterstück, das ich später einmal schrieb, den „Cafard", denn das war auch eine Waffe in dem deutschen Kampf gegen die afrikanische Niedertracht Frankreichs. Besonderes Vergnügen aber macht es mir, wenn ich an meinen englischen Verleger denke, der die englische Ausgabe meines Legionsbuches in Tausenden von Bänden über Great Britain und die Dominions hingeworfen hat. Der dicke Band im rostbraunen Einband steht im Bücherständer so manchen englischen Hauses, und seine Lektüre hat damals bei den jetzigen englischen Angehörigen der Allied und Associated Nations starke Entrüstung über die französische Fremdenlegion hervorgerufen. Es gibt auch eine dänische Ausgabe dieses Buches, und

eine holländische. Diese Bücher wurden gelesen —

Der Kampf versprach Erfolg.

Er ist letzten Endes nutzlos gewesen.

Ich bekam einmal, als ich im großen Krieg in einem Erdloch lag, von der Ordonnanz, die Befehle, Briefe, und Essen brachte, auch einen Brief von einem Mann von Gewicht. Ich wurde in diesem Brief gebeten, ich möchte doch nicht vergessen, das Meinige mitzutun, damit in die deutschen Friedensbedingungen die Forderung eingefügt würde: Frankreich schafft die Fremdenlegion ab! Das alte Grauen überkam mich in diesem Erdloch, als ich den Brief las, und ich richtete mich auf und schrieb Briefe an einflußreiche Leute. Die zustimmenden Antworten kamen. Dem afrikanischen Schrecken mußte der Garaus gemacht werden, möglichst ganz, sicher aber, soweit Deutsche in Betracht kamen!

Und es ist alles anders gekommen.

Und in der bösen Zeit jetzt denken Deutsche kaum an die Deutschen in der französischen Fremdenlegion.

Die Fremdenlegion aber lebt.

Vor einiger Zeit erfuhr ich, ein befreundeter Fliegeroffizier wolle in die Fremdenlegion, weil er hungerte und keinen Ausweg mehr sah. Mein Brief hat ihm den dummen Gedanken aus dem Kopf getrieben. Er fand den Ausweg. Doch in uns Deutschen steckt tief die abenteuerliche Lust am Landsknechttum. Es hat immer deutsche Landsknechte gegeben, und es wird immer deutsche Landsknechte geben. Es wird auch immer deutsche Toren geben, die frischen frohen Kampf und Möglichkeit des Emporsteigens für den Tapferen in der Fremdenlegion suchen. Wir sollten inmitten der

Nöte, die uns drücken, inmitten des Kampfes um Leben und Tod, in dem wir stehen, noch ein wenig Zeit und Kraft übrig haben, solche armen Teufel zu warnen und alles zu tun, was wir nur können, um ihre letzte Torheit zu verhindern. Unter gar keinen Umständen, in keiner Lebenslage, ist die Fremdenlegion jemals ein Ausweg, es sei denn der eines verkappten Selbstmordes.

Die Fremdenlegion ist heute noch wie damals: Nichts und aber nichts als ein schmieriger Handel mit Menschenware! Ihre Löhnung mag etwas höher sein. Die Verhältnisse selbst haben sich nicht geändert. Solch ein Deutscher, der heute in die Fremdenlegion geht, wird in erster Linie arbeiten müssen, und dann erst wird er Soldat sein, und zwar schlecht behandelter Soldat, und letzten Endes wird er sich nach fünf Jahren ausrechnen können, daß er in einem deutschen Kohlenbergwerk mehr verdient hätte in einem Monat, als in der Fremdenlegion in den ganzen fünf Jahren. Niemals wußten die Franzosen besser wie heute, wie gut das deutsche, obendrein kriegsgewohnte Menschenmaterial für ihr verruchtes Legionsgeschäft ist! Niemals hatten sie leichteres Spiel. Sie können sich ja heute rühren in Deutschland, die Franzosen. Ein Fall nach dem anderen wird bekannt aus dem Rheinland, vor allem aus dem besetzten Gebiet, daß unter den trügerischsten Vorspiegelungen Deutsche in die Fremdenlegion gelockt worden sind. Es ist festgestellt, daß eine Werbeorganisation besteht, wohlbezahlt und gut geleitet, zu der sogar deutsche Schufte gehören, die sich an Arbeitslose heranmachen und sie zum Eintritt in die Legion verführen. Das spielt sich nicht nur im Rheinland ab, sondern sogar aus Städten im Herzen Deutschlands sind Men-

schen zur Legion verschleppt worden. In Oberschlesien treiben die Werber besonders ihr einträgliches Spiel. Das ist erwiesen. Auch die Methode wurde aufgedeckt. Der Unglückliche bekommt eine Fahrkarte, sagen wir von Breslau nach Dresden. In Dresden erwartet ihn ein Mann am Bahnhof, der ihm eine Fahrkarte nach Berlin einhändigt und fünfzig Mark Wegzehrung. In Berlin erwartet ihn ein anderer Mann, der ihm die Fahrkarte nach Düsseldorf einhändigt und wieder fünfzig Mark Wegzehrung. Und von Düsseldorf aus geht es weiter . . .

In die Sklaverei! Nach wenigen Wochen schon wird dieser Deutsche die größte Torheit seines Lebens verfluchen. Dabei weiß er noch nicht einmal, daß seine Torheit wahrscheinlich die letzte seines Lebens war.

— — — — — — — — — — —

Ich will hier wahrhaftig nicht verspätete Weisheit predigen. Mögen Tollköpfe ihre Tollheit austoben, wie ich es getan habe! Aber mein Erleben gibt mir wohl das Recht, andere vor der Menschenfalle zu warnen. Wer da hineinfällt, stürzt in das Verderben. Der junge Deutsche mag den Abenteurerdrang austoben, wo er will; nur nicht in der französischen Fremdenlegion. Wer seine Knochen für dieses niederträchtigste Unternehmen wucherischer Ausbeutung, das die Welt je gekannt hat, hergibt, der ist wahrlich ein Narr! Es ist fast unbegreiflich, daß die Fremdenlegion überhaupt noch existieren kann in einer Zeit, die den Achtstundenwert menschlicher Arbeit, gewöhnlicher Körperarbeit besonders, so stark betont wie unsere Gegenwart.

Möchten die Sozialisten in Frankreich doch einmal die Fremdenlegion nachprüfen auf die Ausbeutung hin!

Aber da hört der Internationalismus auf. Und warum ist noch kein deutscher Sozialist auf den Gedanken gekommen, diesen gräßlichen französischen Verschleiß von Menschenleben an den Pranger zu stellen? Wann kommt der deutsche Staatsmann, der den Poincarés die Legionsschande entgegenhält? Wo ist denn jenes „Weltgewissen", das endlich der hundertjährigen Legionsschande ein Ende macht?

Immer noch bekommt die Fremdenlegion ihr deutsches Futter.

Daß sie es nicht mehr bekomme, dafür sollten wir trotz aller Not sorgen!

Und ich hoffe, daß mein Sohn später einmal dazu mithelfen wird, Frankreich neben anderen Rechnungen auch die zu präsentieren, die Sühne für das vergeudete deutsche Blut in der französischen Fremdenlegion fordert.

* * *

Spät am Morgen erst erwachte ich. Aus dem winzigen Fenster des Giebelstübchens der Osteria sah ich, glänzend im Sonnenlicht, ein Stück blanken Schienengeleises. Ich nickte hinüber zu dem sonnenflimmernden Stahl. Auf diesen Schienen war gestern in dunkler Nacht der Zug dahergefahren, der mich, den Flüchtling aus der Fremdenlegion, von Marseille nach der italienischen Grenze gebracht hatte. In dem schmutzigen gelben Häuschen da drüben dicht am Schienengeleise hatte ich noch in der Nacht die kurzen Telegramme ausgegeben, die berichteten: Ich bin frei —

Die blauen, roten, gelben Flecke in der Lichtflut da draußen, das waren die Häuserchen von Ventimiglia. Ventimiglia war die Grenzstation. Ventimiglia lag auf italienischem Grund und Boden. Ich war frei!

In tiefem Blau leuchtete der Himmel. Von den Rändern einer breiten gelben Straße funkelte blaues Wasser, so blau, daß die strahlende Himmelsfarbe matt erschien. Ich war an der Riviera. Ich war in Italien. Ich war frei —

Halbnackt ging ich auf und ab in dem Giebelzimmerchen und sah hinaus in den Sonnenschein. Ich reckte die Arme und sog die Luft ein. Klar stand das Vergangene vor mir. Ich sah mich auf der Lehmmauer hinschreiten und herschreiten als Schildwache. Da kam der Korporal. Er brachte den Brief. Die Ablösung kam. Ich saß in der engen Wachtstube. Ich schritt aus der Legionskaserne, handelte mit dem spanischen Juden um die Zivilkleider, stand im dunklen Palmenhain, hastig die Uniformstücke abstreifend, während drüben im Offizierskasino die Walzerweisen lachten. Und dann jagte ich wie gehetztes Wild dahin auf den Schienengeleisen, keuchend, die Fußsohlen brennend, das Herz hämmernd, die Lungen stöhnend. Ich erlebte die furchtbare Angst, in Oran, dem Hafenort, als die französische Polizei mich nach meinen Papieren befragte; ich war noch einmal in Marseille, entsetzt horchend in dem kleinen Hotel auf jeden Fußtritt.

Und da draußen lachte die italienische Sonne und ich war frei!

Da warf ich alles weit von mir weg und stand frisch da, bereit zum Kampf, mir der Kraft bewußt. Ich lachte, als ich mich in dem halb blinden Spiegel beguckte; die hageren, mageren Gesichtslinien unter dem kahlgeschorenen Schädel. Ich lachte, daß mir die Zahnbürste fehlte. Ich lachte, wenn es auch ein Lachen aus schiefem Mundwinkel war, als ich in die abgetragene

Hose fuhr, die mir der algerische Jude verkauft hatte, und lachte über den schäbigen Rock, den gottweißwer auf dem Leib getragen haben mochte vor mir. Ich lachte über die Stiefel, deren Nägel peinigten und deren hartes Leder drückte —

— — — — — — — — — — —

Im gelben Sand am blauen Meer saß ich da und überlegte hin und her.

Was nun?

Was tun?

Ich wäre gern nach München gegangen zur Mutter. Diese Sehnsucht und dieses Denken wischte ich schleunigst aus. Der Mensch soll die Menschen, die ihn lieben, nicht allzusehr belasten; man tanzt vor seinen Menschen nicht in ausgefranzten Hosen herum und man zeigt ihnen nicht die schmutzige Sorge, die frißt und beißt wie übles Ungeziefer. In München zog ich einmal ein, wenn das Ziel erreicht war, mit flatternden Fahnen; vorher nicht. Das mußte verdient werden. Die Schulden mußten vorher bezahlt werden. Nun, die Herren Wucherer mochten warten; das schadete ihnen gar nichts. Es wäre närrisch gewesen, hätte ich mich in den Machtbereich des Gerichtsvollziehers begeben, der einem die Steine vor die Beine schmiß, die Steine ausgeklagter Forderungen, diese Steine der Pfändung, des Offenbarungseides; diese Steine mit dem schönen Siegel und dem „von rechtswegen". Sie konnten warten, die Wucherer! Wie lange sie wohl zu warten haben würden? Doch das wird sich ergeben; was geht mich das jetzt an?

Was tun?

Wieder Geschichten schreiben mußte ich. Das war das Richtige.

Aber wo?

Einen Augenblick lang kam mir der Gedanke an ein stilles Dörfchen irgendwo im Italienland; mit einem Zimmer in einsamem Häuschen unter lachender Sonne, unter strotzenden Weinbergen, mit lustiger italienischer Sparsamkeit. Da saß dann der verrückte Deutsche und dichtete. Die Frauengesichter lachten aus blauen und roten Kopftüchern heraus. Die bambinos kreischten, den gutmütigen Fremden um Zuckerle und Kupferstücke anbettelnd. Da war dann vielleicht auch ein flaches Hausdach, auf dem man auf- und abschreiten konnte. Hatte nicht auf solchem Dach Scheffel die Verse geschmiedet und den köstlichen Wein getrunken? Den guten roten Wein, den man sich einschenkte aus bauchigen Strohflaschen! Das lockte! Doch weg damit! Deutsch mußte gesprochen werden, wo ich mir das neue Leben erarbeitete. Da war die Schweiz; die Schweiz war teuer. Da war Tirol; Tirol war das Richtige; Tirol mußte es sein. Denn Tirol war gutes deutsches Land, und es mußte sich gut leben lassen und besser arbeiten inmitten seiner Berge. Und der Ort? Ich verfiel so von ungefähr auf Innsbruck. Als ich noch ein kleiner Bub' war, hatte mich mein Vater einmal mitgenommen in die Tiroler Berge. In Innsbruck hatten wir im Grauen Bären gewohnt, und Innsbruck war so schön gewesen. Die Angelegenheit war erledigt: Auf nach Innsbruck!

So traf ich damals Entscheidungen! — Eine Weile noch saß ich da im gelben Sand. Unwillkürlich begann ich, zu errechnen, wieviele Geschichten wohl notwendig

waren, um alle diese Hamburger Geschichten zu bezahlen. Aber zum Teufel mit dem Gerechne! Auf nach Innsbruck! An die Arbeit!

— — — — — — — — — — —

Vielleicht ist noch nie ein deutscher Mann so grenzenlos gleichgültig durch Italien geeilt, als ich es tat. Es war im frühen Frühling und die Sonne brannte schon heiß. Ich saß tagelang auf den harten Bänken der verschmutzten untersten Wagenklasse, zwischen Frauen mit knallroten und tiefblauen Kopftüchern, verschwitzten Landarbeitern, schwärzlichen Pfarrern mit speckigen Soutanen. San Remo — Genua — Stadt auf Stadt, Bahnhof auf Bahnhof — in Verona überschlug ich einen Zug, weil ich mir dorthin postlagernd Telegramme bestellt hatte. Das Telegramm aus München freute sich über Innsbruck. Von Verona sah ich nichts. Auf dem Marktplatz betrachtete ich verwittertes rotes Ziegelsteingemäuer, das im gewaltigen Bogen eine weite Fläche umfaßte. Es schien mir, als müßte das ein Zirkus aus der alten Römerzeit sein. Was kümmerten mich Zirkusse der alten Römer! Ich freute mich vielmehr, als ich in einem Loggiagäßchen eine deutsche Buchhandlung entdeckte. Ich kaufte begeistert ein halbes Dutzend Engelhornbände, denn beim Anblick der deutschen Letternzeichen packte mich eine wahre Gier.

Verona. Ala. Die Berge. Bozen.

Eine Nacht in Bozen; in einem blitzsauberen Tiroler Stübchen mit blütenweißem Bett und sandgescheuertem weißem Boden. Der billige Personenzug ging erst am nächsten Morgen weiter. Dann Innsbruck —

— — — — — — — — — — —

Ich blieb gebannt, entzückt stehen, als sich vor mir

die breite Straße öffnete, mit ihren uralten Häusern und den vielförmigen Giebeln, sich groß und frei erweiternd in der Mitte, wo das einfältige Marienbild schlicht und schlank mit goldglitzerndem Heiligenschein hineinragte in die Schneeberge. Von der Straße strahlten winkelig Gäßchen aus. Ein fester Bursch mit bloßen braunen Knien, derb trampelnd in schweren Nagelschuhen, den Rucksack auf dem Rücken, den Bergstock in der Faust, ging pfeifend an mir vorbei. Ein Mädel beguckte verwundert meinen Schlapphut. Hinter großen Glasfenstern saßen lachend und plaudernd lustige Leute vor Kaffeetassen und Kuchentellern. Dort war ein Laden, über dem geschrieben stand: K. K. Tabak-Trafik. Herrgott, da gab es ja Prinzesas, die alten Zigaretten —

Und da war herbes kühles Licht, das wohl tat nach der langen Zeit übergreller Sonne, und da war dort oben der Bergschnee, über den das Auge jubelte nach all dem Sand; dem gelben, bösen, ewigen Sand. Die Häuserchen — die Giebel — das lustige Wirtshausschild — die leckeren Brote im Fenster dort — die gelben Butterballen — der Wurstladen — ich freute mich über alles — die Berge — die Mariensäule — da kam ein Kindererinnern —

Gegrüßt seist du, Maria!
Du bist voll der Gnaden —
Der Herr ist mit dir —
Du bist gebenedeit unter den Weibern —

„Hier wirst du es schaffen!“ dachte ich.

— — — — — — — — — — —

Ich fand ein Zimmerchen in der Kiebachgasse Nummer vierzehn; mit einem appetitlichen Bäckerladen unten

im Erdgeschoß, und lauter Blumenstöcken vor den kleinen Fenstern, und einer prächtigen rumpeligen Stiege.

„Servus! Hab' die Ehre!" sagte ein Mann, der schön behaglich dick war und aus seelenvergnügten Äuglein über einer prächtigen roten Nase blinzelte. „Ja, schauen S', i' bin halt K. K. pensionierter Lokomotivführer und mei' Frau is' Bedienerin beim Erzherzog, und 's Zimmer is' halt noch übrig. Drei Gulden in der Woch', da brauchen mir net lang' darüber z' reden. San Sie a Reichsdeutscher?"

„Ja!"

„Die Reichsdeutschen mag i'! Was san S' denn?"

„Schriftsteller!" sagte ich.

„Aha! Ein Schriftgelehrter! — No ja, es muß halt auch Schriftgelehrte geben! . . ." sagte der K. K. pensionierte Lokomotivführer.

Die Geschichten von Innsbruck

Der Herr Schriftgelehrte. — Von Erst- und Zweitdrucken. — Bessere Zeiten fangen an. — Der schwarze Kasten. — Der Gelderfolg. — Die geduldige deutsche Zeitung. — Meine monatlichen siebenhundert Mark und die unangenehmen Postanweisungen. — Von unheiligen Gefühlen.

Also, der Herr is' ein Schriftgelehrter?" fragte die grundliche pensionierte Lokomotivführerin, im Nebenamt Bedienerin beim Erzherzog auf der Innsbrucker Burg. „Mei', mei', — ja, ja; der Erzherzog, der hat ganze Schränk' voll 'rumstehen mit Bücher! Also, schreiben tun S'? Mi' könnt man derschlagen, aber schreiben könnt' i' nix! Ja, ja — mei', mei' . . ."

„Sie, san S' wirklich ein Schriftgelehrter?" fragte das kleine Lenerl.

„Heil!" brüllte der Seppl. „D' Leni hat g'sagt, Sie san ein Schriftgelehrter! Is das wahr? — Ja? — Nix für ungut — Heil!"

— — — — — — — — — — —

Und jetzt mußte ich Geschichten schreiben.

Es war mir bänglich zumute dabei; denn viele Geschichten hatten es zu sein, und viel Geld mußten sie einbringen, und gut sollten sie auch noch sein. Ich fing an. Es wollte nicht so recht gehen; zu lange war ich der Fremdenlegionär und Steinzeitmensch gewesen. Sie wurde mir sauer, die Arbeit. Die groben Legionärshände gewöhnten sich schwer an die feine Feder. Die flatterigen Gedanken, die immer abirrten in das nebelige Zukunftsland des Wünschens, Hoffens, Sehnens, mußten mit eiserner Strenge zusammengehalten werden. Das Gehirn war faul, träge, verschlafen, wenn es Menschengestalten erkennen, schildern, hinstellen sollte; es war überlebendig und von zitternder Empfindlichkeit, wenn angstvoll die Unsicherheit daherkroch, höhnisch grinsend:

„Das druckt doch keine Zeitung!"

„Das ist schlecht — schlecht — schlecht . . ."

Zwingen mußte ich mich auf den Stuhl, an den Tisch, zum Papier. Ich quälte mich entsetzlich. Die Zeit rutschte nur so weg; Stunde um Stunde, Tag um Tag. Da wurde mir übel zumute. Ein Grauen packte mich.

„Mann, du mußt!" schrie ich mir zu.

Ich schrieb schuftend wie ein Galeerensklave, der an das Ruder geschmiedet ist, stöhnend wie der Sträfling

alter Zeiten, der Tretmühle treten mußte. Ich hieb sie hin, die Geschichten. Wütend fabrizierte ich Humor. Ein Geldschmierer war ich, ein Zeilenschreiber, ein Hausierer im Zeitungsland, ein Humoreskenfabrikant. Eine Schinderei war es und ein Geplage. Die Gespenster der Pflicht umringten mich. Den richtigen Stundenplan machte ich mir zurecht: „Von acht Uhr abends bis zwei Uhr morgens mußt du immer eine Geschichte schreiben. Das bedeutet jede Stunde eine Seite — und nach jeder fertigen Seite darfst du eine Zigarette rauchen und einen Schluck Tiroler trinken . . ." Ich legte mir Zettel hin auf den Tisch. Auf die hatte ich geschrieben: Wer will, der kann! — Arbeiten und nicht verzweifeln! Ein Blödsinn war das; wenn Schaffen nicht Freude ist, dann sieht's kümmerlich aus im Schaffenden. Am Tag machte ich Abschriften und schrieb die Briefe an die Zeitungen; alles fein säuberlich mit eigener Hand.

Es überkommt mich ein Grauen, wenn ich an all die Schreiberei denke. Ich schrieb schnell und deutlich wie ein Diätar. Meine erste Aufgabe war, die Arbeit der Nacht zum mindesten einmal, möglichst aber zweimal, abzuschreiben. Dann wurden diese Abschriften sofort an Zeitungen gesandt, als „gleichzeitige Erstdrucke". Für den, der die Geheimnisse, und diese Geheimnisse sind manchmal ganz vertrackt, des deutschen Urheber- und Verlagsrechts nicht kennt, sei erklärt, daß das deutsche Gesetz den schriftstellerischen Geistesarbeiter in erfreulicher Weise schützt. Was er einmal geschrieben hat, gehört ihm. Wer drucken will, was der Schriftsteller geschaffen hat, muß dafür bezahlen; ganz gleichgültig, ob es zum ersten Male gedruckt wird oder zum hundertsten Male. Der Begriff des gleichzeitigen Erst-

druckes bedeutet, daß man zum Beispiel einer Zeitung in Süddeutschland zur gleichen Zeit eine Arbeit anbietet wie einer Zeitung in Norddeutschland, die ein ganz anderes Verbreitungsgebiet hat. Beide Zeitungen bekommen auf diese Weise einen Originalartikel, zahlen etwas weniger Honorar, als wenn sie ihn allein bekämen, und der Schriftsteller steht sich günstiger dabei: Er hat dieselbe Arbeit zweimal verkauft. Auf den Erstdruck folgt dann der Zweitdruck. Mit diesem Wort bezeichnet man auch alle weiteren auf den zweiten Druck folgenden Abdrucke. Wenn die Arbeit in der großen Zeitung erschienen ist, bleibt sie immer noch wertvoll für kleinere Zeitungen oder sogar große Zeitungen mit völlig verschiedenem Absatzgebiet. Dieser Zweitdruckvertrieb hat große Möglichkeiten, denn es gibt unendlich viele deutschsprachige Zeitungen.

Das war die geschäftliche Seite der Arbeit.

Ich war wie der Teufel hinter dem Geschäft her.

Ich sah die Möglichkeiten und nutzte jede Möglichkeit aus. Ich sah das Geschäft! Das bedeutete Geld. Geld bedeutete Zukunft. Der Mann der Feder muß nicht nur schaffen, sondern er muß auch das Geschaffene verwerten können. Viele Jahre später noch war ich erstaunt, wie schlecht deutsche Schriftsteller über die Verkaufsmöglichkeiten ihrer Arbeiten unterrichtet waren. Muß denn der Schriftsteller frierend und hungernd im Dachstübchen sitzen? Soll er immer arm sein? Muß er nur schenken? Soll nicht auch er sich mühen, das Geschaffene in Geldwert umzusetzen?

Am Tage war ich Geschäftsmann.

Es war eine Heidenarbeit. Immer neue Abschriften mußten gemacht werden, unzählige Briefe geschrieben,

Buch geführt. Genaue Kenntnis der einzelnen Zeitungen und ihrer Eigenart war erforderlich.

So wollte ich das Geld verdienen.

Schlau wollte ich sein. Die Geschichten mußten den Bedürfnissen der Zeitung auf das genaueste angepaßt sein; in der Art, in ihrer Länge vor allem. Lustig mußten die Geschichten sein; denn lustige Geschichten waren selten, und die deutsche Zeitung brauchte sie. Jeder Feuilletonredakteur freute sich, wenn er in dem Wust von Novelletten und Skizzen mit Liebesgetratsche und Seelengestöhne etwas Lustiges fand. Lustigkeit mußte ich herausschuften, auf „Deubel-komm-'raus!" Wütend schrieb ich sie, die lustigen Geschichten.

* * *

Da kam eine sonderbare Nacht. Die Sterne standen günstig. Der alte Briefträger hatte gute Briefe gebracht auf dem abendlichen Bestellgang. Die Münchener Neuesten Nachrichten nahmen zwei Arbeiten auf einmal an. Die Breslauer Morgenzeitung verlangte mehr Geschichten. Hermann Löns schrieb — er war am Hannoverschen Tageblatt damals — er wolle mehr von der Art haben. Ich las jeden Brief ein Dutzendmal. Hatte ich — hatte ich doch etwas Gutes geschrieben? Ich schickte den Seppl nach einem Krug Wein.

Das Krüglein aus grünem Glas stand auf dem Tisch. Der rote Schirm der kleinen Lampe warf weichen Lichtkreis über die weißen Bogen. Das Fenster stand offen. In verschwommenen Umrissen ragten die Dächer. Aus dunkelblauen Schatten schimmerten fern Stein und Schnee. Auf einem Dach schrie ein Kater. Und da kamen winzige Gestalten aus der Nacht heraus, wie im

alten, seligen Ulm. Sie rasten um das Tintenfaß, hopsend und lachend und kichernd —

„Mich kennst du doch! Ich bin ja der Spitzbube!"

„Nein, nimm mich! Ich bin der Neger Slim!"

„Zuerst komme ich an die Reihe! Ich bin Susanna Marianne! Weißt du noch — die Susanne?"

„Mich mußt du malen! Ich bin der Zeitungsteufel!"

Ich hatte auf einmal wieder Freude an den Menschen in den Geschichten. — Bessere Zeiten fingen jetzt an. Wenn ich des Abends die Lampe zurechtrückte und das Krüglein hinstellte, war ich kein gerissener Geschichtenfabrikant, und ich dachte nicht an Geld, und ich hatte keine Not und Sorge um mich. Ich kämpfte froh mit dem Gedanken, der eigenwillig abirren wollte in Nebengassen, mit dem Wort, das, kaum erfaßt, neckisch entschlüpfte, mit dem Klang, der falsch ertönte. Ich fing an zu begreifen, ein wie feines Instrument die Sprache war; wie der Rhythmus erklang, die Dissonanz erschrillte. Ich wollte meinen Gestalten in die Seelen hineinsehen. Sie sollten mir offenbaren, warum sie lachten und weshalb sie weinten. Es war ein Werden und Wachsen dabei. Aber sie waren simpel, die Geschichten von Innsbruck. So sahen sie aus:

* * *

Der schwarze Kasten.

Eine Sierra-Geschichte.

In Murphys Flat trat ein Fremder.

Der Schankwirt machte große Augen und ein unbehagliches Gefühl kroch ihm den Rücken hinauf. Denn Mr. Murphy verkaufte Kaffee, der mit Kaffeebohnen

in keinerlei verwandtschaftlichem Verhältnis stand, verschänkte Whisky, dem verdünnte Schwefelsäure Kraft und Aroma gab, und betrachtete es als angenehme Nebenbeschäftigung, einem Minenarbeiter gestohlenes Silber zu honetten Preisen abzunehmen. Vor Zeiten nun war es geschehen, daß die Mär von diesen Begebenheiten zu den Ohren eines Mannes drang, der unten im Tale wohnte und die nächstliegende Macht des Gesetzes verkörperte. Der war eines schönen Tages gekommen, und Murphy hatte sich gütlich mit ihm einigen müssen. Das hatte blankes Geld gekostet. Seitdem betrachtete Mr. Murphy fremde Gesichter mit Mißtrauen.

Murphys Flat lag eingekeilt in einer schmalen Höhlenschlucht der Sierra; eingenistet auf blankem Geröllboden zwischen steilen Felsenwänden. Vor einigen Jahrtausenden hatten vulkanische Gigantenfäuste den Berg gepackt und ihn auseinandergerissen in zwei Hälften. Eine langgedehnte schmale Schlucht war aus dem jungfräulichen Gestein entstanden. Da war Porphyr, da waren stahlharte Quarze eingebettet, die wie Riesenedelsteine funkelten, und da war massiger Granit. Wenn die Sonne aufging, leuchteten die Felsenwände der Schlucht wie sprühendes Eisen, wie sprühendes Rotgold, sie gleißten gelb, wenn es am Mittag war, und sie strahlten in hartem Graublau, wenn die Abenddämmerung heraufzog. Ein Geologe hatte sich einmal in die Nähe von Murphys Flat verirrt, war tagelang umhergeklettert in den Felsen und hatte des Abends den Männern von Murphys Flat begeistert erklärt, sie seien sehr glücklich, denn sie hausten im schönsten Winkel der ganzen Sierra Nevada. Drüben, am süd-

lichen Ende der Schlucht, tausend Schritte weit weg, lag der Eaglepaß, der in die kalifornische Ebene hinunterführte. Fünfhundert Meter tiefer war die Bahnlinie. Von der Paßhöhe zur Bahnlinie vermittelte eine altmodische Schwebebahn den Lastenverkehr; denn im anderen Schluchtwinkel lag die Eagle Silbermine, die jahraus jahrein etliche dreißig Männer beschäftigte. Murphys Flat wieder waren die drei Hütten, die den Männern in der Mine die feineren Genüsse des Lebens vermittelten, das heißt, den obenerwähnten Whisky, gräßliche Zigarren und manch andere nutzlose und teure Sachen.

Mr. Murphy sah sich den Fremden genau an. Hm, ein zartes Gesicht, das sonderbar weich und unschuldig aussah — er konnte nicht sehr weit über seine ersten zwanzig Jahre hinaus sein — hm, Kniehosen, Sweater, blau und gelb gemusterte Gamaschenstrümpfe, nagelneue gelbe Stiefel, ein elegantes grünes, sackartiges Ding, das er an zwei Riemen über der Schulter trug (Murphy hatte noch nie in seinem Leben einen Rucksack gesehen) — hm, der große, schwarze Kasten . . .

Nein, er sah nicht gefährlich aus.

Aber was war in dem Kasten?

Sollte gar . . . wollte der Fremde etwa dem ehrsamen Mr. Murphy ins Handwerk pfuschen und seinen gottgesandten regulären Opfern etwas verkaufen? Die Augen des Schankwirts wurden hart. Nein, das Verkaufen hier oben besorgte er selber. Da ließ er es lieber zu bedeutenden Unannehmlichkeiten kommen.

Der Fremde nahm den Rucksack ab, stellte den schwarzen Kasten neben sich auf die Bank, setzte sich hin, und sagte höflich:

„Guten Abend!“

„Guten Abend,“ brummte Mr. Murphy.

Noch weitere zwei Stimmen erwiderten die Begrüßung, das waren Billy und Mack, ein Gesteinhauer der eine, der wegen Unbotmäßigkeit wieder einmal eine Woche „abgelegt“ worden war, und Mr. Murphys Faktotum der andere, verschlagene Gesellen alle beide, simpel schlau wie alle Männer von Murphys Flat. Sie hockten beieinander und tauschten hörbar Bemerkungen über den Fremden aus, über den schwarzen Kasten, über die Strümpfe, über das allzuzarte Gesicht. Der Fremde kümmerte sich um nichts. Er saß still da, verzehrte gebratenen Speck und hartes Brot und trank dazu sehr langsam eine Flasche Bier, das hier oben nicht unbilligerweise ebenso grundschlecht wie sündhaft teuer war. Der Wirt, Billy und Mack qualmten wie Schornsteine, rissen die Mäuler auf wie aus aller Fassung gebrachte Ochsen. Bis sie es nimmer aushalten konnten. Murphy war der erste.

„Wo könnten Sie her sein, Herr?“

„Und was ist in dem Kasten?“ erkundigte sich Billy.

„Was wollen Sie hier oben?“ zappelte Mack.

Der Fremde sah auf, und ein gutmütiges Lächeln huschte über sein junges Gesicht.

„Wo ich überall her sein könnte, weiß ich nicht,“ antwortete er geduldig. „Ich bin aus San Franzisko. In dem Kasten da sind Sachen, die ich gebrauche. Ich will hier oben nur ein bißchen spazierengehen, weil ein Freund mir gesagt hat, daß die Schlucht sehr schön ist.“

„Da brauchen Sie aber einen Führer!“ sagte der Wirt mit einem verklärten Lächeln. Seine Meinung war jetzt gebildet. Er hatte bereits beschlossen, diesem

unschuldigen Hühnchen fünffache Preise abzurupfen. „Tatsache ist, Sie brauchen zwei Führer!"

„Jawohl, zwei Führer!" stimmten Billy und Mack sofort ein, denn sie merkten etwas. Wenn in dem Hinterland Kaliforniens einer sagt, er sei aus San Franzisko, so freut sich Mann, Weib und Kind, denn das bedeutet, daß ein Unschuldiger erschienen ist, der dreifache Preise bezahlt, und dem man Sachen aufhängen kann, die der dümmste Eingeborene niemals haben wollte; ungefähr so, als wenn bei uns im Holsteinischen oder im Hannoverschen einer kommt und auf die übliche Frage antwortet, er sei aus Hamburg.

„Zwei Führer!" wiederholte der Wirt eindringlich und hocherfreut.

„Er ist total verrückt!" flüsterte Billy. Sein sommersprossiges Gesicht mit der schnuppernden dicken Nase glänzte vor Wonne.

„Was würden zwei Führer kosten?" fragte der Fremde unschuldig.

„Zehn Dollars für den Mann und für den Tag," sagte der Wirt hastig. „Billy und Mack dort können sich für morgen frei machen. Vielleicht auch für übermorgen, wenn Sie noch 'ne Kleinigkeit für den Vorarbeiter in der Mine zugeben. Jawohl — Billy und Mack kennen jeden Fußbreit Wegs hier — jawohl . . . Zehn Dollars also für den Mann und —"

„Ist das nicht sehr teuer?"

„Billig!" behauptete Mr. Murphy. „Für so 'n grasgrünes dummes Luder, wie du bist!" setzte er in Gedanken hinzu.

„Abgemacht!" sagte der Fremde sanft.

„So 'n Trottel — so 'n dreifach verrückter dumm-

heit-gesegneter Stadttrottel!" murmelte Billy strahlend. „Weißt du was, Mack, wir steigen mit ihm auf dem Minenweg in die Wände, un' dann führen wir ihn übers Geröll, — un' dann wird er so höllisch müde, daß wir ihn tragen müssen — un' dann nehmen wir noch zwanzig Dollars extra!"

Der Fremde horchte und lächelte.

„Nehmen Sie den schwarzen Kasten auch mit?" fragte Mack.

„Jawohl!" erklärte der Fremde. „Er enthält Gegenstände, die ich beim Spazierengehen notwendig brauche."

„To—tal verrückt!" sagte Billy MacPherson innig.

Der Fremde lächelte wiederum.

Mit dem Morgengrauen brachen sie auf. Billy und Mack trugen zähe Schaftstiefel und dicke wollene Jacken und bauchige Flaschen als Proviant, die Wasser enthielten, gebranntes Wasser. Denn sie waren in ihrer Herzensfreude die halbe Nacht hindurch mit dem Schankwirt aufgesessen und hatten in unzähligen Schwefelsäurewhiskys das Wohl des Opferlamms getrunken. Schon während der ersten halben Marschstunde mußten sie sich mehrmals mit gebranntem Wasser stärken, aber die Übernächtigkeit hielt sie nicht davon ab, ihren Plan zähe zu verfolgen. In scharfem Tempo ging es die Schlucht hinab, den schmalen Pfad hinauf, an der Mine vorbei und in endloses Geröll hinein, das Wetter und Wasser in die Felsenwand gewaschen hatte. Es war mühsames Klettern, steil aufwärts. Billy und Mack schnauften gewaltig.

„Wird's Ihnen nicht zu mühsam, Herr?" fragte Billy.

„O nein!" lächelte der Fremde.

Er trug seinen Rucksack, hatte den schwarzen Kasten unter dem Arm, und war bepackt mit allerlei Kochtöpfen und Sächelchen aus Aluminium, die auf den Rucksack aufgeschnallt waren. In seinen leichten Stiefeln schritt er so flott vorwärts, als wünsche er sich nichts Besseres, als auf spitzigem Geröll möglichst steil aufwärts spazieren zu gehen. Von Zeit zu Zeit machte er seine Führer auf die Schönheiten der Umgebung aufmerksam.

„Verdammt noch mal!" stöhnte Billy.

„Er ist noch verrückter, als wir dachten," murmelte Mack, dem der Schweiß in Strömen übers Gesicht lief. „Wollen Sie nich 'n bißchen ausruhen?" fragte er laut.

„O nein!"

„Na, wir werden dir's schon besorgen!" brummte Billy ingrimmig und zog resigniert die Hosen hoch. „Das kostet zehn Dollars mehr!"

Und die beiden Spitzbuben besorgten es dem Fremden auf das Gründlichste, wie sie glaubten. Sie führten ihn in die Kreuz und die Quere, steil in die Höhe, über die niederträchtigsten Stellen losen, spitzen, fußmarternden Gerölles, und sie wurden sehr schweigsam dabei, weil sie alle Kräfte auf intensives Schwitzen verwenden mußten, und ihre Seelen fühlten sich unglücklich trotz häufigen Trostes durch gebranntes Wasser. Der Fremde aber kletterte rüstig und sprach über die Schönheit der Felsen.

„Großer Gott!" stöhnte Billy.

„So 'n Hanswurst!" jammerte Mack.

Mit einemmal blieb der Fremde stehen. Ein gewaltiger Felsenzacken ragte empor zur Linken, eine röt-

lich schimmernde Wand aus Porphyr mit tiefen Einschnitten und Bändern und grotesken Vorsprüngen. Das blanke Gestein glitzerte und leuchtete im Sonnenschein.

„Eine wunderschöne Wand!" sagte der Fremde.

„Süß!" brummte Billy.

„Fein!" wimmerte Mack.

Der Fremde betrachtete seine Führer mit einem vergnügten Schmunzeln. Sie schwitzten wie die biblischen Männer im Feuerofen geschwitzt haben mußten; ihre Knie schlotterten, ihre Gesichter waren knallrot vor Anstrengung, ihre Hände zitterten, als sie stöhnend nach ihren Flaschen griffen.

„Es ist so famos einsam hier!" bemerkte er.

„Er is nich' verrückt — nee, er is wahnsinnig . . ." murmelte Billy.

„Unheimlich einsam!"

„Verdammt einsam!" sagte Mack mürrisch.

„Habt ihr einen Revolver mitgenommen?"

„Nee —" schrie Billy ärgerlich. „— Zu was denn? Hier oben gibt's nich' mal 'ne Katze — gar nix — radikal nix — und da soll meiner Mutter Sohn 'n Schießeisen mit rumschleppen?"

„'s wär 'n Blödsinn!" knurrte Mack.

„Das vereinfacht die Sache wesentlich!" erklärte der Fremde seelenruhig. In seiner rechten Hand glitzerte blaustählern ein Browning — „Hände in die Höhe, Jungens!"

„Jetzt will ich aber verdammt sein!" brüllte Billy.

„Oh du meine selige Tante!" winselte Mack.

„Was wollen Sie denn von uns?"

„Geld haben wir doch keins!"

„Ihr sollt nur ein bißchen klettern!“ lächelte der Fremde. „Wenn es euch recht ist —“ er spielte mit dem Browning — „beginnen wir. Jawohl ich weiß; ihr seid arme unschuldige Jungens und ihr wolltet mich nur gegen billiges Entgelt ein wenig spazierenführen und ich bin roh und gemein, während ihr die Klügeren seid und deswegen naturgemäß nachgeben müßt. Wie dumm doch manchmal Sprichworte sind, nicht wahr? Also, fangen wir an. Vorwärts!“

Billy und Mack standen da, schlotternd in Heidenangst.

„Nein — nicht so! Auf Händen und Füßen — auf allen Vieren müßt ihr kriechen, das macht sich nämlich besser. So ist's gut. Jetzt links —“

„Er ist furchtbar wahnsinnig!“ jammerte Billy.

„Um Gotteswillen, was is in dem Kasten?“ schrie Mack. „Heiliger Murphy — was hat er an dem verfluchten Ding zu drehen?“

„In dem Kasten steckt der Teufel!“ erklärte der Fremde gelassen und drehte vorsichtig und gleichmäßig an der Kurbel. „Er wird euch gleich holen, wenn ihr nicht pariert. So — weiter links — so — jetzt auf das Band da und in die Wand hinein — —“

„Da fall' ich mich aber vielleicht tot!“ brüllte Billy.

„Das macht nichts. Tust du es nämlich nicht, so schieße ich dich bestimmt tot. So — mit dem rechten Arm nach einem Halt greifen, die Füße langsam nachziehen, jetzt auf dem Bauch rutschen, jetzt einen Augenblick liegen bleiben und ein verzweifeltes Gesicht machen — noch verzweifelter, bitte — so — aufpassen, Kinder, die Stelle hier ist wirklich gefährlich — so . . . so — rechts hinauf, den Zacken dort packen, hinaufziehen, Knie

an die Wand, langsam, langsam — und jetzt weiter links — liegen bleiben — mit den Händen am Felsen kratzen, nee, ordentlich kratzen, tüchtig kratzen — und jetzt die Hände vors Gesicht schlagen — und links auf den Vorsprung hinaus . . ."

„Ich kann nicht mehr — ich bin beinah' dod!" brüllte Mack.

„Das ist eben das Schöne!" behauptete der Fremde. „Weiter! Wir springen nunmehr auf die breite Platte hinüber — (wenn wir aufpassen, brechen wir uns die Hälse vielleicht doch nicht) — hopp — und sinken kraftlos zusammen — so, ausgezeichnet! Wir sind sehr schwach und erheben uns mühsam — mühsam, bitte — starren um uns — taumeln auf die Felsenplatte dort zu . . ."

„Ogottogottogott — — —" wimmerte Billy.

„— und brechen in die Knie. Nun greifen wir in den kleinen Geröllhaufen dort — kratzen, zugreifen, scharren — aber die Steine sausen in die Tiefe — und nun — — —"

Und der Fremde kurbelte emsig, und Billy und Mack kletterten wie Wahnsinnige, eine bittere Stunde lang, bis sie oben auf der breiten Platte saßen, die den gewaltigen Felsenzacken abschloß. Links führte ein schmales Geröllfeld in die Tiefe.

„Auf Wiedersehen, Jungens!" sagte der Fremde sehr vergnügt. „Ich gehe rechts! Ich weiß hier Bescheid. Aber ihr geht, bitte, voraus — links hinunter — denn sonst könntet ihr vielleicht auf die Idee kommen, mir ein Felsenstück oder zwei nachzuschmeißen, und ich bin nicht für Ideen. Vorwärts!"

„Sie sin' — Sie sind allright — Sie sind eine Num-

mer!" sagte Mack ganz langsam und gedehnt. „Tatsache! Sie sind Nummer eins extra mit 'nem Stern! Und ich will nich' behaupten, daß wir 's nich' verdient hätten. Aber weil 's schon 'n Witz ist, so sagen Sie uns wenigstens aus christlicher Liebe — was das alles ist!?? Mit dem Klettern? Und mit dem verdammten schwarzen Kasten? Un' mit dem Drehen?"

„Hm. Wieviel wolltet ihr für eure Führung haben?"

„Drei Dollars."

„Ich dachte zehn!"

„Nee, ganz gewiß nich'! Is ein Irrtum. Drei, nur drei!"

„So? Schön, hier sind aber doch zehn — nein, nicht näher kommen — da, ich werf' sie rüber. War't ihr schon einmal in einem Kino?"

„Ja — in Silvercity — natürlich!"

„Na, dann wird es euch interessieren, daß wir soeben eine Kinoaufnahme gemacht haben. Sie gehört zu einem Film: „Die Goldsucher in Todesnot. — —"

Die beiden Männer starrten ihn an.

„— Und sie ist sehr gut gelungen. Ich hätte euch gern mehr bezahlt für die schwierige Arbeit, aber Strafe muß sein. Das steht schon in der Bibel. Das nächstemal seid ihr vielleicht etwas weniger unverschämt gegen einen harmlosen Fremden — — —"

Mack saß da, Mund und Augen aufgerissen. Plötzlich brach er in ein schallendes Gelächter aus.

„Warum lachst du denn auch noch, du Hanswurst?" schrie Billy.

„Ich — ogott — ich — ich lach' über — über den harmlosen Fremden!"

Und immer noch lachend zog er sich die Hosen hoch,

setzte sich dorthin, wo solides Leder die breiteste Seite der Hose verstärkte, gab sich einen Stoß und fuhr sausend ab zu Tal.

Billy folgte ihm.

„Auf Wiedersehen!" rief der Fremde freundlich nach.

* * *

Schöne Zeiten waren es. So nach Mitternacht, wenn die letzte Zeile geschrieben war, stand ich auf, freute mich, daß alles, siehe da, so gut war, denn frisch geschriebene Arbeit gefällt einem immer, und rauchte zwei Belohnungszigaretten. So!

Jetzt hieß es aber arbeiten!

Die Arbeit mußte schnell abgeschrieben werden für die Zeitung. Jetzt einen Begleitbrief geschrieben. Nun auf leisen Sohlen die Treppe hinab durch das schlafende Haus und hinaus in die köstlich leeren Straßen mit den wundersamen Nachtschatten; an der Mariensäule vorbei, durch die alte Gasse zum Bahnhof. Drei Uhr morgens war es dann. Da kam der Zug, der nach dem Norden fuhr. Die Briefe wurden eingesteckt in den Schalter des Postwagens. Dann ging es noch auf eine halbe Stunde in das einzige Kaffeehaus, das die ganze Nacht hindurch geöffnet war, zum „Schwarzen" und zu den Zeitungen. Und dann ging es heim durch die leeren Gassen und oft sah man den Sonnenaufgang die Berge rosenrot schmücken. Halli und hallo...

— — — — — — — — — — —

Und sie hatten Erfolg, die Geschichten von Innsbruck.

Mein Absatzgebiet reichte von Memel, dem „Memeler Dampfboot", bis nach Triest, zur Triester Zeitung.

Bald waren dutzendweis meine Geschichten auf ständiger Wanderschaft. Ich entdeckte neue Absatzgebiete, machte neue Verbindungen ausfindig.

Die deutsche Zeitung ist rührend gut zum deutschen Schriftsteller. Sie kann freilich nicht Märchenhonorare bezahlen wie die englische oder amerikanische Zeitung ihren Männern mit den großen Namen der Augenblicksgunst, aber sie bezahlt auch den ringenden Neuling ohne bekannten Namen anständig, was der englischen oder amerikanischen Zeitung nicht im Traum einfallen würde. Sie ist treu. Sie hilft gern. Sie prüft alles, was ihr geschickt wird. Sie ist geduldig wie Hiob, und sie ist geplagt wie Hiob.

Die Arbeiten des Schriftstellers sind zu lang oder zu kurz? Die Zeitung erklärt ihm das.

Er will sofort telegraphisch Geld haben? Die Zeitung telegraphiert.

Er will Vorschuß haben? Die Zeitung bezahlt.

Er wird grob, wenn seine Arbeit wochenlang liegen bleibt? Die Zeitung setzt ihm geduldig auseinander, weshalb das so sein muß —

Sie ist rührend, die deutsche Zeitung. Keine Zeitung irgend eines anderen Landes prüft so jede Einsendung, ist so bemüht, der Begabung den Weg in die Öffentlichkeit zu bahnen, ist sich so bewußt, daß es ihre Aufgabe ist, den Schriftsteller zu fördern. Ein amerikanischer Zeitungsverleger, dem zugemutet würde, einem armen Teufel das Honorar drahtlich zu überweisen, würde in Krämpfe fallen vor Entrüstung. Das gibt es nur bei uns.

Heidi, ich verdiente Geld. Vor vielen Jahren rechnete ich mir einmal aus, daß eine einzige Geschichte mir im

Laufe der Zeiten mit Erstdruck und Zweitdrucken so viel Geld eingebracht hat, daß jedes einzelne Wort der Geschichte sich rühmen durfte, eine ganze Reichsmark verdient zu haben! Das war enorm! Freilich gehörte zu dem immerwährenden Verschicken und dem ständigen Aufspüren von neuen Absatzgelegenheiten eine wahrhaft fabrikmäßige Arbeitsleistung und eine Schafsgeduld obendrein. Jahre hindurch stand ich, was die Zahl der erzielten Abdrucke betraf, an vierter Stelle unter den deutschen Schriftstellern, die die deutschen Feuilletongeschichten schrieben. An erster Stelle stand Roda Roda.

Gut ging es mir.

Jeden Monat mußte ich siebenhundert Mark einnehmen. Das hatte ich mir vorgenommen. Was an diesen siebenhundert Mark so etwa am fünfundzwanzigsten oder sechsundzwanzigsten des Monats noch fehlte, telegraphierte ich von verschiedenen Zeitungen herbei.

Jeden Monat mußte ich sechshundert Mark alte Schulden bezahlen. Das war die Kehrseite der Medaille. Für die ehemals so gefälligen Herren in Hamburg war es die goldene Vorderseite. Und ich kann heilig versichern, daß ich voll der unheiligsten Gefühle war, wenn ich auf diese Postanweisungen den Namen schrieb.

Seid gegrüßt, ihr alten Geschichten von Innsbruck, die ihr in alle Winde zerstreut seid; und habt Dank! Jeden Monat habt ihr ein Loch zugestopft; jeden Monat eine alte Geldsünde gesühnt. Ein wenig half ich ja selber mit: Es war wahrlich nicht ganz leicht für Bruder Leichtsinn, die Goldstücke immer wegzuschicken, und in der Tasche nur ein bißchen Silber zu behalten. Aber das ging ganz gut. Wozu zum Kuckuck brauchte

man auch viel Geld, wenn man des Nachts Geschichten schrieb und des Tags auch schrieb oder in den Bergen herumkletterte —

Vom Lokomotivführer, den Schwammerln und der Lebenskunst

Die große Kunst der Freude. — Von Renaissancemenschen, Bismarck, Bleichröder und anderen gescheiten Leuten. — Die Wechselwirkung von Arbeit und Spiel. — Die Innsbrucker Hausleute. — Im Reich der Pilze. — Von der Weisheit des k. k. pensionierten Lokomotivführers. — Wie man am angenehmsten für den Staat arbeitet. — Das Glück der Genügsamkeit. — Nach München. — „Alsdann — das ist eine Gemeinheit!"

Damals verstand ich sie, die große Kunst. Ich habe sie verlernt seitdem, die Kunst, mitten in schwerer Arbeit die Fröhlichkeit der Stunde unbefangen zu genießen. Geistesarbeit wird so leicht zum Joch. Wenn ich heute arbeite, wage ich es nicht, die lustige Stunde einzuschieben, weil ich mich fürchte, hinauszutreten aus dem Arbeitskreis; weil mich der Arbeitsgedanke im Bann hält, mich unterjocht, mich restlos erfüllt. Ich fürchte mich vor der eilenden Zeit.

Ich trauere heute: „Der Tag ist so kurz!"

Ich freute mich damals: „Der Tag ist so lang!"

Die Renaissancemenschen stopften eine Ungeheuerlichkeit von Erleben, Lust, Trauer, Gier, Freude, Leistung in ihren Tag hinein — die Menschen der Biedermeierzeit hatten niemals Eile und leisteten doch — nur wir sind gehetzt, geschunden, geplagt, überhastet — wir haben niemals Zeit — in uns keucht es immer wie ras-

selnder Motor. Wir schreiten nicht, sondern wir rennen. Wir sind Maschinen. Wir sind wie Geschosse. Wir pfeifen heulend, schwirrend, sausend dahin. Irgendwo irgendwann platzen wir dann einmal: Herzschlag, Hirnschlag. Ebenso rennen, rasen wir — dem Schlag zu entgehen. Wir erlustieren uns im Flugzeugtempo! Der Motor muß keuchen! Schnell — schnell — leisten — schnell, sich freuen — schnell, das verdammte Geld — —

Denn der Tag ist kurz.

In diesen Tagen starb ein deutscher Gelehrter von Rang. Es ist mir entfallen, wie er hieß und was er war. In dem Nachruf hieß es: Er lebte nur seiner Wissenschaft. Er verheiratete sich nicht, weil er ausgerechnet hatte, daß die Ehe ihn mindestens drei Stunden im Tag kosten würde. Ihm aber waren sie unentbehrlich, diese drei Stunden. Er wollte kein Glück. Das Glück kostete Zeit. Ihm war der Tag zu kurz. Vielleicht ist es ihm einmal aufgedämmert in stiller Stunde im einsamen Laboratorium, ihm, dem alten Mann, mit den zitternden Händen, daß sein Leben närrisch war, und vielleicht ist die Ahnung aufgestiegen in ihm, daß seine Arbeit noch größer, tiefer, erkennender gewesen wäre, hätte er der Freude ihren Platz gegönnt, das Glück erfaßt, das Lebensspiel fröhlich gespielt. Wir sind verdammte Narren; wir Menschen von heutzutage.

Dem Kraftwagen gebühren achtzig Kilometer in der Stunde.

Das Flugzeug muß zweihundert Kilometer stündlich bewältigen.

Wir Menschen aber sollen schreiten. Schritt für Schritt. Wir suchen immer den Wert in der Qual, in dem verfluchten Gehaste. Der Wert aber ist ver-

borgen in der Freude. In stiller Glücksstunde wird der Wert geboren, der Menschen Gutes bringt. Glücklich muß der Mensch sein, der Glück geben will. Still muß es sein um ihn. Leise. Leise. Laßt Maschinen rennen: Der Mensch soll schreiten.

— — — — — — — — — — —

Der Mensch muß zu spielen verstehen.

Man vergißt das immer wieder und kommt sich dabei in seiner eiligen Torheit auch noch weise vor; ungemein pflichtgetreu und eifrig jedenfalls. Aber dabei wissen wir doch alle im Grunde recht gut, daß gewöhnlich nichts hinter einem Menschen steckt, der niemals Zeit hat und immer verhetzt durch das Leben läuft. Die Strampelnden leisten nichts. Die Leistenden schreiten. Bismarck hatte immer sehr viel Zeit übrig für riesenhaftes Essen und gewaltiges Trinken; er ließ sich seinen Morgenritt nicht entgehen, versäumte den Spaziergang nicht, fand immer Zeit zu Geselligkeit und Plauderei. Benvenuto Cellini, der Goldschmied der Renaissance, schuf ein Lebenswerk in seiner Kunst, das schon durch seine Fülle wie ein Wunder erscheint; aber wenn man seine Memoiren liest, in denen Tollheit auf Tollheit folgt, dann kommt es einem wie ein Wunder vor, daß dieser Sausewind überhaupt zum Arbeiten kam. Er verstand eben die Kunst. Lenbach mit seinem Riesenwerk trieb immer im Trubel des Münchener Lebens. Ballin, der Mann der Pläne und des Organisierens, verzichtete niemals auf die langen Kraftwagenfahrten in sausender Hetzfahrt, die ihm bessere Erholung dünkten als lange Schlafstunden. Bleichröder hätte seine geruhige Kartenpartie im Klub nicht aufgegeben, und wenn auch alle Banken der Welt zusammengekracht

wären. Aber man braucht gar nicht zu berühmten Männern um Rat zu gehen oder gar in die Weltgeschichte hineinzusteigen: man muß nur um sich schauen. Wer sind denn die Gehetzten? Immer die, die ihrer selbst nicht sicher sind. Oft diejenigen, die mit viel Lärm die Winzigkeit ihrer Aufgabe kaum zu bewältigen vermögen. Hamburger Kaufleute pflegen ihre Söhne zu lehren, sie müßten sich hüten vor den Übereifrigen, den Zappeligen, den „Niemals-Zeithabenden", den Verhetzten. Das seien bestenfalls ganz brauchbare kleine Leute. Die wirklichen Könner machten das Geschäft im Spielen. Solch' einer finge zum Beispiel zugleich mit dem Tennisball die gute Idee zu der Geschäftsverbindung mit Buenos Aires. Bei der zweiten Pulle Rotwein im Klub käme ihm so ganz von ungefähr die Erleuchtung, wie dieses verzwickte Geschäft mit Japan „geschmissen" werden müsse. Das seien die richtigen Leute. Den Büfflern und den Hockern gebe ein kluger Kaufmann nur anständige Durchschnittsgehälter —

Wir alle wissen auch, daß geistige Leistung um so stärker wird, je kürzer und zugleich konzentrierter wir an ihr arbeiten. Das haben wir erlebt. Wenn wir vier Stunden hochgespannt arbeiteten, mit völliger Hingabe, in starker Lust; wenn wir dann aufhörten und spielten zwei Stunden lang — dann zitterte in das Spiel die Freude am Geschaffenen hinein, und mitten ins Spiel kamen, nicht mühevoll oder gar quälend, sondern fröhlich, Gedanken und Vorsätze für die nächsten Arbeitsstunden.

Wir wissen, daß wir das Spiel brauchen zur Kräftigung!

Eine verlorene Stunde der Freude ist oft noch viel kostbarer als eine verlorene Stunde der Arbeit. Und dennoch sind wir immer wieder töricht und setzen von neuem an zu neuem Hetzlauf. Auch mich packt immer wieder die Sorge, daß die Spielstunde mir etwas wegstehlen könnte von der Schaffensstunde, und immer habe ich es noch nicht begriffen, daß die Spielstunde es sein muß, die Schaffensstunde zu erzeugen hat. Wechselwirkung. Sie versperren oft unseren Weg, die Dummheitsbalken. Man kann sie wegräumen, diese Balken; aber nicht mit bravem Schieben und Rütteln! Man muß eine geballte Handgranatenladung unter die Balken schmeißen. Die Aufschrift auf der Ladung lautet:

Ich will!

— — — — — — — — — — —

Damals war ich gescheit. Ich verstand etwas von der Wechselwirkung von Arbeit und Spiel. Ich stieg auf Berge. Ich kletterte in Felskaminen. Ich ging mitten in der Nacht mit Bergstock, Rucksack, Laterne los, wenn es mir gefiel. Ich hatte immer Zeit. Ich lachte mit dem Lenerl, war onkelhaft mit dem Seppl, trank in stillen grünen Gärten roten Tiroler mit dem pensionierten Lokomotivführer, der ein weiser Mann war. Nerven hatte ich keine — Ach, diese Luders von Nerven; aber das ist eine andere Geschichte . . . Es störte mich keineswegs, wenn das Lenerl mir in die Arbeit reinrutschte. Vierzehn Jahre alt war das Mädel —

„Einen geruhsamen guten Morgen, Herr Schriftgelehrter!"

„Fahr' ab, Leni!" sagte ich.

„I' fahr' gar net ab. Ich hab' grad' eine Viertel-

stund' Zeit. Erzählen S' mir was! Der Vatter hat g'sagt, Sie hätten es in sich, mit dem Erzählen. — Sie, der Erzherzog, der soll furchtbar verliebt sein in die wunderschöne Schauspielerin, wissen S', die Hampelmayer, die immer die großen Toiletten hat und die wundervollen Brillanten — Sie, Brillanten! — und d' Mutter hat g'sagt, daß der Erzherzog abends in seinem fürstlichen Schlafgemach ruhelos auf und ab geht und stöhnt, weil die Hampelmayer seiner Liebe nicht ebenbürtig ist! Sie, weil Sie doch ein Schriftgelehrter sind, da wollt' ich Ihnen noch 'was fragen: Da hat mir halt in der Kirch' der Obermoserhansl ein' Edelweißbuschen zug'schoben, und den hab' i' g'nommen, und draußen vor der Kirch' hab' i' ihn so a bisserl ang'lacht. Jetzt sagen S' doch, weil Sie ein Schriftgelehrter sind, wenn i' a net viel geb' drauf, war das eine Sünd' und muß i's beichten —?"

„Fahr' ab, Lenerl!" sagte ich. „Raus!"

„Ja — Ihr' Ruah müssen S' ham — i weiß scho' — Sie, wollen S' mit G'walt reich werden mit der Schriftgelehrtenschreiberei?"

Dann kam wohl die Frau Lokomotivführerin:

„Wie kann der Mensch nur so blutsakramentisch viel schreiben? Sie, verziehen S' mir 's Lenerl net; die hat ein Mundwerk, dös is' schon ganz was Schlimm's. Sagen S' ihr die Meinung, wenn s' wieder frech wird. I' möcht' nur wissen, von wem das Mäderl die Goschen hat; von mir hat sie's g'wiß net! Und tun S' dem Seppl net immer Zigaretten geben! Der Lausbub soll a Pfeifen rauchen, und wenn er überhaupt net rauchen tät', wär's no' viel g'scheiter. Aber so is' halt mit die Mannsbilder! Rauchen tun's die ganze Zeit, und saufen tun

s' alleweil! — Jesses, i muß in d' Kuchel — meine Knödeln!"

Dann kam auch der Herr K. K. pensionierte Lokomotivführer:

„Geh'n S' mit in die Schwammerl heut'?"

„Ja. Um drei. Aber um neun müssen wir z' Haus sein!" sagte ich.

„San mir auch. Mir geh'n zur Mooserhütten und nacha in die Kieferneck' 'rein — da stehen s'. Das is das Pilzfleckerl! Sie, haben S' net no' a bisserl an Roten im Krügerl, mich dürst' heut' morgen so viel? Sie, aber Steinpilz' weiß ich —"

Dann kam der Seppl!

„Heil! Also, am Sonntag müssen wir unbedingt auf den Bettelwurf. Im Verein haben s' berichtet, daß sich im Südkamin ein Gesteinstück losg'löst hat, und dadurch der Kamin praktikabel geworden ist. Das müssen wir unbedingt ausprobieren. Gehen S' mit? Ja? — Heil!"

— — — — — — — — — — —

Bei Gott, und ich hatte Zeit! Ich verstand die Kunst.

Die meiste Zeit hatte ich für den pensionierten Lokomotivführer. Das war ein Mordskerl. Der war der Inbegriff der kaiserlich-königlichen Ruhe und Wurstigkeit. Vor allem verdanke ich ihm meine Freude an den Pilzen und meine Kenntnisse der Pilze. Wir beide gingen mindestens einmal in der Woche in die Schwammerl.

Wir waren gute Gesellen.

Ich ging immer sechs Schritte voraus. Ich sprach stundenlang kein Wort.

Da war ein Käfer, der blauschwarz schillerte, dort

huschte erschreckt raschelnd ein Mäuschen, hier sah ein Baum aus, als sei er ein Mensch, der sich sehnsüchtig zum Weibe neigt, der schlanken Buche im grünen frohen Sommerkleid. Wir sprachen erst recht nicht miteinander, wenn wir auf die dunklen Hänge kamen, in die einsamen Wälder, fast tausend Meter hoch über dem Tal. Dort lebte im dunklen Moos in geheimnisvoll versteckten Winkeln das Volk der Pilze. Da schwiegen wir erst recht und waren eifersüchtig, wie der Jäger eifersüchtig ist, und spähten nach Anzeichen, und jagten mit scharfen Augen. Es war Jägerwonne, wenn da auf einmal der Blick auf dem uralten Boden unter der Riesentanne den König der Pilze erspähte, den Steinpilz. Wenn ich so einen Gesellen sah, mit dem braunen Heinzelmännchenkopf über dem dicken weißen Leib, dann mußte ich immer an die Märchen der Kinderzeit denken; an die Gnomen, die im Walde hausen, an die Zwerge, an die verwunschenen Prinzen. Denn solch ein Edelpilz ist märchenhaft und geheimnisvoll königlich. Stolz steht er da, herausleuchtend aus der Kleinwelt von Moosfasern, Gräserchen, dürrem Laub; den schönen Körper reckend. Da bückte man sich fast ehrfürchtig, und schnitt den Königspilz mit scharfem Messer, damit der Keimboden nicht herausgerissen würde, und neue Pilzgeschlechter wachsen konnten aus ihm. So kletterten wir lange Nachmittagsstunden an dunklen Berghängen. Wir jagten auf Steinpilze. Wir nahmen ein paar Pfifferlinge mit, denn Pfifferlinge sind edel, wenn auch nicht selten, und heimsten dann auf der Bergwiese am Waldrand den Goldchampignon ein, der ein großer Herr im Lande der Pilze ist. Beim Abstieg erbarmten wir uns auch der Täublinge, obwohl sie gar

nicht edel waren, aber die gaben eine gute Suppe. Auch freuten wir uns am Reizker, der von der Vorsehung dazu bestimmt ist, in einem wohlschmeckenden Salat zu sterben —

„Jetzt gehn mir über den schwarzen Grund!" sagte der Lokomotivführer prustend. „Und dann trinken mir ein Viertele beim Görgele am Berg. Nachher putz' i' z' Haus die Schwammerl. Die essen mir noch heut' abend; denn, wissen S', wenn man die Schwammerl über Nacht stehen läßt, dann sind s' wie eine überständige Jungfer: 's is halt nix recht's mehr daran!"

Im Wald war das Sprechen verpönt. Beim Viertele war es erlaubt.

„I' hab' halt in meinem Leben noch keinen Menschen gefunden," sagte der Herr Lokomotivführer im stillen Gartenwinkel beim roten Tiroler, „der so wunderschön 's Maul halten kann wie Sie. Da draußen im Wald, wissen S', da muß der Mensch die Pappen zumachen und die Augen auf — damit einem der Wald sagen kann, was das Richtige ist bei der G'schicht' — und wo 's net stimmt — und so —"

Aber jetzt wurde geredet. Das Reden fing immer mit irgend einer Weisheit an, die der Augenblick erzeugte. So ungefähr:

„Sie! I' bin ein alter Mann!" — Langer Zug aus dem Glas mit dem guten, roten Saft —— „Und Sie san was ganz anders. Aber jetzt haben S' wieder dem Holzknecht da einen Wein spendiert, und Sie derfen mir's glauben: Der Holzknecht lacht sich den Ranzen voll, daß er ein solchenes Rindviech g'funden hat. Das Derarbeiten, dös verstehen S', aber 's Z'sammenhalten, dös verstehen S' net. Meinswegen können S' mi'

ja für an saudummen Slowaken halten, aber z'sammenhalten, das is die Sach' im Leben! Wann's dein Geldbeutel nur ein Bisserl aufmachst, nacha fliegen s' nur so raus, die Guldenzettel. Wanns dem Mädel an Finger gibst, dann packt sie di' glei' bei die Haxen!"

„Ja, ja," sagte ich.

„Ja, ja," sagte er. „Das is wenigstens noch a Weinerl! G'sundheit!"

„Ja, die Mäderl! Dös waren noch die Zeiten! Da fallt mir ein —" Er lachte dröhnend und trank tief. „Das waren die Zeiten in Innschpruck, ischt viele Jahr' her, da hat man so mannige Nacht seine drei Liter getrunken, und seine drei Mädels busselt, und seine drei Frechling' z'sammg'schlagen. 's is nix mehr heutzutag'! Sie mit demselbigen Schreiben, schreiben, schreiben — und mit drei Liter liegen S' unter'm Tisch — und i' will nix g'sagt haben. I' sag' gar nix, aber wenn i' Sie wär', mir müschten s' auf die Knie nachrutschen, d' Innschprucker Mädel! Aber a jeder nach sei'm Guschto! Alsdann will i' derzählen, wie i' annodazumal der Minderg'scheite g'wesen bin und der G'spöttelte. Es war die G'schicht mit die Katzen. Druntendrunter is' Eifersucht g'wesen und Brotneid von gute Freund', no ja. Also, i' hab' meine zwei Liter, nix Busserl, an ganz an milden Schkandal beim Karteln — den, der zweifelt hat, hab' i' ganz sanft 'rausg'schmissen — wisch' mir's Maul, und geh' solid hoam . . .

Alsdann: I' hab' d' Katzen nie mögen!

D' Katzen san wie die Weiberleut! Da bischt ganscht — no ja, leutselig — und auf einmal hascht d' Krallen in der Nasen! No ja, brauchst ja net leutselig sein! Aber wenn d' net leutselig bischt, dann sollen sie's Maul

halten, sag' i'! Alsdann hab' i' annodazumal bei einem Bäcker g'wohnt — und — aber das ist eine ganz andere G'schicht'. Heilige Genovefa, gib' dem alten Kerl die jungen Täg' wieder!

Proscht!

D' Katzen! Da is' unter mein' Fenster a Schuppen g'standen. Auf dem Dachel ham ständig alle Katzenviecher von ganz Innschpruck rumpoussiert; i' will glei' hin sein, wenn's net wahr is. Soll aber ein K. K. schwer arbeitender Staatsbeamter etwa nicht sei' bisserl Nachtruh' ham? No ja — i' hab' immer mit Kohlenbrocken g'schmissen. Also, an demselbigen Abend komm' i' hoam. D' Katzen schrei'n verruckt.

I' mach' gewohnheitsmäßig 's Fenster auf und schmeiß' Kohlenbröckeln. Aus 'm Korb beim Ofen.

D' Katzen schrei'n wahn—sinnig!

I' ans Fenster und g'schaut! Da! Da hocken s'! Zwoa! Eine solchene Frechheit!

G'sehen hab' i' d' Viecher, deut—lich!

Also, i' hol mir der Bequemlichkeit halber den Kohlenkorb zum Fenster und schmeiß'! D' Katzen schreien ganz — gemein — und bleiben hocken! I' denk: Bist du b'soffen, oder sind d' Katzen b'soffen? No ja. 's Tintenfassel hab' i' 'runterg'schmissen und d' Sonntagsschuh, und drei Stühl', und eine Flaschen mit Schnaps, wo noch was drin war, das tut mir heut noch leid — —

Sie! Ausg'stopft waren die Viecher!

Sie! G'schrien ham, genau wie d' Katzen, so zwoa Auchtiroler, die mi' ha'm ärgern wollen, weil ich zu denselbigen Mäderl leutselig g'wesen bin —

Alsdann bin i' grad no' mit einer Geldstrafe davon-

gekommen. I' sag' Ihnen: Hüten S' Ihnen vor die Weibsleut! Und alle Katzen san Mistviecher! Ja, ja — G'sundheit!"

An diesem Abend kamen wir sehr spät heim.

„Tun S' mi' so ein bisserl einhakeln," sagte der Herr K. K. pensionierte Lokomotivführer. „I' wackel immer und Sie geh'n g'rad — dös paßt nicht zusammen."

Ein Mordskerl war er, der Herr pensionierte Lokomotivführer. Warum er eigentlich pensioniert wurde, konnte ich nie herausbekommen. Das war der dunkle Punkt, den er nicht beleuchtete. Vielleicht hatte er einmal eine Lokomotive bei einem K. K. Pfandleihamt verpfändet und sie nicht rechtzeitig auslösen können. Denn er mußte einmal eine böse Nummer gewesen sein, nach seinem Erzählen; der Herr Lokomotivführer. So fing's an —

„Also. Das waren Ihnen noch Zeiten . . ."

Und dann berichtete er schmunzelnd, was das für eine nette Sache gewesen sei mit den Fischkästen vom Gardasee für das K. K. Eisenbahnpersonal. Steine hätten sie halt 'reingelegt und das entsprechende Gewicht an Hechten „hoamtragen". Denn Hechte seien Götterspeise: „Anderthalb Pfund, nicht mehr, und nur blau abg'sotten und recht viel Butter dazu!" Dann lachte er das dröhnende Lachen eines Pantagruel. „Schön war's!" Schultern hatte er, in deren Breite mein Rücken zweimal hineingegangen wäre. Saufen konnte er erstaunlich. „Jesses, Sie können a nix! Alsdann — als ich noch jung war, da haben mir beim vierten Liter so langsam ang'fangen!" Er war reiner Lebenskünstler, instinktiver Genießer, völlig unbeschwert

von moralischen Hemmungen. Er war der Vorläufer von Nachfolgern: Außer seiner schmalen Pension hatte er ein Schreiberämtchen bei der Landeskanzlei —

„Plagen? Aber wer wird sich denn plagen im guten alten Österreich-Ungarn! Das wär' ja eine ganz neue Mode!"

Und dann schilderte er seinen Dienst: Morgens um neun war er da. Nun wurde die Morgenzeitung gelesen, hierauf aß man das erste der sechs mitgebrachten Butterbrote zur Stärkung, und dann klappte man den Pultdeckel auf. Jetzt guckte man sich lange die ärarische Schreibfeder an und entschloß sich nach vielem Überlegen zur Entscheidung, ob eine neue Feder nötig war. Und nun setzte man sich hin und betrachtete sich das „Konzept" des „Konzipienten", das zur Abschrift dalag. So 'was! Sechs Seiten! Die Zeiten werden doch immer schlechter! Sechs — Seiten — no ja; mir werden sie schon kriegen, die sechs Seiten. Dann wurden erst einmal die Schnörkel probiert. No ja! Denn wenn so etwas nicht richtig geschrieben wurde, dann wackelte die ganze Regierung, jawohl! Das mußte man gelernt haben: Die richtigen Abstände, und die korrekten Zwischenräume, hoh, und die Überschriften und die Anfangsschnörkel, die sich unterscheiden wie Feuer und Wasser von den Endschnörkeln. Das war eine Verantwortung! Um halb zwölf Uhr kam die Stärkung; jetzt wurde das Viertele Wein gebracht, vom jüngsten K. K. Landeskanzleischreiberanwärter geholt, und dazu wurden die noch restierenden Butterbrote verzehrt.

„Und dazwischen muß doch was derzählt werden! Mir sind doch keine Arbeitsviecher!" erklärte der Herr Lokomotivführer und Landeskanzlist.

Dann wieder setzte die kummervolle Arbeit ein — bei der vierten Seite des Konzepts des Konzipienten. Um drei Uhr aber ging man erlöst nach Hause. Denn die K. K. Innsbrucker Landeskanzlei hatte die praktische und arbeitssteigernde englische Arbeitszeit eingeführt. Als mir das erzählt wurde, pries ich die Güte der Götter. Denn das war absolut der beste Witz, der mir jemals in meinem Leben beschert worden war — Wenn ich heute an diesen guten Witz denke, dann vergeht mir das Lachen. Bei Gott, er hat wahrlich seine Nachfolger gefunden, der Vorläufer von da unten in Innsbruck, in der humorvollen Auffassung des Wesens der Arbeitsleistung für den Staat —

Doch man konnte dem Herrn Lokomotivführer nicht böse sein. Kann man einem Weisen böse sein?

„Wissen S', da erzählt die Bibel von so einem Kerl, der tausend Jahr' alt geworden ist! Und da hab' i' mir halt immer denkt, dös muß eine grausige Sach' g'wesen sein! Und i' mein' halt, der muß g'nug g'habt haben, das arme Luder. Der muß saufroh g'wesen sein, als ihn der Teifi g'holt hat. So schön is halt doch net, 's Leben!"

Oder:

„Lachen muß mer, wann die andern heulen wie die Schloßhund'!"

Oder:

„Warum ärgern sich alsdann die Menschen untereinander, solang' 's 'n Wein gibt, und Berg' mit Schwammerl, und Speckknödel? So 'was Saudumm's!"

Doch er schien auch unfreundliche Erfahrungen gemacht zu haben:

„Wanns dem Weib merken läßt, daß d' ein guter

Kerl bist, nacha bist im Handumdrehen das saudummste Trottelviech von einem Bullen, der im Stall eing'sperrt ist — aber die Kuh geht auf d' Wiesen spazieren!"

Und:

„Unter alle' Viecher san die Menschen doch die mordsgrößten Viecher!"

Ja, so war der Herr Lokomotivführer. Seine besondere Spezialität war noch, daß er die italienischen Katzelmacher auf den Tod nicht ausstehen konnte. Wenn er noch lebt, so wünsche ich ihm, daß der „Rote" ihm nicht gar zu unerschwinglich geworden ist und daß seine Schwammerl noch immer wachsen. Auch soll das Zipperlein ihn nicht allzu arg zwicken.

Denn er war ein Mordskerl.

Und er lehrte mich die Kunst der Freude an den Pilzmännlein im Märchenwald. Wer solche Kunst zu lehren vermag, ist weise und gut. Er mag dabei ruhig ein wenig saufen, und ludern, und lästern.

— — — — — — — — — — —

Ich spielte. In die Berge kletterte ich am liebsten nachts. Die niederen Kiefern sahen im flackernden Laternenschein aus wie Menschengestalten. Im dünnen gelben Licht glitzerte der nackte Fels wie lauter Gold und Silber. Frischer Wind pfiff scharf daher. Die Lungen weiteten sich. Das Herz arbeitete lustig. Auf breiter Felsenplatte machte man Halt zu kurzem Schlaf. Ich lag immer auf dem Rücken, ein Steinstück mit dem weichen Hut darauf als Kissen unter dem Kopf, die Arme ausgebreitet, die Hände flach auf dem nackten, kühlen Gestein. So habe ich die schönsten Träume geträumt. Nun wachte man auf in der eisigen Morgenkälte. und im grauen Dämmerlicht ragten Felsmassen

und Bergriesen, gewaltig, düster, nebelumflossen. Auf einmal aber kam heller Schein in die wogenden, fließenden Nebel, die zerflatternd eilig wichen. Leuchtend in feuerglühendem Rot ergoß sich, wo Steingestalt an Steingestalt und Schneegipfel an Schneegipfel die fernen Bergriesen thronten, der erste warme Lichtstrahl. Der Schnee strahlte rosig auf. Die Wolkenränder jubelten golden. Feurig stand der Sonnenball da. Weich und warm übergoß die rosenrote Flut die Welt aus Stein —

* * *

Auch war ich genügsam; und ich konnte sparsam sein. Meine Freuden hatten nichts zu schaffen mit Guldenstücken und Kronenscheinen. Auch diese Kunst habe ich verlernt; leider verlernt. Es war kein Verdienst dabei. Es war alles so unendlich einfach. Das Mittagessen zuhause, oder im Lamm, oder im Breinössel, oder im Grauen Bären war billig. Ein Päckchen Tabak kostete sechsundzwanzig Heller. Der rote Tiroler im grünen Krug kostete sechsunddreißig Heller.

Ich entbehrte nichts.

Sie ist verlernt, diese Kunst. Es macht mir heute noch Freude, das Geld zu verlachen und gegen seine Macht meine Kraft einzusetzen. Aber das Gesicht zieht sich doch ein klein bißchen schief dabei. Er ist etwas Schönes, der Kampf mit dem Geld. Doch immer ist da das Erinnern an die alten Wunden, die tief bissen und böse schmerzten. Ich wünsche mir, ich könnte noch so lustig sparsam sein wie in der alten Riebachgasse im alten Innsbruck. Das würde mir manchen Kampf ersparen, manches Schwere. Nun, mein Weg ist ein anderer. Der Mensch muß seine Stärken haben und

seine Schwächen. Aber schön war es; so schön! Der wahre Herr ist der Bedürfnislose. Das ist philosophische Erkenntnis und tiefgründige Theorie. Im praktischen Leben machen wir es anders — du — und ich . . . Nicht wahr?

Wir Narren in dieser Narrenwelt!

Knapp ein Jahr war verflogen. Es war ein gescheites Jahr gewesen, ein frohes Jahr, und ein praktisches Jahr.

Ich war gesundet.

Auch konnte ich jetzt sagen: „Da! Da habt ihr den Kram. Ich bezahle meine Schulden. In bar!" So denken zu müssen ist roh, aber ungemein wohltuend.

Die Pilze schliefen unter tiefem Schnee. Die Steinberge waren den Menschen entrückt, in Eis erstarrt. Im stillen Zimmer glühten im Kachelofen duftende Buchenscheite. Der Vorfrühling kam. Der trägt in den Bergen ein Kleid von Schnee und Eis. Aber in der Luft ist auf einmal etwas, das ins Blut schlägt und klingt und singt und rauscht in den Adern. Die Augen werden einem hell und die Gedanken leicht. In der Seele regt sich Drang nach Tat.

Eines Tages, als ich auf der gewaltigen Schneehalde des Bettelwurfs dahinstapfte auf Schneereifen, kam es mir in den Sinn, daß es jetzt an der Zeit sei, nach München überzusiedeln.

Ich entschloß mich sofort und führte den Entschluß sofort aus.

„Alsdann — das ist eine Gemeinheit!" sagte der Herr Lokomotivführer. „Mit wem soll denn i' jetzt in d' Schwammerln geh'n? Hah! Unter alle Viecher san halt die Menschen doch die saudummsten Viecher —

Himmikruzikrizikraxen! Aber heut' abend trinken wir noch ein Schlückerl Terlaner zusammen im Lamm — na, zum Schimmeleder gehn mir rauf; der hat so an guaten Spezial!"

„Schenken S' mir Ihren Spiegel!" sagte das Lenerl. „Denselbigen, der vergrößert, den Rasierspiegel. Und denken S' Ihnen nix dabei, daß i' mal frech g'wesen bin! I' bin nämlich so von Natur!"

„Heil! Heil — Heil!!" sagte der Seppl.

„Und jetzt muß Ihnen schon wer anders die Zwetschgenknödel machen!" sagte die Frau Lokomotivführerin..

— — — — — — — — — — —

Das wirbelt nun alles durcheinander: Die Geschichten, die stillen Nächte, die Schwammerln — die rote Nase des Herrn Lokomotivführers, der Wein im grünen Krüglein — das Streben, das Erreichen, das Erfüllen — das Lenerl, der Sepp, und die Zwetschgenknödel — die Bergluft, die Jugendkraft.

Übrigens — die Innsbrucker Zwetschgenknödel waren ausgezeichnet. Die waren weich wie eines Jüngferleins Herz, sauber und appetitlich in knusperig braunem Semmelbröselkleid wie ein frischer Bursch, süß in ihrem verborgenen Zwetschgenschatz wie die Johannisbrot-Erinnerungen der Kindheit. Ein gar gesund und nahrhaft und köstlich Essen! Und da hat man dann später die Feinheiten der Trüffel zu begreifen gesucht!

Geschichten in München

Meine explosive Mischung. — Stärke contra Schwäche. — Dienstlich und außerdienstlich im Faschingstrubel. — Wie mir der rote Teufel in den Cliquot sprang. — Bierabend bei den Münchener Neuesten Nachrichten. — Der Banause auf der literarischen Soirée. — Wie ich Schwabing erlebte. — „Die Kunst in Ehren, Himmelhergottsackerment!" — Von Schlawinern, Stoffdurchgeistigung, und letzter Loslösung. — Die revolutionären Köpfe. — Meine unanständige Vitalität. — Mein Freund der Zahnarzt. — Große Honorare. — Großes Schuldenzahlen in Hamburg.

Nun war ich wieder in München, zum ersten Mal seit sechs Jahren.

Aber diesmal stand ich auf festen Füßen da.

Die Natur hat mich, als ich ward, aus einer eigentümlichen Mischung von Stärke und Schwäche zusammengebraut, aus ihren Hexenfläschchen spielerisch Atome mischend. Diese Mischung war immer wie ein hochexplosiver Stoff gewesen. Die elende, unerklärliche, geheimnisvolle Schwäche hatte oft genug die Explosion herbeigeführt und mich in die Luft gesprengt. Immer wieder hatte die Schwäche zerstört, was die Stärke erbaute; immer wieder spielend mit dem Wollen in weiter Ferne, dem Hoffen auf das Irgendetwas, dem phantastischen Gegaukle auf Zukunftsregenbogen.

Doch nun schien die Stärke endlich Herr geworden zu sein über die Schwäche.

Ich stand sicher da.

Ich wollte etwas, ganz fest und gerade. Ich brauchte nicht mehr nebelhaftes Glück, des Zufalls Gunst, das Hoffen auf den Erfolg von übermorgen. Ich hatte meine

Arbeit. Ich leistete. Ich verdiente Geld. Ich war jemand. Ich hatte sogar einen Namen. Vielleicht überschätzte ich mich. Das war ganz gleichgültig. Der Mann muß das Gefühl haben, wertvoll zu sein und Werte hervorzubringen. Es war etwas Äußerliches, daß meine Arbeiten in vielen Zeitungen und Zeitschriften erschienen; es war äußerlich, daß ich in einem Jahr Summen an Schulden bezahlen konnte, wie ich sie noch in keinem Jahr verdient hatte früher. Doch das gab Selbstgefühl. Das bescherte Ruhe. Ich machte mir keine Flausen vor. Ich sah mich selber genau an. Denn in eines Mannes Leben muß einmal die Zeit kommen, da er es vermag, sich im stillen Kämmerchen vor den Spiegel zu stellen und dem Mann im Spiegel unbarmherzig ins Gesicht zu schauen, Zug um Zug prüfend, Linie auf Linie beobachtend, forschend in Herz und Hirn. Dann ist er erst stark.

— — — — — — — — — —

Während der letzten Wochen in Innsbruck war es mir bewußt gewesen, daß die Innsbrucker Zeit nicht zu lange ausgedehnt werden durfte. Man durfte als Schriftsteller nicht zu sehr abseits stehen. Oft hatte sich schon der Wunsch in mir geregt, mit anderen Leuten, die wie ich mit der Feder arbeiteten und von der Feder lebten, Zwiesprache zu halten. Dazu war München gerade die rechte Stadt. Jawohl! Und ich gehörte überhaupt unter diese Leute, jawohl! Denn ich war jetzt richtiger deutscher Schriftsteller geworden. Es reckte sich etwas in mir. Donnerwetter, ich fing an, mich zu fühlen. Ich wälzte sogar Romanpläne. Ich schielte selbst nach dem Theater.

Man merke: Es regte sich die verfluchte Eitelkeit!

Doch warum soll man nicht eitel sein? Eitelkeit ist eine Art von Gegenteil von Bescheidenheit. Was andere Menschen an uns eitel nennen, kann kerngesundes Selbstbewußtsein sein. Die wirkliche Eitelkeit, die törichte, löst sich sehr bald in Gelächter auf.

Diese Auflösung war mein erstes Erlebnis in München.

Es drängte mich immer wieder zu der Zeitung hin. Meine Sehnsucht nach München war sehr mitbestimmt gewesen durch die Hoffnung auf die Münchener Neuesten Nachrichten. Die druckten meine lustigen amerikanischen Geschichten ständig. Die mußten sich doch freuen, wenn ich auch einmal reine Zeitungssachen für sie schrieb!

— — — — — — — — — —

Und richtig: Ich war gerade in den Münchener Fasching hineingekommen. Ein Gespräch von einer Viertelstunde auf den Münchener Neuesten Nachrichten brachte mir den angenehmen Auftrag, die großen Bälle und „Redouten" und überhaupt den ganzen Faschingstrubel zu beschreiben. Das war sehr lustig. Die Arbeit wurde überdies glänzend bezahlt, für jede Beschreibung siebzig Mark, glaube ich; aber schöner noch war das Erleben. Um ein Uhr sauste man schnell weg vom Ball und brachte das Manuskript in die Redaktion, und dann hätte man eigentlich nach Hause gehen können, denn der Zweck war erfüllt. Man ging aber nicht nach Hause, sondern schleunigst wieder auf den Ball. Denn diese Münchener Faschingsbälle haben es in sich.

Ich kam einmal wieder auf solch einen Faschingsball im Deutschen Theater zurück und fand eine rote Teufelin, die holdselig anzuschauen war. Darauf tanzte

ich mit der Teufelin einen Walzer. Als der Tanz vorüber war, erklärte ich der Teufelin, daß ich die merkwürdige Ausnahme sei und sie nicht um einen Kuß in einer stillen Ecke plagen würde, aber ich gedächte jetzt, ein Salätchen zu essen, da oben auf der lauschigen Galerie, an einem der unter Tannenzweigen versteckten Tischchen, und dazu einen Schluck Henckell zu trinken. Ob sie mitmache? Sie machte mit. Der Salat war ein Hummersalat. Der Henckell war gar kein Henckell sondern eine Cliquot. Wozu verdiente man denn diese kolossalen Honorare? Die Teufelin nannte mich Bubi. Ich nannte die Teufelin Madonna —

Auf einmal aber kam ein roter Teufel an den Tisch. Er ergriff in teuflischer Ruhe ein Sektglas, erfaßte die Flasche Cliquot — meine Flasche — und schenkte sich ein!

„Prosit!" sagte er.

„Prosit!" sagte ich.

„Das kommt Ihnen wohl komisch vor?" bemerkte er.

„Aber durchaus nicht!" log ich.

„Lieber Mann," sagte die Teufelin, „setz' dich doch zu uns; ich hab' einen netten Bubi gefunden!"

Und wir drei zusammen tranken noch eine Cliquot, die aber hatte der rote Teufel bestellt. Dann gingen wir zum Donisl, einer Münchener Wirtschaft, in der tagsüber und abends Droschkenkutscher, Dienstmänner, und ähnliche ordentliche Leute verkehrten, die aber so von fünf Uhr bis sieben Uhr morgens im Fasching von unordentlichen Kavalieren bevorzugt zu werden pflegte. Denn es ist Münchener Gesetz, daß ein vernünftiger Mensch nach einem Faschingsball sich morgens in solide Gegenden begibt, allwo man zum Beschluß ein vernünftiges Bier trinkt und die noch viel

vernünftigeren „Weißwürscht" ißt. Der Teufel war ein Münchener Architekt. Die Teufelin war seine Frau. Ein holdseliges Wesen . . .

Sie hatte mit ihrem Gemahl vereinbart gehabt, daß er ihr eine Stunde bewilligen müsse, auf diesem Ball, für ganz persönliche Abenteuer. Die Stunde nun war gerade abgelaufen, als mir der Herr Gemahl in meine Flasche Cliquot hineinsprang.

— — — — — — — — — —

Jeden Abend ging es auf irgend einen Faschingsball, und jeden Morgen kam ich um acht Uhr nach Hause und jeden Morgen war ich außerordentlich begeistert über mein gedankenreiches Feuilleton in den Münchener Neuesten Nachrichten. Das dauerte so an die zehn Tage lang. Solch einen Auftrag möchtest du auch bekommen, junger Zeitungsmann, nicht wahr? Als die Bälle vorbei waren, erholte ich mich nicht etwa von meinem Katzenjammer, denn das waren damals die schönen Zeiten, da man ungestraft die Nacht zum Tag machen konnte und vom starken Körper eine Außerordentlichkeit verlangen, ohne daß dieser Leib revolutionäre Gegenmaßregeln ergriff. Frisch war ich!

Ich fühlte nach diesen Faschingsfeuilletons die Verpflichtung, mich doch in München mehr zu zeigen. Die Feuilletons waren glänzend gewesen! Schon vorher hatten mich meine Geschichten berühmt gemacht! Ich mußte da sein! Ich mußte mich sehen lassen!

— — — — — — — — — —

Zuerst zeigte ich mich bei den Münchener Neuesten Nachrichten. Die pflegten ihre Mitarbeiter gelegentlich zu einem Glase Bier in ihren schönen Räumen einzuladen, und das war eine überaus vernünftige Einrich-

tung, denn sie gab allen möglichen Schreibersleuten Gelegenheit zum Gedankenaustausch. Wahrscheinlich wäre ich nicht eingeladen worden, aber ich sorgte dafür, mit edler Dreistigkeit, daß ich eingeladen wurde —

Rechts neben mir saß ein Mann mit einem Namen von wahrhaft gutem Klang. Der Mann sagte:

„Wir Deutsche trinken zu viel Bier — Prosit!"

Er vergrub sich in den Maßkrug und blieb sehr lange darin. Ich auch.

„Es wäre interessant," fuhr er fort, „dem Zusammenhang zwischen übermäßigem Biergenuß und Schwerfälligkeit literarischer Produktion nachzuspüren. Mir fällt da ein wunderbares Beispiel ein: Kennen Sie Verlaine?"

„M — m — m," murmelte ich.

„Haben wir Deutsche einen Verlaine?"

„M — m — m," brummte ich, in der ganzen törichten Verlegenheit, die der Mensch erst in einer höheren Entwicklungsstufe los wird.

„Das Dämonische dieses genialischen Triebes ist undenkbar in Gedankenassoziation mit einem Maßkrug. Verlaine ist süß und unschuldig wie die provençalische Novelle der mittleren Periode, und er ist ein Verbrecher von hinreißender Kraft des verruchten Gedankens! Fühlen Sie denn in Ihren Traumgebilden, daß Sie ein genialer Verbrecher sein könnten wie Verlaine?"

„Nein!" sagte ich.

„Ich auch nicht. Sehen Sie, das ist eben das Bier. Prosit!"

„Ja," fügte er gedankenvoll hinzu, „Verlaine trank Absinth!"

„Prosit!“ sagte ich und trank tief, denn mir wurde schwül. Dieser Verlaine mußte offenbar jüngste französische Literatur sein. Den wollte ich aber schleunigst lesen —

„Wir sind zu fett!“ sagte behaglich mein Nachbar rechts. „Lesen Sie die Münchener Neuesten Nachrichten? Wahrscheinlich; wir lesen sie ja alle. Von dem Mist, der da manchmal verzapft wird, kann man sich einen Begriff machen, wenn man diese angeblichen Feuilletons über die Münchener Bälle liest. Haben Sie sie gelesen?“

„Ja — a . . .“ stammelte ich.

„Schreibt da so ein Mensch, den der liebe Gott zum Flickschuster geschaffen hat und nicht zum Schreiben, die harmlose Fröhlichkeit des Münchener Faschingstreibens sei charakteristisch für die gemütliche Lebensfreude Münchens! Jawohl, und das Übliche vom goldigen Münchener Mädel und von der unschuldig-leichtsinnigen Luft! Der Münchener Ball im Fasching ist ein Bacchanal! Er ist eine, Gottseidank, polizeiwidrige Poussiererei von der vielversprechendsten Unanständigkeit! Diese Bälle lassen mich hoffen — sie lassen mich hoffen . . . Solch ein Trottel —“

Ich aber saß da und kämpfte mit einem grausigen Lachen.

Mein Nachbar zur Linken war der Feuilletonredakteur, ein hochverdienter Mann —

„Nun, bringen Sie uns bald wieder etwas Schönes?“ fragte er.

„Es liegen noch drei Geschichten unveröffentlicht bei Ihnen!“ sagte ich bissig.

„So, so; da wollen wir aber bald einmal nachsehen. Auf Ihr ganz besonderes Wohl!“

„Prosit!“ sagte ich.

— — — — — — — — — —

Ich zeigte mich weiterhin.

Ich ließ mich von einer Dame, deren Reichtum, denn ihr Gemahl braute vorzügliches Bier, so unbestreitbar war wie ihre fröhliche Neigung zur lustigen jungen Welt, auf eine „Soirée“ in ihren Salon einladen, der für höchst literarisch galt; kolossal literarisch. Ich küßte der Hausfrau die Hand. Stand in Ecken herum. Rechts von mir unterhielt man sich über die Bedeutung der himmelblauseidenen Schlafröcke Richard Wagners für die persönliche Erotik des Meisters in Wechselbeziehung zur musikalischen Erotik. Das war mir viel zu hoch! Links von mir sprach man in einer Gruppe über die Bedeutung des Papsttums für die italienische Novelle. Ich hörte hin.

Ich stellte bekümmert fest, daß ich mit meiner mageren Kenntnis Boccaccios da ganz entschieden nicht mitkonnte. Als ich gerade zum Buffet entfliehen wollte, wandte sich eine Dame an mich:

„Finden nicht auch Sie es erstaunlich, daß die ragende Frauengestalt der Borgia keinen italienischen Schilderer gefunden hat?“

Da krümmte ich mich, wie der Wurm sich krümmt, der getreten wird.

„Es ist erstaunlich!“ sagte ich. „Kennen Sie Jack London, den Amerikaner?“

„M — m — m,“ murmelte die Dame.

„Die Parallele ist offenbar. Borgias gibt es heutzutage nur noch in der Südsee. Jack London hat diese

ragenden Frauengestalten hingestellt wie aus Bronze gegossen. Nackt wie Göttinnen, duftenden Blumenkranz auf dem Haar, grausam natürlich im herrlichen Naturinstinkt. Finden Sie nicht auch?"

„M — m — m," stotterte die Dame.

Da hatte ich einen ausgezeichneten Abgang . . .

— — — — — — — — — —

Aber ich mußte doch auch das künstlerische München erleben!

Da begab ich mich nach Schwabing und hockte mich im Café hin. In entsetzlich verqualmter Luft saßen an Marmortischen eigentümliche Gestalten; Männer mit sehr langen Haaren und Frauen mit sehr kurzem Haar. Ein Jüngling, der so bleich war, daß er lieber Beeftea hätte trinken sollen als den Absinth, der vor ihm stand, brüllte mit einer Ungeniertheit, die mir imponierte, der fetten Blondine neben ihm seine neuesten Verse ins Gesicht:

„In meinem Herzen rasen rote Gluten —
Für dich —
Für dich! In lodernder Lohe wahnsinnstaumelnd —
Glutenumschürt von Seele zu Seele —
Feuergeheiligt . . ."

„Die Dicke wird schön sizzeln in der Hitze!" dachte ich.

Und ich war erleichtert und froh überrascht, als ein schlankes Geschöpfchen in Blondgelock mit süßem, frechem Pagenköpfchen sich zu mir an meinen Tisch setzte. Sie sprach in bewegten Tönen von der Liebe. Aber ich machte ein furchtbar dummes Gesicht, als ich zu ahnen vermeinte, daß es sich um die Liebe handelte, die sie zu dem drallen Wassermädel verspürte, das die Wassergläser von Tisch zu Tisch brachte —

Da ging ich weg.

„Anscheinend hast du noch nicht die nötige Kulturreife in dir; noch lange nicht!“ sagte ich mir betrübt.

Ich ging auch in die Schwabinger Ateliers und studierte mit heißem Bemühen die modernsten Bilder, was mit einigen Schwierigkeiten verknüpft war; weil ich weder Russisch, noch Serbisch, noch Jiddisch verstand. Ich ließ mir von einer Dame, die einen ziemlich abgeschabten Teppich, in dessen Mitte einfach ein Loch geschnitten war, als Bekleidungsstück trug, die Revolution der Farbe erklären. Aber die verrückte Idee mit dem Teppich interessierte mich viel mehr als die ganze Farbenanarchie. Ich ging auch zur Kathi Kobus, der hochberühmten, der Inhaberin der Künstlerkneipe in der Türkenstraße; und fabrizierte um Mitternacht Schnadahüpfl, die meines Erachtens mindestens ebenso schlecht waren wie diejenigen der berufsmäßigen Brettlleute, die mit ihren Knüppelversen die Welt erobern wollten —

* * *

Aber die Schwabinger Leute lockten mich doch; die Maler der neuen Farbe, die Dichter des Unerhörten, die Umstürzler kommender Welten. Sie wohnten alle zusammen in Schwabing. Beim Siegestor in München steht in massigem Bau die Kunstakademie. Breite Treppen führen in hohe Hallen, kleinere Treppen steigen empor zu den Einsamkeiten der Werkstätten, allwo die Kunstprofessoren hausen und ihre Schüler. Gleich bei diesem Gebäude fängt Schwabing an. Vom Siegestor aus erstreckt sich eine der schönsten und fürnehmsten Straßen Deutschlands. Es stehen da die kleinen Lustschlösser und Villen der Herrenzeit; mit schön geschore-

nen Rasenflächen und Baumgruppen von Köstlichkeit. Doch alle siebzig oder achtzig Meter zweigen Sträßchen ab, nach links und nach rechts. Dahin zog die Münchener Kunst; sonderbarerweise immer diejenige Münchener Kunst, die augenblicklich überaus wenig geschätzt wurde und revolutionäre Protesthaltung einnahm zu der Münchener Kunst der Zeit. Aus allen Weltwinkeln strömte es in diese Ateliers hinein.

Der richtige Urmünchener liebte Schwabing nicht besonders. Ein Münchener sagte mir einmal beim gemütlichen Tarok:

„Die Kunst in Ehren! Dabei wär' noch zu bedenken, daß wir Münchner immer künstlerisch g'wesen sind, schon von wegen der Tradition. Aber eine solchene Sauwirtschaft, wie sie da ist bei den Malmännern und den Malweibern in Schwabing, dafür tät' ich mich aber doch bedanken. Da schreien die Malweiber nach dem Kind! Wenn mir die meinige Tochter ein geschrienes Kind ins Haus bringt, nacha brächt' ich sie um. Die Malmänner zahlen auch nicht richtig, ich muß das wissen, ich hab' nämlich zwei Häuser in Schwabing. Und wenn's nicht z'vonwegen der Münchener Kunst wär', dann tät' ich die ganze miserablige Gesellschaft rausschmeißen! No, no! Die Kunst in Ehren! Aber die Schlawiner soll der Teufel holen! Da kommen s' her aus Galizien, und ich kann bloß sagen — aber i' sag' gar nix. Die Kunst in Ehren. Himmelherrgottsackerment! Proscht!"

Das klang ungemein vielversprechend. Ich machte mich an die Untersuchung.

Schlawiner?

Das waren Leute, die, bayrisch gedacht, in Bayern nichts zu suchen hatten. Ein Schlawiner war gewöhn-

lich ein Russe, oder ein Serbe, oder ein Galizier, und sicher ein unerwünschtes Individuum. Aber sie kamen und waren da. Die Kunst in Ehren. Der Paß war auch in Ordnung. „No, ja. Himmelherrgottsackerment!"

Ein richtiger Schwabinger mußte zum mindesten drei sexuelle Zwischenstufen in sich vereinigen können, ehe er für voll gerechnet wurde; ein Dutzend Bilder hingeschmissen haben, die jedem Farbenbegriff und vor allem jedem zeichnerischen Können revolutionär ins Gesicht schlugen; einen Band Gedichte „erlebt" haben, so titanisch und „abgründig", daß er sie selber nicht verstand. Aber die anderen verstanden sie. Sonst hätten sie nicht mehr mitgekonnt in Schwabing. Denn Schwabing nahm sich gegenseitig ernsthaft.

Schwabing stellte seine Forderungen. Da kam man nicht darum herum. Nette Mädels mußten sich furchtbar abmühen, die rasende Bestie in sich zu entdecken. Wer militärdiensttauglich war, schlich sich aus Schwabing fort: Er war gerichtet. Die mangelnde Durchgeistigung des Seins war in einem solchen Körper zu offenbar. Es kam auf die Wesenheiten an, die Seinsbedingungen bewußter Ichhoheit, die Stoffdurchgeistigungen, die allerletzten Loslösungen, die Verinnerlichung der Äußerlichkeit, und auf das Reden kam es an. Ein Schwabinger konnte man mit vorgeschrittener Paralyse sein, mit hochgezüchteter Neurasthenie, und sogar als Hermaphrodit — aber taubstumm durfte man nicht sein in dieser beschränkten Gesellschaft ohne Haftung auf gegenseitige Bewunderung.

Dazwischen schrie die Weiblichkeit nach dem Kinde und die Männlichkeit nach der Revolution; nach irgend einer Revolution; in den Farben, in den Worten, in

den Begriffen. Das war ganz gleichgültig. Es mußte nur eine Revolution sein. — Dann und wann erstand aus dieser hysterischen Umgebung ein wirklicher Künstler. Meistens aber gingen die Wenigen, die begabt waren, an Schwabing zugrunde. Die Mühsam's, die Gräser's, die Toller's waren verschwabingerte Könner; Opfer ihrer Umgebung, Produkte der gräßlichen Kaffeehausrederei —

— — — — — — — — — —

Jetzt geht es den Schwabingern schlecht.

Die „Schlawiner" werden hinausgefeuert aus dem bayrischen Schwabing.

In linksradikalen Kreisen nennt man das „die Reaktion".

Es ist ja auch so jammerschade um diese Schwabinger, die Revolutionen als aufpeitschendes Arzneimittel für ihre kümmerlichen Leiber und Seelen brauchten, die dem Expressionismus jubelnd entgegenheulten, weil er von zeichnerischem Können und schwerem Lernenmüssen entlastete; die Dichtung in Wortstammelei schaffen mußten, weil sie der Sprache nicht Herren waren —.

* * *

Ich ging später nicht allzu oft in die Schwabinger Kaffeehäuser und ich wurde auch nicht heimisch in den Ateliers bei den verrückten Bildern und den nächtelangen Auseinandersetzungen über das Drama der Zukunft. Ich hörte zwar dem Seelengestöhne über die Qualen des Liebeslebens interessiert zu, aber ich konnte mich der Erkenntnis nicht verschließen, daß die Leutchen das schwierige Problem im Grunde doch auf überaus einfache und althergebrachte Weise lösten. Das war nichts

Neues. Diese Sächelchen hatte Boccaccio besser erlebt und viel besser geschildert. Für das Drama der Zukunft war ich einmal entflammt gewesen. Seine Jünger redeten sehr begeistert, und mehr als einmal wurde ich mitgerissen. Aber in nüchterner Stunde dann fragte ich mich doch verwundert, weshalb denn diese Genialitäten das Drama der Zukunft noch nicht geschrieben hatten? Das war doch der Witz! Reden konnte ich es auch, das Drama der Zukunft!

Ich paßte nicht zu den Genies.

Ohne Zweifel ist das meine Schuld gewesen. Ich verspürte in mir nur Abwehr gegen die Schwabinger. Es war etwas ganz Primitives dabei. Ich konnte nun einmal keine Freundschaft aufbringen für ein männliches Wesen, das entzückt Zuckerwasser soff und dabei, als wäre es wirklich im Rausch, seine herrlichen Ideen Krethi und Plethi anpries wie eine Hure dem Freier ihre Liebeskünste. Wenn solch' ein Genius wieder einmal Schiller verhöhnt hatte und achselzuckend zugegeben, daß Goethe immerhin als Vorläufer eingeschätzt werden müsse, dann juckte es mir in den Fäusten. Das Biest hatte lange Haare und sprach laut. Aber es war nichts und hatte nichts und konnte nichts. Sogar sein Mädel machte schlechte Witze über Mißverhältnisse zwischen Wollen und Können, wobei das Mädel übrigens nicht an das Drama der Zukunft dachte, sondern an simple Erdendinge. Auch gefielen mir diese Kaffeehäuser nicht. Saufen ist etwas Schönes und Gutes, so man irgend einen Zweck damit verbindet. Sich Nächte bacchantisch um die Ohren schlagen: das hat manchmal Sinn und Verstand. Aber bei einem einzigen Schnaps, einer Tasse Kaffee, und zehn Glä-

fern Wasser stundenlang dazuhocken, nur weil das zum guten Ton irrsinniger Lebensführung gehörte, das machte ich nicht mit. Ich reagierte sauer auf die Schwabinger. Wenn mir einer, der plötzlich ein großer Mann geworden war, weil er etwa unter dem Pseudonym „Hermoderma" der Münchener Jugend einen witzigen Vierzeiler angehängt hatte, seine Entdeckung der wesentlichen Bestandteile der Weltseele ausposaunte, wurde ich gewöhnlich grob. Ich setzte dann vielleicht des längeren auseinander, daß ein New Yorker Hafenarbeiter bedeutend mehr von der Weltseele verstehe als alle Literaten miteinander. Es machte mir Spaß, auf solch' einen Seelenerguß eine derbe Geschichte draufzusetzen: Ganz Roheit; gänzlich ohne Seele!

Das gefiel mir! Den Schwabingern nicht!

Denn ich war wieder sieben Kilometer lang und drei Kilometer breit.

Nicht etwa geistig; wie man merkt. Nur so praktisch.

„Ihre Vitalität ist direkt unanständig;" schrie einmal entrüstet ein Jüngling, „Sie kleben auf ekelhafte Weise am alltäglichen Geschehen. Haben Sie keine Seele? Regt sich in Ihnen nicht die Sehnsucht nach Höherem?"

„Nein!" sagte ich. „Übrigens sind Sie ein Hanswurst!"

„Was?"

„Hanswurst!"

„Wollen Sie das zurücknehmen?"

„Nein!"

Sagte der Jüngling: „Das ist eben die unanständige Vitalität." Und damit war die Sache erledigt —

Die Erklärung dafür, weshalb ich Schwabing nicht

in hellichter Begeisterung erleben konnte, ist natürlich sehr einfach. Die Männlein und Weiblein von Schwabing faselten sich die Welt zurecht. Ich aber hatte sie erlebt. Ich wußte genau, daß zweimal zwei vier war. Ich stand auf festen Füßen da. Ich fand keinen Witz darin, mir in einen alten Teppich ein Loch zu schneiden und ihn mir dann als Bekleidungsstück umzuhängen. Ich hatte keine Lust, die Welt durch rasendes Gerede bei Wasser und Sexualabnormitäten zu revolutionieren.

Ich war ein Unwürdiger. In Schwabing. Überdies schrieb ich Geschichten, die normalen Menschen Spaß machten.

— — — — — — — — — —

Ich gab Schwabing auf. Ich fühlte mich viel wohler beim amerikanischen Zahnarzt. Den hatte ich auf dem peinlichen Umweg über einen kariösen Zahn kennen gelernt. Die Bekanntschaft dehnte sich aus zu zwei Bridge-Abenden in der Woche. Bridge ist unsinnig verfeinerter Whist und kommt gleich nach dem Pferdestehlen. Nach der Bridgepartie pokerten wir. Gegen richtigen Poker ist Pferdestehlen eine harmlose Beschäftigung. Mitspieler waren Herren vom amerikanischen Konsulat. Wir spielten so toll, daß wir uns gegenseitig ganze Berge Geld schuldeten. Eines Abends verglichen wir die Schuldsummen und kamen überein, den ganzen Blödsinn als ungeschehen zu betrachten.

Das war viel schöner als Schwabing.

Wir hatten nämlich schon seit Wochen mit Bons gespielt. Diese Papierstückchen waren zuerst sehr ernsthaft und sehr ehrlich gemeint, aber in der Spielaufregung wurden sie bald zu einem Witz. Man schrieb

eben so hundert Mark hin — und so entstand Geld. Mehr; es entstand eine Papierwährung. Denn — das war alles ein unausgesprochener Scherz — es wäre doch keinem von uns eingefallen, ein wirkliches Zwanzigmarkstück aus der Tasche zu holen. Das tat nur ein Neuer, gewöhnlich vom Konsulat, der zum erstenmal mitspielte. Aber er tat das dann nie wieder. Er wurde schon beim erstenmal furchtbar ausgelacht. — Ja, und dann muß ich gestehen, daß ich mich in dieser Zeit so etwa der Hehlerei schuldig machte. Der Zahnarzt nämlich, der viel Geld verdiente und dem es sehr gut ging, hatte den amerikanischen Souvenirrappel. Er hatte mit Vorbedacht in die Tasche seines Sommerüberziehers ein Loch geschnitten, durch das er mit der Hand nach der Innenseite des Überziehers durchgreifen konnte. Diese Vorrichtung war dazu da, um bequem und unauffällig die Bierseidel verbergen zu können, die er beim Weggehen aus Münchener Bierkellern mitlaufen zu lassen pflegte. Er wollte sich nämlich eine Sammlung von „original Munich steins" anlegen. Ich erlebte das mit ihm immer wieder. Aber er machte ein so spitzbübisches und so lustiges Gesicht, wenn er beim Aufbruch das Seidel unter den Mantel praktizierte, daß man nur lachen konnte —

Ich verlor in dieser fröhlichen Runde Unsummen an Papierwährung.

Diese Papierschulden wurden aber, wie gesagt, nach Vereinbarung nicht bezahlt. Der wirklich Hereingefallene war der Zahnarzt, denn seine saftige Rechnung für einige Goldplomben gewann ich ihm im Pokern in wirklicher Währung ab — Gold gegen Gold!

— — — — — — — — — —

Noch immer schrieb ich am liebsten in der Nacht, beim Lampenschein. Eine gute Maschinenschreiberin hatte ich bald gefunden. Jetzt wurden meine Arbeiten immer gleich mit sieben Durchschlägen abgeschrieben, und das sparte viel Zeit. Ich las viel, war oft in Bibliotheken, ging in Kunstausstellungen, besuchte die wichtigen Theater, mich in meinen Bedürfnissen verfeinernd, arbeitete mich in Kenntnis der deutschen Literatur hinein. Ich reckte mich und streckte mich. Ich blieb sparsam. Das Ziel erforderte es. Die verbrannten Finger schmerzten noch. Nichts konnte mich abhalten von der Arbeit. Ich war im Werden und Wachsen.

Auch verdiente ich Geld. Nun waren sie fast ganz bezahlt; die Wucherer. Den Rest, und noch mehr, bezahlte die Ozeanzeitung des Norddeutschen Lloyd. An die war ich durch Zufall geraten. Sie erschien in dem Berliner Verlag Reimar Hobbing & Co. Als die Hobbings hintereinander mehrere meiner Geschichten zu sehr hohem Honorar gekauft hatten, merkte ich etwas und fuhr nach Berlin. Ergebnis: Abschluß für zwanzig Geschichten und viel Honorarvorschuß! Weil das so gut gegangen war, ging ich auch gleich zur Modenwelt: Ergebnis Abschluß und Honorarvorschuß!

Und nun fuhr ich nach Hamburg.

Dort ließ ich die gefälligen Herren, die zuletzt nur noch mit den Händen und den Schultern geredet hatten, antreten, und machte reinen Tisch, bar bezahlend wie ein Lord. Meine Gemütsstimmung war im übrigen: Was kostet Hamburg? Seht ihr wohl, da bin ich wieder! „Zum Erstaunen bin ich da!" Als persönliche Verschwendung erlaubte ich mir einen Panama und zwei

kurze Briar-Pfeifen mit Silberbeschlag. Panama und Pfeifen besitze ich noch heute — halli und halloh!

Und in Hamburg bin ich seitdem geblieben.

Meine Erinnerungsbücher

Wie ich mein Buch über die Fremdenlegion schreiben mußte. — Vom Verleger und vom Burgundertrinken. — Das Geheimnis der Schöpfungsstunde. — Das Problem: Schriftsteller und Verleger. — Meine anderen Erinnerungsbücher. — Schreibersmann bleibt Schreibersmann.

Bis jetzt hatte ich nur für die Tagespresse gearbeitet. Mein ganzes Dasein stand auf der Zeitung. Ich war Journalist, oder wie die Großkopfigen unter den Literaten sagen, n u r Journalist; Zeitungsschreiber.

Nun aber kam der Buchverleger in mein Leben. Er schrieb kurz und sachlich, er habe im Schwäbischen Merkur eine Skizze aus meiner Feder über Erlebnisse in der Fremdenlegion gelesen. Er bäte um Mitteilung, ob ich für ihn ein Memoirenwerk über die Fremdenlegion schreiben könne und wolle. Als ich den Brief aus Stuttgart gelesen hatte, legte ich ihn schleunigst weg.

„Ein Buch über die Fremdenlegion soll ich dir schreiben?" lachte ich. „Mann, ich danke ja allen Göttern, daß ich es endlich halbwegs fertig gebracht habe, die Fremdenlegion zu vergessen!"

Ich hatte mich schon darüber geärgert, daß ich damals in der ersten Zeit in Innsbruck diese Schilderungen aus meinem Erleben in der Fremdenlegion geschrieben hatte, und jetzt erwachte der alte Ärger aufs neue. Das war töricht gewesen. Ich hätte nicht die Ichform gebrauchen

dürfen in diesen Schilderungen. Ich hätte mir das überlegen müssen. Was zum Kuckuck ging es andere Leute an, daß es mir einmal beliebt hatte, Fremdenlegionär zu sein? Nun, die Dummheit war einmal gemacht. Aber auch noch ein Buch schreiben über diese Gräßlichkeit? Das alles wieder aufwühlen, von neuem durchleben; das alles erzählen müssen, schildern, entblößen? Nein! Ich fing an zu schreiben: „Ich bedaure, Ihren Wunsch nicht erfüllen zu können —" und warf den Briefbogen weg. Der Verlegerbrief konnte auch in einigen Tagen noch beantwortet werden —

Es schien auf einmal düster geworden zu sein im Arbeitszimmer, obgleich die helle Sonne hineinschien durch die Fenster. Ich lief auf und ab. Dann nahm ich Hut und Stock und fuhr mit dem Vorortszug nach Hamburg. Wäre ich im Zimmer im Ahrensburger Gartenhäuschen sitzen geblieben, dann hätte ich den ganzen Tag lang an die verfluchte Fremdenlegion denken müssen . . .

— — — — — — — — — —

Aber das half nichts. Jetzt waren sie wieder da, die halbvergessenen Erinnerungen. Sie zerrten und rissen an mir. Was ich begraben zu haben glaubte, wurde wieder lebendig. Mitten in irgend einer lustigen Geschichte mußte ich an die armen Teufel denken, die im Wüstensand keuchten. In den Nächten träumte ich von der Fremdenlegion. Hunderte und Aberhunderte von Händen streckten sich aus zu mir: Schreib' über uns! Hilf uns! Sag' endlich den Menschen, wie es aussieht bei uns! Und ich merkte, daß ich ein Buch über die Legion nicht nur schreiben sollte, sondern daß ich es schreiben mußte. Ich schrieb ein Ja hin nach Stutt-

gart. Ein Briefwechsel folgte. In den Zeilen und zwischen den Zeilen der Verlegerbriefe verwunderte mich manches. Es wurde da von Geschäft gar nichts gesagt. Von der Hoffnung auf Erfolg im äußeren Sinne erst recht nicht. Aber sie schrien, fast fanatisch, nach Ehrlichkeit für jede Zeile, die geschrieben werden sollte, diese Briefe; nach Schilderung, nach Aufklärung, nach wirklichem Wert. Sie wühlten mich auf. Ich kannte den Mann nicht, der sie geschrieben hatte, aber das war einer, das spürte ich, mit dem zusammen zu arbeiten der Mühe wert war. Der erfaßte eine Aufgabe, setzte sich ein für diese Aufgabe, und konnte begeistern für die Aufgabe.

Ich fuhr nach Stuttgart.

Wir saßen die besten Stunden eines Tages zusammen und die längeren Stunden einer Nacht. Wir tranken Burgunder dazu. Er ließ mich erzählen. Selten stellte er eine Frage; aber dann lockte diese Frage etwas heraus. Sie brachte mich auf Wesentliches. Als ich zurückfuhr nach Hamburg, wußte ich: Du mußt es schreiben, dieses Buch; und wenn du verrückt wirst dabei, und wenn du dich zu Tode quälst, und wenn du auch nicht willst, nicht magst, nicht zu können glaubst — du mußt dieses Buch über die Fremdenlegion schreiben!

* * *

Ich war wieder in der Fremdenlegion; in dem Gartenhäuschen in dem Hamburger Vorort. Stunde auf Stunde der Legion erlebte ich wiederum. Wüstenmärsche marschierte ich. Mit den Menschen, die links und rechts neben mir in den Legionsbetten geschlafen hatten, hielt ich Zwiesprache. Der Teppich da im Zim-

mer war Wüstensand. Der schmale Streifen zwischen Teppich und Wand war die afrikanische Heeresstraße. Auf ihr marschierten gebückt die Menschen der Kolonnen des Regiments. Nun kamen die Wagen, und an diese Wagen waren Legionäre angebunden, die im Marsch zusammengebrochen waren. Jetzt mußten sie laufen, sie mußten, oder geschleift werden. Wenn ich in einer Wirtshausecke im schlichten Ahrensburg ein Glas Bier trank, dann war der Raum gar bald verzaubert. Nicht Bier trank ich. Ich trank den algerischen Rotwein der Legion. Nicht Ahrensburger Bürger waren es, die an den Tischen dasaßen, sondern Legionäre in der Kantine zu Sidi-bel-Abbès. Sonderbarer noch: Ich war noch mehr Fremdenlegionär jetzt, als ich es in Wirklichkeit gewesen war. Lebendiger stand das alte Erleben da, als es mir geschienen hatte im Erleben selbst. Ich war oft abwehrend über das Grauen hinweggeglitten. Ich wollte nichts sehen; ich wollte nichts hören. Jetzt hörte ich mit hellen Ohren sie weinen, diese Legionäre; hörte sie fluchen, lästern, verzweifelnd schreien. In dem Stuhl dort neben meinem Arbeitstisch saß mein Freund der Trommler und betete halb betrunken Koransuren herunter. Ich stand wieder auf Wache im stinkenden Gefängniseingang, und aus den Zellen drangen nun wimmernde Männerstimmen, die mich um ein Stück Brot anflehten, das ich nicht hatte — und jetzt ertönten grell entsetzliche Flüche, die alles lästerten, was diesen Gequälten einmal heilig gewesen war.

In später Nacht drängten sie sich in Scharen zu mir herein, die Legionäre:

„Was, dir geht es gut? Und wir verrecken! Her zu uns, Legionär! Du bist unsereiner!"

Die Angst überkam mich. Diese Zeiten mußte ich zu neuem Leben erstehen lassen? Mich selbst sollte ich hinstellen mitten hinein? Es schien unmöglich. Doch in einer einzigen Stunde kam über mich die Erlösung. In rasender Eile warf ich sie hin aufs Papier, die Kapitelüberschriften, die Inhaltsstichworte für die Kapitel, den ganzen Arbeitsplan. Klar umrissen lag das Buch vor mir, das entstehen sollte.

So ist es mir bei allen meinen Büchern ergangen. Es war immer eine ganz kurze Zeitspanne, in der aus einem wirren Gewoge von Erinnerungen und Eindrücken Form und Gestalt des Buches sich entwickelten. Es mag sein, daß solche Schöpfungsstunde nur das Endergebnis langer Qual und mühseligster innerer Vorbereitung ist, das in natürlicher Folge plötzlich einmal da sein muß. Mir aber, der ich doch mählich mein Handwerk wirklich verstehe, erscheint es immer noch wie ein Wunder, wenn hundert Minuten mir bescheren, ohne daß ich weiß, warum und woher, was ich in hundert Stunden vergeblich zu finden mich bemüht hatte. Und diese hundert Minuten sind immer wieder die köstlichsten Augenblicke des Lebens gewesen! Ein fertiges Buch? Das bedeutet nur die Erlösung aus Qual; die Erschlaffung nach dem Gebären. Nur der in das Hirn jäh hineingeblitzte Schaffensplan, wenn man auf einmal alles handgreiflich vor sich sieht, ist höchstes Schöpferglück —

— — — — — — — — — —

Nun schrieb ich. Ich durchkostete die Qualen, Wort auf Wort und Satz auf Satz in ordentlicher Reihenfolge hinmalen zu müssen, was an Erinnerungen wirbelte, und ich erlebte die köstlichen Freuden, in den schmalen Morgenstunden mich glückselig zu begeistern an

dem, was ich geschrieben hatte in langer Nacht. Denn dann verhüllen gnädige Schleier die Unwerte. Es müssen Wochen, oft Monate vergehen, bis der Schreiber dem Geschriebenen kühl ins Gesicht sehen kann und zu entscheiden vermag, was schlecht ist, was gut, was wesentlich und was überflüssig. Vielleicht ist die Entfernung des Überflüssigen eine schwerere Probe für das Können als das Schaffen des Wesentlichen. Man arbeitet stärker und schöpferischer, so scheint es mir, wenn man in harter Selbstkritik und mit scharfem Hinhorchen nach Sinn und Klang fertig geschriebene Seiten überarbeitet.

* * *

Das Buch war fertig.

Ich fuhr mit dem Manuskript nach Stuttgart. Tagelang saßen der Verleger und ich am Schreibtisch und prüften das Gebilde Zeile um Zeile. Da wurde nicht von Geschäften gesprochen. Da dachte keiner von beiden an Ehren oder Geld. Ein jeder mühte sich nur mit allen Kräften des Hirnes und der Seele, geschaffene Arbeit besser zu machen, ihr hineinzublicken in alle Geheimnisse, ihre Vorzüge zu vergrößern, ihre Fehler auszumerzen, soweit Menschenkönnen das vermochte. Dann war das geschehen. Der alte Burgunder kam zu seinen heiligen Rechten. Ich bin damals aus Stuttgart weggefahren als glückseliger Mensch.

Es schien mir überaus gut, daß der Verleger in mein Leben gekommen war.

— — — — — — — — — —

Es ist betrüblich, daß zwischen Schriftsteller und Verleger sich so häufig Gegensätze eindrängen, die darin begründet sind, daß der Verleger Kaufmann sein muß

und der Schriftsteller gewöhnlich kein Kaufmann ist. Diese Gegensätze durchaus natürlicher Art verlocken den Schriftsteller manchmal, von dem Verleger zu denken, daß er nur so eine Art von kaufmännischem Verwerter sei, dem der Schriftsteller den Wert erst gegeben hat, auf dem des Verlegers kleinere Leistung beruht. Auch der Verleger wird verlockt, sich selbst zu überschätzen, wenn er weiß, daß seinem Können und seinem Einsetzen für das Buch der Erfolg zum großen Teile mitzuverdanken ist. Diese Gegensätze müssen überbrückt werden. Ein unerfreulicher Geselle muß der Verleger sein, der in dem Buch des Schriftstellers nur eine Ware sieht, mit der Geschäfte zu machen sind. Ein nicht minder unerfreulicher Geselle muß der Schriftsteller sein, der im Verleger nur den buchhandelnden Kaufmann sieht. Es ist schön und gut, daß Schriftsteller in Verbänden sich zusammenschließen, um ihre Rechte zu wahren und dem Verlagsbuchhandel gegenüber berechtigte Forderungen durchzudrücken. Aber das alte Problem kann sicher nicht gelöst werden durch schematische Festlegung von Mindesthonoraren und Normalverträgen. Denn dem tüchtigen Verleger ist sein Buch mehr als eine Ware. Er hat es genau so lieb wie der Verfasser.

Er steckt in dem Buch drin und wendet seinen ganzen Ehrgeiz und alle seine Kräfte auf, um von dem Wert zu überzeugen, an den er glaubt. Solche Verleger braucht der Schriftsteller. Aber selbst die besten unter ihnen versagen manchmal erzürnt, wenn die flatterigen kaufmännischen Vorstellungen des Schriftstellers die notwendige kühle Ruhe im Geschäftssanktum des Verlags allzusehr stören. Noch seltener sind die Schriftsteller, wie der Verleger sie als Idealgestalten sich vor-

stellt. Das Werk ist natürlich die erste und letzte Hauptsache. Aber auch auf den Verleger einzugehen, seine Leistung zu würdigen, seine Mühen richtig einzuschätzen, seine Nöte zu begreifen; das verstehen sehr Wenige.

Normalvertrag? Tarifhonorare? Gewerkschaftsforderungen?

Wer sonst nichts vom Verleger verlangt und erlangt, der hat eine Niete in der deutschen Buchlotterie erworben. Freilich müssen ein tüchtiger Schriftsteller und sein tüchtiger Verleger auch Geduld miteinander haben, wenn sie aneinander vorbei denken und reden. Dann müssen sie sich gegenseitig suchen und finden. Sonst passiert das, was Josef Ruederer, der geistreiche Münchener, einmal so ausgedrückt hat: „Es fängt an mit ‚Hochverehrter Meister!' dann geht es weiter mit ‚Lieber Freund!' und endlich hört es auf mit ‚Euer Hochwohlgeboren!'." Und dann ist wieder einmal ein Verleger wütend und ein Schriftsteller schimpft . . .

— — — — — — — — — —

Ich und der Verleger hatten Geduld miteinander. Gemeinsame Arbeit verband uns. Er hatte ein unheimlich scharfes Auge für Mängel. Manchmal kam das Grauen über mich, wenn er mit zwei, drei kaustischen Sätzen wie mit Sezierschnitten in mein Geschriebenes hineinfuhr. Dann aber arbeitete es gewaltig in mir. Nun kam Rede und Gegenrede, die beleuchtete und zu neuen Gedanken und Gesichtspunkten führte. Der Verleger hatte auch den sicheren Blick im Erkennen nicht ausgenutzter Möglichkeiten. Ich danke ihm manche fruchtbare Anregung. Wir konnten arbeiten zusammen. Wir drückten das einmal so aus: Wir können ein jeder denken mit dem Gehirn des anderen!

Das kam den Büchern zugute.

Meiner Seele aber kam es zugute, daß ich bei ihm lernte, was Burgunderwein bedeutet und wie man Burgunder trinken muß. Mit seinem alten Volnay und Chambertin trieb er eine Art Gottesdienst. Da lernte ich, wie man mit heiliger Andacht den braunroten Saft schlürft, weltentrückt und hingegeben in Frömmigkeit. Wenn die staubige Flasche im Weidenkörbchen auf dem Tische stand, in einer dämmerigen Ecke, und der Verleger das Glas ans Licht hielt, mit geschlossenen Augen den Duft einsaugend und dann in kleinen Schlückchen die kostbaren Tropfen mit der Zunge zerdrückend, dann schwieg er. Er hielt Zwiesprache mit seinem Wein. Stumm füllte er mein Glas auf; stumm drehte er mir eine Zigarette, stumm schnupperte er und trank. Weit weg wanderte seine Seele, in irgend ein fern leuchtendes Land Orplid, wo besonnter Meeresdampf der Götter Wangen feuchtet. Beim dritten Glase erst sprach er, bedächtig nun, oft traumdunkel wie Rembrandtische Hintergründe, oft Worte voll farbigen Feuers, als zeigte er mir in der hohlen Hand Amethyste, Türkise, Perlen und Opale, aus denen es geheimnisvoll schimmerte, lockte, geisterte.

Und dann wieder lachten seine Augen. Dann wurden wir weise, und erzählten einander von Sinn und Unsinn des Lebens . . .

So lernte ich, wie man Burgunder trinkt.

— — — — — — — — — — —

In vielen Jahren sind nur wenige Wochen vergangen, da nicht Briefe gewechselt wurden hin und her. Meine Amerikabücher sind herausgewachsen aus Burgundertrinken und Erzählen in langen Nächten, und

der Verleger kannte sie schon, noch ehe eine einzige Zeile geschrieben war. Er hat nicht nur meine Arbeit miterlebt, der Verleger, sondern auch mein ganzes Leben und meine Sorgen. Ich habe den Verlag miterlebt oft in den winzigsten Einzelheiten und in allen Nöten, die eine so gefährliche Ware bedeutet wie ein Buch sie ist. Einmal hatte er recht; dann wieder hatte ich recht. Es ist mir eine liebliche Erinnerung, daß ich dem Verleger so um den ersten Monat des Jahres 1913 herum eine ganze Kiste Burgunder abgewann. Er hatte nämlich gewettet, daß der Weihnachtsverkauf des neuen Buches eine bestimmte Ziffer nicht erreichen würde, und ich hatte dagegen gewettet. Ich hatte Recht behalten. Er hat später im Großen und Ganzen öfters recht behalten als ich, aber er war nicht klug genug, jedesmal eine Kiste Burgunder zu wetten. Sonst hätte er einen ganzen Keller voll des allerschönsten Weins —

Auch wurden wir manchmal grob.

Er schrieb:

„Nur ein grüngebeizter Narr kann doch . . .“

Ich telegraphierte:

„Lex mihi ars!“

Aber das wäre ja noch schöner, wenn vernünftige Leute sich nicht einmal vernünftig die Meinung sagen sollten.

* * *

Als das schön gebundene und sauber gedruckte Fremdenlegionsbuch vor mir lag, freute ich mich. Ich betrachtete es von allen Seiten. Sehr schön; ausgezeichnet. Dann blätterte ich in den Kapiteln, die mich am schwersten gequält hatten, als ich sie schrieb. Ja! So war

es gewesen! Hierauf las ich das ganze Buch von der ersten bis zur letzten Zeile in einem Zug. Und da kam es mir auf einmal fremd vor. Es war mir, als hätte dieses Gebilde aus Papier und Druckerschwärze mir ein Stück von meinem Erleben weggestohlen, um anderen Menschen, die mich gar nichts angingen, meine Qualen vorzuführen wie in einem Theater. Aber dann begriff ich: Der Mann da, der ich war, in dem Buch da, der stellte nur das Bindeglied dar, das hineingestellt worden war zwischen deutschen Leser und französische Fremdenlegion. Es handelte sich gar nicht um mich. Um die Fremdenlegion handelte es sich.

Über den Fremdenlegionär mochten sich die Menschen wundern; meinetwegen. Was ging mich das an? Ich war längst ein anderer. Und wiederum füllte sich das nächtliche Zimmer mit Legionärsgestalten.

„Recht hascht g'habt!" sagte der Trommler. „Mir kannst d' net helfen damit; denn es steht geschrieben, daß der Guttinger Trommler in der Legion sein soll — Inschallah! Ich muß Legionär bleibe'! Aber die andere' — Vielleicht kriege' mer jetzt statt die Deutsche' Schwarze' und Chinese'!"

„Jut!" sagte Herr von Rader. „Die Fremdenlegion ist keen Jeschäft nich'! Reinjelegt bin ich geworden; jeneppt haben sie mir!"

„Rache, Rache!" schrie der kleine Dubois, am Verrecken im Strafbataillon . . .

Jawohl, es war gut und richtig gewesen, daß ich dieses Buch geschrieben hatte. Aber nie wieder — nie, niemals! — schrieb ich über mich selbst. Hatte ich etwas zu sagen, so wurde das gesagt in einem Leitartikel. Mußte ich Menschen und Wege schildern, so

waren dafür meine Geschichten da. Drängte es mich, mir eigenes Erleben von der Seele zu schreiben, so geschah das im Roman.

Es dauerte auch gar nicht lange, da fing es schon an.

„Sie sind Fremdenlegionär gewesen? Ach, wie interessant!"

„Oh Gott, haben Sie das wirklich selber erlebt?"

„Wie war es nur möglich, daß Sie in die Fremdenlegion gingen?"

Pfui Teufel!

Nie wieder!

— — — — — — — — — — —

Nie wieder! Das ist eine lustige Erinnerung.

Denn es war kaum ein Jahr vergangen, da lebte ich schon wieder in der Qual, ein Erinnerungsbuch schreiben zu müssen. Zu müssen! Man schreibt Bücher weder zum Vergnügen noch von Geschäfts wegen. Das Geschäft ist gewöhnlich sehr mäßig — man würde sich als tüchtiger und gescheiter Mensch bei anderer Arbeit weit besser stellen — und von Vergnügen kann keine Rede sein. Praktisch: 's ist eine Schinderei, eine Höllenqual. Man erwirbt sich Nerven dabei. Aber ich mußte. Ich mußte über meine Erlebnisse in Amerika schreiben, weil mich ein einziger Begriff maßlos lockte: der Leichtsinn des Tüchtigen.

Was wußten die Leute von dieser Art Leichtsinn?

Nichts wußten sie. Sie zuckten mit den Achseln und redeten Moralität.

Da schrieb ich über meine leichtsinnigen Amerikajahre; erzählte herunter, wie es solch' einem leichtfertigen Lausbub' ergangen war und wie der Leichtsinn wirklich ausgesehen hatte. Mir kam's gar nicht auf Amerikaschil-

derungen an; der liebe, schöne, herrliche, jugendfrohe Leichtsinn — das war es. Ich mußte erzählen, wie solcher Leichtsinn sogar Werte schaffen konnte; wie Begeisterung, Erlebenssehnsucht, Arbeitswut und fröhliche Unbekümmertheit meinem Leben Kern und Inhalt gaben. Das schrieb ich. Dann sagte ich abermals:

„Nie wieder!"

Und ein Jahr später mußte ich wieder ein Buch schreiben, denn hatte schon ein Deutscher den Krieg Amerikas mit Spanien aus eigenem Erleben geschildert? Nein. Und diesen Krieg hatte ich doch mitgemacht! Ich mußte! Da fing das Ringen um die Form zum drittenmal von vorne an. Zwei Jahre später war es unbedingt notwendig, daß Leichtsinn und Krieg der Amerikajahre ihre Ergänzung in einem dritten Erinnerungsbuch fanden. Dieses Mal lockte mich mächtig die Schilderung des amerikanischen Reportertums .... Was wußte man in Deutschland vom amerikanischen Reporter?

Das mußte geschrieben werden!

— — — — — — — — — —

Nun war es aber aus! Endgültig.

Ehe dieses Buch, das wiederum ein Erinnerungsbuch ist, geschrieben wurde, habe ich mich acht Jahre lang gegen mich selber gewehrt. Ich wollte es schon früher einmal schreiben, schon im zweiten Jahr. Ich konnte es nicht. Erst spät kam das Müssen; als mein Vaterland zerbrochen und zerschlagen war. Da war auch ich zerrüttet und zerstört. Doch es schien mir wie ein Symbol, daß ich, der belanglose deutsche Einzelmensch, immer wieder zerbrochen gewesen war und zerschlagen, und doch immer wieder mich aufrichtete.

Keine Gewalt kann den Menschen, der will, am Wiederaufrichten verhindern.

Keine Katastrophe kann ein Volk, das will, auf die Dauer vernichten.

„Das hast du wahrlich im Kleinen erlebt!"

„Schreib's!"

— — — — — — — — — — —

„Oh, Ihre Bücher gehen aber gut!"

„Was Sie für Auflagen haben!"

„Sie verdienen doch furchtbar viel Geld, nicht wahr?"

Freund, hätte ich diese Arbeit, diese Mühe, dieses Hergeben letzter Kräfte klüglich in einen Käseladen oder in eine Schuhwichsefabrik hineingesteckt, so wäre ich heute reich. Aber Reichsein macht satt. Sattsein macht träge. Ein Satter kämpft nicht. Um nichts in der Welt möchte ich die Kämpfe missen und die Freuden, die mein Leben und meine Feder mir beschert haben und noch bescheren sollen.

Schreibersmann bleibt Schreibersmann!

Vom Rausch des Erlebens und der Arbeit

Die Apparate in der Zelle im Kopf des Menschen. — Von komischen Vorstellungen über Schriftsteller und von kannibalischen Literaten. — Mein Erleben im Theater. — Vom Fliegen. — Wie ich das Flugzeug kaput machte. — Geschichten und Erleben. — Was die Arbeit mir war und ist. — Die königliche Narrheit, die zu den Stufen des Himmels führt . . . .

Irgendwo im Kopf des Menschen muß eine kleine Zelle sein, in der alle wichtigen Meldungen über Geschehnisse in Geist und Seele, Herz und Gemüt so-

fort ausgewertet werden. In dieser Zelle steht der Apparat, der die Meldungen prüft und dann bestimmt, was zu tun und zu lassen ist. Da ist auch ein unbarmherziger Zähler, der jeden Gedanken registriert; da sind Ehrlichkeitsmesser, Wahrheitsbarometer, Lügenanzeiger; sehr feine Instrumente. Eines mißt den Selbstbetrug. In einem dünnen feinen Glasröhrchen steigt und fällt die leuchtendrote Begeisterungssäule. Und da ist der glitzernd weiße Spiegel, der in günstiger Stunde untrüglich zeigt, was gut und böse ist, was recht und falsch. Diese Zelle ist das große Geheimnis des Menschen. Niemand vermag in sie hineinzublicken als er selbst, und er nicht immer. In dieser Zelle spielt sich der Kampf des Menschen mit sich selbst ab.

— — — — — — — — — — —

In meiner Zelle wurde gekämpft.

Nur den gröbsten Störungen waren die feinen Instrumente nicht mehr unterworfen.

Wer ein rechter Sausewind gewesen ist, der braucht neben allerlei anderem auch Zeit, um sich die Windigkeit und das Gesause abzugewöhnen. Das geht alles nicht so schnell. Ich weiß das. Es führen so viele verlockende und bequeme Wege abseits. Dort lacht so vergnügt ein Rosenbusch. Hier plätschert so fröhlich ein Bach, in dem man überaus gern baden möchte, weil das Baden in ihm so überaus verboten ist. Auch sind die geraden Wege manchmal so absonderlich langweilig. Und das Leben scheint immer wieder so hervorragend lustig, daß man sich mit ernsten Erwägungen keineswegs aufhalten kann. Es ist das alles nicht so einfach. Ich weiß das –

Die Apparate in der Zelle registrierten doch immer wieder:

Leichtsinn! Verführenlassen durch die Lockung der Stunde. Abenteuerlust!

Und ich hoffe und wünsche, daß auch in Zukunft die Zeiger meiner verschiedenen Instrumente wenigstens von Zeit zu Zeit gelegentlich zu anstrengenden Sprüngen genötigt werden; durch den leichten Sinn, die Freude an neuen unbekannten Pfaden, die Lust am Abenteuerlichen. Nur Druck aber erzeugt Gegendruck. Nur wer kämpft, vermag zu siegen. Der Mensch darf sein Leben nicht tragen wie einen bequem sitzenden alten Flauschrock. Auch scheint es mir, daß der Mensch arm ist, der nichts mehr zu fürchten hat von sich selber. Er wird wahrscheinlich von sich selber auch nichts mehr zu hoffen haben. Fließen muß der Strom des Lebens.

* * *

Ich hatte verflucht viel mit mir selber zu tun. Mein Spiegelbild gefiel mir durchaus nicht immer. Aber das geht nur mich an. Es hieß immer wieder erkennen und begreifen, und immer wieder bessermachen und lernen. Die innerliche Entwicklung ging, wie das immer gut und folgerichtig ist, Hand in Hand mit der äußerlichen. Es war ein Schreiten zu Zweien. Manchmal freilich blieb der Eine zurück und der Andere zerrte vorwärts; ein andermal machte der Andere einen Satz nach vorne und riß den Einen mit.

Gut an beiden aber war das Wollen.

— — — — — — — — — — —

Voll war der Tag in Hamburg und emsig.

Bücher las ich, gescheite Menschen lernte ich kennen, in Zeitfragen stürzte ich mich hinein; Bücher schrieb

ich, Geschichten schrieb ich, die Zeitfragen beleuchtete ich, so wie ich es verstand. Die Leute haben manchmal ganz komische Vorstellungen von Schriftstellern. Sie meinen, der sonderbare Kauz müsse in einer Dachkammer hausen und die Einfälle bedächtig von den kahlen Wänden wegfangen, so etwa, wie man Fliegen fängt. Das ist ein überaus hübscher Gedanke. Doch in der reizvolleren Wirklichkeit wird die Fliege von der Wange einer schönen Frau weggefangen; sie wird erwischt im Lärmen und Tosen einer Volksversammlung; sie ist zu suchen spät nach Mitternacht unter starken Männern in kräftigen Weinstuben. Sie schwirrt über dem tosenden Lärm einer großen Werft. Sie klettert bedächtig an der Lehmwand eines Schützenlochs, über das der Wahnsinn des Trommelfeuers hinbraust. Sie ist eingepuppt in der Sorge. Sie schwirrt in hochzeitlichem Mückentanz in der Freude. Denn wer schreiben will, muß vorher erleben. Zwar gibt es Dichter, so höre ich und sehe ich, die des Erlebens nicht bedürfen, sondern hausen wie die Buchwürmer. Sie fressen sich zäh und hungrig in bedrucktes Papier hinein; in die Bücher aller Völker, in die Literaturen aller Jahrhunderte. Mir sind diese Literaten immer vorgekommen wie die Kannibalen; denn der Kannibale verzehrt bekanntlich Gehirne Anderer, weil er durch diese Maßnahme sein eigenes Gehirn zu ergänzen und zu erneuern hofft. Ich mag sie nicht, die Literaten —

Zuerst kommt das Erleben!

— — — — — — — — — —

Ich schrieb einmal ein Drama.

Das Drama hieß Cafard. Das Wort bedeutet etwas Ähnliches wie Tropenkoller; es ist der Legionsausdruck

für eine unerklärliche Art von Wahnsinn, von dem Fremdenlegionäre befallen werden. Das Drama war eigentlich gar kein Drama, sondern ein von Bühnen zu spielender Leitartikel. Das wußte ich aber damals nicht. Ich wußte nur, daß ich die französische Schande auf die Bühne bringen mußte. Das Müssen wurde mir klar bei einem Gespräch in einer Weinstube in München, verfolgte mich nach Venedig, wurde gebändigt in rascher und begeisterter Arbeit oben auf dem Arlberg.

Ich erlebte aber nicht nur die Arbeit, sondern auch das Theater —

Die Erstaufführung fand im Hamburger Thaliatheater statt. Ein Buch hatte ich in der Arbeit, Geschichten mußte ich schreiben für die Zeitungen. Trotzdem war ich wochenlang da bei den Proben von zehn Uhr morgens bis vier Uhr nachmittags. Mein Stück? Das war mir schon fremd. Aber wie Bozenhard den Kapitän herausbrachte, wie die Bozenhard Mutter war als Kantiniere, wie Roberts meinen weisen Juden spielte — das lockte mich. Ich erstarrte vor Erstaunen, als die Centa Bré als afrikanische Hure auf die Bühne kam; halbnackt, von zerfetztem Seidengeflittere umhüllt, die Lasterlinien im Gesicht, die Stimme heiser, die Hände krallend vor Gier. Mitten drin war ich. Ich machte die Striche, polterte bei den Bühnenmalern herum, studierte Beleuchtungseffekte. Ich erlebte. Aufführung. Klatschen! Autor gerufen. Verbeugungen. Ich glaube, dümmer kann man sich nicht vorkommen, als wenn man sich vor einem Theaterpublikum hilflos verbeugt. Man hört dabei nämlich genau, wie hinter und neben einem ein gerissener Mann kommandiert:

„Runter mit dem Vorhang!“
„Rauf!“
„Schnell runter!“
„Autor dableiben — da — blei — ben!“
„Rauf!“
„Autor weiter nach vorne! Runter!“

Und die Hamburger Kritiken waren gut. Vor allem aber wurde wieder über die Fremdenlegion gesprochen und geschrieben, und das war mein Zweck gewesen.

Die Berliner Aufführung war im Künstlertheater. Emanuel Reicher spielte den weisen Juden Salomon. Else Lehmann die Kantiniere. Ich erlebte mit Staunen, wie diese großen Künstler sich hineinstürzten in das Stück. Else Lehmann sah damals aus wie eine recht gemütliche, höchst bürgerliche, nicht mehr junge Berlinerin von altem Schrot und Korn. Sobald sie aber auf der Bühne stand, war sie verwandelt. Das war nicht Else Lehmann, sondern Madame, die Kantiniere; das Weib, die Mutter. Da merkte ich erst, was meine Kantiniere war. Ich war doch abgebrüht nach der Hamburger Aufführung und kam mir klug und wissend vor. Aber wenn Else Lehmann flehte, erschütterte es mich in tiefster Seele. Wenn sie weinte da droben, hätte ich mitheulen können wie ein Schloßhund. — Ich saß in der zweiten Orchesterreihe bei der Probe und horchte gespannt auf fehlerhaften Klang. Da setzte sich die Lehmann neben mich. Ein Kopfnicken. Und plötzlich legt sie mir die Hand auf die Schulter und weint, schluchzt, schreit. Ich fahre auf, als hätte mich eine Tarantel gestochen. Um Gotteswillen! Einen Arzt! Wasser! Hilfe! — Aber, Unsinn! Die Else Lehmann war gar nicht die Else Lehmann, sondern Madame, die Kan-

tiniere, und sie lebte schon bis zum Weinen und Schreien in der Szene, die sie in zehn Minuten spielen sollte —

„Ein großer Erfolg!“ sagte der Direktor. Wenn damals, am nächsten Tag nämlich, der Wortschatz des Krieges schon mein eigen gewesen wäre, so würde ich unbedingt gesagt haben: Scheibenhonig! Ich wohnte sehr fürnehm im Edenhotel. Die Morgenzeitungen brachte mir der Hotelpage ans Bett und dann schickte ich mich an, zu lesen. Was? Was war denn das? Heh, meinten sie etwa mich? Pfui Teufel! Na aber, das geht denn doch über die Hutschnur! Ich war anscheinend, nach den Kritiken zu schließen, ein Nichts, besten Falles ein Macher, ein Fabrikant von Hintertreppenstücken. Der Cafard war ein Schmarren. Sein Verfasser — nun, das wurde nur angedeutet. Als ich hinunterging in die Hotelhalle, wichen die Angestellten mir aus; offenbar aus Mitleid —

Nun, der Cafard ist über viele deutsche Bühnen gegangen und hat vielleicht etliche junge deutsche Menschen vor der Fremdenlegion bewahrt. Und darauf kam es mir an. Er war ein Leitartikel. Sein erster Akt aber war Kunst. Das weiß ich heute.

— — — — — — — — — — —

So erlebte man.

Um diese Zeit, nein, einige Jahre vorher, hatten die Menschen das Fliegen gelernt. Nach Hamburg kamen zuerst zwei Voisin-Apparate; Zweidecker. Auf der Großborsteler Rennbahn sausten die großen gelben Vögel wie wahnsinnig herum, aber fliegen taten sie nicht. Nur manchmal erhoben sie sich wenige Meter hoch auf ganz kurze Strecken. Da — jetzt war es dem einen gelungen. Ich schrie begeistert. Er flog! Einmal

herum flog er, zweimal herum, und dann setzte er sich sanft hin — in die Wipfel eines Baumes. Die Feuerwehr holte den Piloten herunter. Dann kam Grade, mit seinem winzigen Eindeckerchen, in dem er höchst unbequem in einer Art von Segeltuchgestell hockte; in einer Hängematte. Nun setzte eine rasend schnelle Entwicklung ein. Zeppelin und Flugzeug stritten sich um den Vorrang. Es war alles noch im Werden und Wachsen; aber ich ließ alles liegen, wenn irgendwo in der Nähe geflogen wurde. Sie waren das ganz große Märchen der Wirklichkeit; diese ungeheuren Luftschiffe, diese zerbrechlichen Flugzeuggebilde aus Maschine und Holz und dünnen Holzstäben und lackierter gelber Leinwand.

Ich flog. Ich schrieb über mein Fliegen.

In dieser ersten Zeit machte ich einmal ein Flugzeug kaput. Das tut mir in der Erinnerung sehr leid. Es war da, wiederum auf der Großborsteler Rennbahn in Hamburg, irgend eine bescheidene Konkurrenz ausgeschrieben. Die Fliegerleute, die damals sehr wenig Geld hatten und alle Reklame und jeden kleinsten Preis furchtbar notwendig brauchten, hatten sich in Scharen eingefunden. Es war so eine Art Kinderstube der Fliegerei. Am schönsten fand ich einen Wright-Doppeldecker. Das waren noch die Zeiten, als die beiden Führersitze, der Wright-Doppeldecker hatte immer zwei Führersitze, schlicht aus zwei angebundenen Stühlen bestanden. Der Pilot freute sich, als ich mitfliegen wollte. Wir machten uns fertig. Der Motor sprang an. Ich saß auf meinem Stühlchen da. Ich hatte genaue Instruktionen bekommen, daß ich zum Halten zwei Drähte anfassen durfte, die vor dem Stühlchen hinliefen; aber um Gotteswillen nichts anderes.

Denn alles andere stand irgendwie im Zusammenhang mit dem Flugzeug und der Maschine, und wenn ich an irgend einem anderen Draht gezogen hätte, dann wäre der Teufel los gewesen. Ich saß da. Da sprang einer vor das Flugzeug und hob die Hände in die Höhe. Der Motor stoppte ab.

Es stellte sich heraus, daß soeben irgend eine kleine Zwischenveranstaltung eingeschaltet worden war, deren Preis, es können zweihundert Mark gewesen sein, sich mein Wright-Doppeldecker gern verdienen wollte.

Ich kletterte also herunter. Beim Fliegen um Preise durften Passagiere nicht mitgeführt werden. Der Wright-Doppeldecker ging los, ging zögernd in die Luft, flog in einigen Metern Höhe ein paar hundert Meter weit — und dann ging er herunter und stieß mit einer Hecke zusammen, sich überkugelnd. Viel war gerade nicht passiert. Die Piloten und die Mechaniker suchten herum. Plötzlich kam der eine Pilot auf mich zugestürzt:

„Sie sind daran schuld!"

„Heh?"

„Sie sind's gewesen! Sie müssen sich zurückgelehnt haben und irgendwie mit dem Ärmel oder mit dem Arm oder mit dem Rücken an das Ölventil gekommen sein. Sie sehen doch! Es ist offen; mit einem offenen Ölventil kann man doch nicht fliegen! Sie haben uns das Flugzeug kaput gemacht!"

Darauf tranken wir alle miteinander zum Trost einen Schnaps. —

Wenige Wochen später flog ich in dem gleichen Flugzeug über das Häusermeer von Hamburg und Altona, und dann die Elbe hinunter und zurück . . . Am

gleichen Tag noch war ich in der Luft mit Bayerlein, dem Münchener. Und wenn je einer in schamlosester Weise für die Fliegerleute Reklame gemacht hat, dann bin ich es gewesen. Ich beschrieb das Flugzeug, und ich beschrieb den Piloten, und ich beschrieb die Fabrik, und ich beschrieb die Fliegerei; und ich schalt entrüstet darüber, daß diese Märchenmenschen die notwendigen Gelder nicht bekommen konnten. Ich schrie nach der Hilfe des Staates und der Oeffentlichkeit, und ich wunderte mich immer wieder darüber, daß man bei uns in Deutschland nicht verstehen wollte, welche Zukunftsmöglichkeiten in der Luft lagen!

So erlebte ich die Anfänge der deutschen Fliegerei mit.

Es wurde einmal in Hamburg wiederum geflogen. Ich flog bei drei Flügen mit. Ich raste im Kraftwagen zu der Unglücksstelle; denn ein Mensch hatte sein Leben hingeben müssen für den Flugtraum. Ich jagte im Kraftwagen in die Redaktionsräume der Zeitung. Da schrieb ich in fliegender Eile die ganze Nacht hindurch. Um fünf Uhr morgens hatte ich vier verschiedene Artikel und Plaudereien geschrieben; über den Flugtag. Zusammen waren das so an die tausend Zeilen. Wenn mir heute einer zumuten wollte, ich sollte in einer einzigen Nacht tausend Zeilen schreiben, mit eigener Hand, dann würde ich — aber ich weiß doch nicht recht; es gibt schon noch Dinge, die mich begeistern könnten, sie wiederum zu schreiben; die tausend Zeilen in einer einzigen Nacht. Das Fliegen entwickelte sich. Das Taubenflugzeug war auf einmal da. Der Zeppelinkreuzer war praktische Wirklichkeit geworden. Ich war wohl ein dutzendmal Fahrgast auf den Zeppelinen. Nun war es eine Fahrt mitten in der Nacht über das

nächtliche Hamburg, dann der Flug nach Helgoland, mit der erstaunlichen Landung auf dem Elbstrom, auf dem das Luftschiff hinfuhr wie ein Dampfer.

Die Luft war erobert. Der uralte Menschheitstraum war erfüllt.

Das erlebte ich mit.

Wer wird denn Geschichten erdenken, wenn die schönsten Geschichten im herrlichen Erleben des Tages zu greifen sind?

— — — — — — — — — — —

Arbeit war es und Erleben. Der inhaltlosen und der trägen Stunden sind es wahrlich nur wenige gewesen. Und stumpfes Werkeln gar, verdrossenes Herunterarbeiten eines nun einmal auferzwungenen Arbeitsmüssens, hab' ich mir vom Leib gehalten.

Freude war mir die Arbeit.

Das stürmte ein und drang, und verlangte, und lockte. Geld, Existenzkampf, Verpflichtung haben sicher ihr gewichtig Wörtlein mitgeredet im Arbeitstag, und ich will im Rückblicken dieser äußeren Zwangsmächte gewiß nicht spotten, denn sie waren und sind in meinem Leben genau so wichtig wie im Leben jedes anderen Menschen. Aber ich weiß, daß noch viel stärkerer, geistiger Zwang es war, der mich trieb: Rühr' dich, rege dich, schaffe! Stürz' dich hinein, kämpfe, leiste, damit du von dir selber und den anderen das Herrenrecht verlangen kannst, das nur dem gebührt und von dem erzwungen wird, der alles hergibt im Lebenstag, was in ihm ist an Kraft, Können und Wollen. Und ich verspüre endlich, daß auch dieser starke Trieb nicht ausschlaggebend war. Größeres, Besseres bestimmte:

Ich stand unter dem Bann jenes schönsten, jenes ge-

heimnisvollsten Zwangs zum Tun, der auf der köstlichen Freude, der herrlichen Genugtuung, dem Erzeugerstolz beruht, die uns Menschen nur Leistung bescheren kann —

Ich schmiede die besten Nägel!

Ich schreibe die schönsten Geschichten!

Ich reite das wildeste Pferd!

Ach, es brauchen noch lange nicht die besten Nägel zu sein und die schönsten Geschichten, und die wildesten Pferde — aber man muß glauben und lieben. Wehe dem Menschen, der, mag er nun schmieden, oder schreiben, oder reiten, nicht mit allen Fasern seines Seins sein Tun zu lieben vermag! Die Arbeit, das Schaffen, die Leistung wird nur geedelt und geadelt durch das mächtige Hingerissensein, den zeugungskräftigen Trieb, das große Aufgehen in einer Aufgabe des Menschleins, das da schmiedet, schreibt . . . Denn dann ist Arbeit überstrahlt von dem hellen Licht der Begeisterung. Lieben muß der Mensch! Ausstrahlen in Liebe muß er, nicht zu anderen Menschen nur, sondern auch zu seiner Arbeit . . .

Ich liebte.

Ich liebte meine Arbeit und mein Erleben. Es ist mir im Rückblicken gleichgültig, ob das Erleben immer gut war und die Arbeit von Wert. Man hat da so manche Torheit begangen. In der Zelle im Kopf registrierten die Instrumente noch manches absonderliche Ereignis. Das war recht so. Auch über Menschen muß von Zeit zu Zeit der Sturm brausen, wie er immer wieder, im Frühjahr, im Herbst, im Winter über die Lande fegt. Meine Arbeit mag mir wichtiger und wertvoller gewesen sein, als ihre Bedeutung rechtfertigte. Umso besser für mich. So ich einmal siebenzig oder acht-

zig Jahre alt werden sollte, dann möchte ich auf mein viertes Lebensviertel so zurückblicken können, wie ich heute auf meines Lebens Sommerzeit zurückschaue. Möge ich dann sagen können, was ich jetzt sage: Nichts möchte ich missen: Die Sorgen nicht, die Torheiten nicht, den Geldkampf nicht, die Verzweiflung nicht. Auch keine einzige Geschichte würde ich hingeben, und wäre es die schlechteste. Kein Buch will ich ungeschrieben haben. Kein Zeitungsartikel, der im Tag verrann, tut mir leid. Keinen falschen Standpunkt, den ich einnahm, bereue ich.

Denn diese Sorgen, diese Torheiten, diese Geschichten, diese Bücher, diese Zeitungsartikel, diese falschen Standpunkte, sind mein Leben, in das ich hineinsteckte, was in mir war.

Was ich nicht erreichte, das konnte ich wohl nicht erreichen.

Aber, bei Gott: Was in mir war, das herauszuholen, das habe ich mit der mir gegebenen Kraft versucht. Das war Freude. Verspüre ich diese Freude nicht mehr, dann verliert mein Leben seinen Sinn.

Stark will ich sein!

Frei will ich sein!

Selber helfen will ich mir!

— — — — — — — — — — —

So freute ich mich und arbeitete. So freute ich mich und arbeitete, als das Geschehen mich vom Schreibtisch wegriß und mich zum Kämpfer für mein Vaterland machte, die Jahre hindurch im großen Krieg —

„Wie geht's Ihnen?" fragte mich einmal wieder der Kommandeur meines Kampfregiments.

„Famos!" sagte ich.

„Sie sagen immer famos!"

„Famos, Herr Oberstleutnant!"

„Na ja, vielleicht ist es gar nicht so töricht, immer ‚famos' zu sagen . . . ."

Und so will ich mich freuen und arbeiten bis zum letzten Tag. Wozu lebt man denn sonst?

Ich bin sehr befreundet mit mir selbst und durchaus geneigt, überaus wohlwollend zu sein, wenn ich mir diesen lieben Freund betrachte. Seine mannigfachen Fehler bedecke ich manchmal mit dem bewußten Mantel und aus seinen Schattenseiten praktiziere ich gelegentlich, wenn wir beide bei altem Burgunder in ausgezeichneter junger Laune sind, durch geheimnisvolle Zauberkünste noch recht nette Lichteffekte hervor. Es handelt sich da gewöhnlich um unbehaglich schlechtes Gewissen in irgend einer praktischen Tagessache oder um kleine Eitelkeiten, die nach rosenroter Beleuchtung drängen. Aber im Großen mache ich mir nichts vor; auch beim Burgunder nicht. Der soll mich nur, wenn Kleines zerrt und klein macht, daran erinnern, was groß ist: Das Erleben! Die Arbeit!

Eine der widerwärtigsten Errungenschaften unserer Zeit ist mir der gesetzliche Achtstundentag. Nicht deshalb, weil ich dem Arbeiter neben seinen acht Stunden Schlaf nicht auch seine acht Stunden Muße zu Sport und Spiel, zum Ergehen in der Natur und zu freier, selbstgewählter Betätigung gönne, sondern weil der Achtstundentag und die Art, wie unsere Gewerbeordnung seine Durchführung verlangt, aus der Arbeit so etwas wie ein häßliches Gift macht, das höchstens in der Achtstundendosis ohne schwere Schädigungen vertragen werden kann. Es gibt heute Millionen von trau-

rigen Existenzen, denen fast nichts mehr heilig, jedenfalls nichts heiliger ist, als die staatlich normierte Arbeitsscheu. Diese Millionen, die nicht mehr den primitiven menschlichen Ehrgeiz haben, etwas zu leisten nach dem Maß ihrer Kräfte, sondern deren negerhaftes Streben sich auf die Erpressung von tariflichen Feierabendstunden beschränkt. Ekelhafter noch ist mir der gesetzliche Arbeitslose mit den Pfründneransprüchen, wie ihn Deutschland in wenigen Jahren herangezüchtet hat. Es gab Aristokratien, die an der Arbeitsscheu zugrunde gegangen sind; auch Demokratien können an ihren „Privilegien" zugrunde gehen.

Die Arbeit ist nichts, womit man sich beschmutzen oder vergiften könnte! Die Arbeit ist etwas Schönes, Herrliches, Göttliches!

An der Arbeit ist noch nie ein Mensch gestorben. Aber wertvolle Menschen, denen eine grausame Strafe die Arbeit entzog, haben sich zu allen Zeiten das Leben genommen.

Die Arbeit adelt.

Die Arbeit gibt dem Leben Inhalt.

Die Arbeit tröstet.

Sie kann vor Verzweiflung bewahren. In einem Ort bei München kam ich einmal vor ein Häuschen. Da mußte ein Mann wohnen, der Schweres durchgemacht hatte und dem einmal der Segen der Arbeit das Leben wieder lebenswert gemacht hatte. Denn über seine Tür hatte er geschrieben: „Arbeit bringt Frieden."

Die Arbeit ist eine Lust; daß sie allenfalls auch Geld einbringt, ist eine Nebensächlichkeit, jedenfalls etwas, das erst in zweiter Linie steht.

Ich habe die Arbeit stets geliebt, heißt geliebt habe ich sie, um ihrer selbst willen. Immer bin ich glücklich gewesen, wenn die Arbeit wie ein Rausch mich ergriff und sich die Aufgabe mir bot, um meine Kraft daran zu messen. Ich war glücklich beim Schwellenlegen im qualvollen Sonnenbrand Arizonas, ich war glücklich, wenn ich meine Geschichten und Bücher schrieb und mit den Schwierigkeiten kämpfte, die das Ringen um die Form und das Wort mit sich bringen.

Wenn ich in ganz stillen Stunden mein Leben überdenke, so finde ich, daß nicht die Zeiten die schönsten waren, wo der äußere Erfolg sich einstellte, sondern die, wo ich mit all meiner Kraft, mit Herz und Hirn und Seele und mit meinem ganzen Sein mich hineinwarf in meine Aufgabe, in meine Arbeit. Sei es als Zeitungsmann oder als Soldat, als „Lausbub" oder als gereifter Mann. Wie eine heftige Liebe hat sie mich allemal wieder ergriffen, die Arbeit, und blind gemacht für alles andere. Ich und meine Arbeit — daneben versank mir die Welt in Nichts. Und ich begehre sie heute noch ebenso, diese Liebestrunkenheit, die in dem tollen Schaffen liegt, in der großen Kraftanstrengung, in der Lust zur Tat und dem seligen Erkennen: ich zwing's, ich schaff's, es wird.

Mein ganzes Leben zeigt mir: Man darf leichtsinnig sein und dumme Streiche machen — ach, nicht einen möchte ich missen — wenn man dafür mit ehrlicher, begeisterter und hingebender Arbeit wieder ehrlich bezahlt. Und mein ganzes Leben zeigt mir: Man kann nicht untergehen, so lange man arbeitet. Das gilt auch für mein Volk.

Arbeit stählt.

Arbeit segnet.

Arbeit macht frei.

Die Arbeit macht uns zu Herren. Ich brauche keine Untergebenen, um mich als Herr zu fühlen. Aber eine Aufgabe brauche ich, mit der ich ringen kann, und wenn ich sie gezwungen habe, mit der letzten und allerletzten Kraft — dieses gottähnliche Herrengefühl ließe ich mir für alles Gold der Welt nicht abkaufen. Wer arbeitet, der ist etwas. Wer mehr arbeitet, als er müßte und brauchte, der ist mehr. Leute, die stets kalkulieren oder mit ihrem Tarifzollstab messen, die mögen ihn für einen Narren halten. Sei er es in den Augen solcher Menschen! Für mich ist er ein Narr von jener königlichen Narrheit, die zu den Stufen des Himmels führt. Ich liebe sie, diese Bacchanten der Arbeit, diese Evoëschreier, die trunken sind vom Wein des Schaffens, diese Besessenen, die ihr Letztes hingeben, ohne zu rechnen.

Ich bedauere jeden, der dieses Göttergefühl nicht kennt. Ich bedauere ihn ob seiner entsetzlichen Armut.

Rastlos durchwandert' ich die Welt wohl viele Male,
Zu suchen nach Dschemschids weltspiegelndem Pokale.
Doch als der Meister mir den Kelch genau beschrieb,
Merkt' ich, ich selber war Dschemschids berühmte Schale.

Omar der Zeltmacher.

Batik-Bücher von Robert Lutz, Stuttgart

Die Matratzengruft

Erinnerungen an Heinrich Heine

Von Alfred Meißner

Zweite Auflage -- In feinen Künstler-Einband gebunden

◆ ◆ ◆

Casseler Tageblatt: Man darf es als ein Verdienst Georg Weberknechts ansprechen, daß er die Erinnerungen Alfred Meißners an Heinrich Heine unter dem Kennwort: Die Matratzengruft in einem hübschen Band herausgegeben hat. Was uns heute noch wesentlich scheint an diesen in glänzendem Stil abgefaßten Schilderungen, die sich wie ein erschütternder Lebensroman lesen, ist vornehmlich die liebevolle Zeichnung des Charakters Heines. Der viel Verhöhnte und Verhöhnende tritt uns auf Grund einwandfreien Tatsachenmaterials als der liebenswürdigste, empfindsamste und gewissenhafteste Mensch, als der beste deutsche Patriot entgegen. So wie das Buch zusammengestellt ist, liest es sich wie ein literarhistorischer, aber überaus lebendiger Roman, zu dem jedermann gern greifen wird, der Heine liebt oder ihn als Menschen kennen lernen möchte. (Dr. Hägemann.)

Augsburger Neueste Nachrichten: Der Inhalt, des nebenbei erwähnt, auch rein äußerlich sehr sympathisch und geschmackvoll aufgemachten Büchleins ist das Erschütterndste, was je für alle Oeffentlichkeit über die Leidenszeit eines der größten deutschen Dichter, an dem seine Nation schmachvoll gehandelt hat, geschrieben worden ist. Man glaubt, den tausendfach gemarterten Heine aus der grausamen Tiefe seiner „Matratzengruft" mit jenem ruhigen, überlegenen Ton der schmerzlichsten Erkenntnis sprechen zu hören, in dem sich die Größe seines, durch keine Folter des Leibes zu brechenden Geistes überzeugend offenbarte. Für alle, die Heine im Herzen tragen, wird dieses Buch ein Geschenk sein, das sie mit Schmerz und Freude zugleich empfangen.

Königsberger Hartungsche Zeitung: Ein kleines Werk, das das Verdienst in Anspruch nehmen darf, wichtige Züge aus Heines letzten Lebensjahren der Vergessenheit entrissen zu haben. Ein hochinteressantes Werk, das uns tiefe Einblicke in Heines inneres und äußeres Leben tun läßt. Wer sich für des Dichters tragisches Schicksal interessiert, darf an dem Buche nicht vorübergehen, aus dem uns alle Szenen mit einer Lebendigkeit entgegentreten, als erlebten wir sie als Augenzeugen mit.

Schlesische Zeitung, Breslau: Die Bilder aus Heines Krankenstube, der „Matratzengruft", die Meißner hier zeichnet, müssen auch auf solche Leser erschütternd wirken, denen die Persönlichkeit des Dichters des „Buch der Lieder" sonst nicht gerade besonders sympathisch ist.

Memoiren-Bibliothek von Robert Lutz, Stuttgart

Ein Opfer der Pompadour

Fünfunddreißig Jahre in Staatsgefangenschaft

Von Masers de Latude

Zweite Auflage -- In Halbleinen gebunden

◆ ◆ ◆

Tagespost, Graz: Es gibt eine kleine Zahl von Büchern, deren Inhalt wie mit Blitzlicht ein ganzes Zeitalter beleuchtet, sodaß plötzlich in satten Farben ein Kulturbild vor uns auftaucht. Zu diesen wenigen Büchern gehören die Erinnerungen des Masers de Latude an seine 35 Jahre währende Gefangenschaft in der Bastille, im Turm von Vincennes und in den greulichen Höhlen von Bicêtre. Masers de Latude war so zu sagen Gefangener von Beruf, seine Gefangenschaft bildete den Inhalt seines Lebens, und über diesen Lebensinhalt hat er in seinen Memoiren in einer Weise Rechenschaft abgelegt, daß man das Buch unbedenklich als einen der wertvollsten Beiträge zur Geschichte jenes Despotismus, der die große Revolution zur Folge haben mußte, bezeichnen darf.

Der Tag, Berlin: Die Darstellung dieser Gefangenschaft war mit ihrer Schilderung besonders der gelungenen und mißlungenen Fluchtversuche in Deutschland, England und Frankreich von jeher bekannt und berühmt. Ihre Wahrhaftigkeit und geschichtliche Geltung wird nicht bestritten. Was aber zu jeder Zeit die Leser interessiert hat, das ist die erfindungsreiche, ganz einzige und geniale Phantasie des Verfassers, der, begabt mit der kräftigen Konstitution seiner Mutter, einer Magd, und dem beweglichen Geist ihres Brotherrn, seines Vaters, der Schikanierlust seiner Wärter immer wieder ein Schnippchen schlug, sich mehrmals die Freiheit, fast immer den streng verbotenen Schriftverkehr mit anderen Gefangenen und schließlich die Teilnahme einer Bürgersfrau verschaffte, deren Verbindungen und unablässigen Bemühungen es gelang, ihn endgültig freizumachen.
(Studienrat Dr. R. Biedermann.)

Deutsche Revue, Stuttgart: Grauenvollen Qualen sind es, die der unerhörte Despotismus des vorrevolutionären Frankreich einem Menschen durch 35jähr. Gefangenschaft auferlegte, um eine Jugendtorheit zu strafen. Erstaunlich und immer fesselnd ist die Darstellungskraft und Gedächtnistreue, mit der Latude die erlittene Unbill lebendig schildert. Man bedauert noch heute nach 150 Jahren, daß schnöde Willkür eine so reichbegabte Natur zur Unfruchtbarkeit verdammte. Die Energie, die diesen Dulder ein solches Leben ertragen ließ, reißt zur Bewunderung hin.

München-Augsburg. Abendzeitung: Was Latude in diesem Menschenalter grausiger Haft erduldet, ist ungeheuerlich, die Darstellung ist erschütternd und bestätigt den hervorstechenden Zug des französischen Naturells, die Qualfreude, den Sadismus. Auch da also wird geschichtlicher Anschauungsunterricht gegeben. . . .

Memoiren-Bibliothek von Robert Lutz, Stuttgart

Joachim Nettelbecks Fahrten, Taten und Abenteuer

Die Selbstbiographie eines deutschen Seemannes, Sklavenhändlers und Bürgerpatrioten

Ein Band von rund 370 Seiten / Schön ausgestattet

In Halbleinen gebunden -- Zweite Auflage

◆ ◆ ◆

Neue Preuß. (Kreuz-)Zeitung: .... Wieviel mehr bedeutet solches Buch für unsere rückgratschwache jämmerliche Zeit! Es ist eine vaterländische Tat, daß der Verlag von Robert Lutz-Stuttgart diese Erinnerungen eines deutschen Mannes von echter vaterländischer Gesinnung, dieser markigen Persönlichkeit voll Mut und Trotz und Treue in seiner Memoiren-Bibliothek neu aufleben läßt. — Prächtig baut sich der Werdegang dieses pommerschen Bürgermannes auf, voll kühnen Wagemuts, hitzköpfigen Unabhängigkeitssinns, zäher Tatkraft und opferwilliger Hilfsbereitschaft. Stark und trotzig wie unsere Eichen! Immer wieder pulst das hochentwickelte vaterländische Ehrgefühl durch alle seine Taten, doppelt hoch anzuschlagen in jener, der unseren ähnlichen schmachvollen Zeit völkischer Schmach. Die gerade im letzten Kriege wieder aufs neue bestätigte Wahrheit des Spruches „ein Mann macht viele" möge sich auch bei diesem Buche bewahrheiten, das in keiner deutschen Familie fehlen darf.

Der Bund, Bern: Eine Kerngestalt voll Kraft und Eigenart tritt uns aus diesem fein und gediegen ausgestatteten Band der Lutz'schen Memoiren-Bibliothek entgegen. Wie der Mann, so der Stil: schlicht, natürlich, kernhaft, „von der selbstverständlichen Schönheit ungewollter Kunst". Ein Leben voll unbändiger Tatkraft und Abenteuerlust und doch voll kindlichen Gemüts. Alles echt, gesund und gediegen. (Luck.)

Nationale Montagszeitung, Berlin: Ein Buch, das den Leser von der ersten Seite an gefangen nimmt und nicht eher losläßt, bis er es zu Ende gelesen hat. Die Gestalt dieses Bürgerpatrioten, des Helden von Kolberg, ist uns gerade heut in einer Zeit, die zwar viele Köpfe, aber wenig echte Persönlichkeiten aufzuweisen hat, doppelt lieb und wert.

(Erich Schoch.)

25/

11429/62